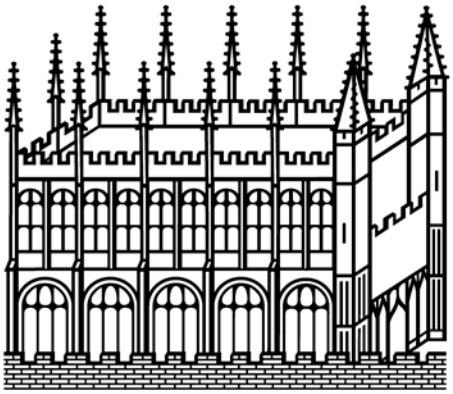

Bodleian Libraries

UNIVERSITY OF OXFORD

This book is part of the collection held by the Bodleian Libraries and scanned by Google, Inc. for the Google Books Library Project.

For more information see:

http://www.bodleian.ox.ac.uk/dbooks

This work is licensed under a Creative Commons Attribution-NonCommercial-ShareAlike 2.0 UK: England & Wales (CC BY-NC-SA 2.0) licence.

Bought from Booth, Hay-on-Wye

FIEDLER COLLECTION

Fiedler ADDS. III B. 161

Alexander Hyperstrom

5 vols £15

Schriften

von

Friedrich von Gentz.

Ein Denkmal.

Von

Gustav Schlesier.

Erster Theil.

Mannheim.

Verlag von Heinrich Hoff.

1838.

Briefe

und

vertraute Blätter

von

Friedrich von Gentz.

Herausgegeben

von

Gustav Schlesier.

Mannheim.

Verlag von Heinrich Hoff.

1838.

TAYLOR INSTITUTION
27 NOV 1973

Inhalt des erſten Theiles.

		Seite.
Einleitung zu den Schriften von Gentz		VII
Briefe und vertraute Blätter		1
Vorwort		3
I.	An Eliſabeth	9
II.	An Rahel	93
III.	An Pauline Wieſel	241
IV.	An Varnhagen von Enſe	259
V.	An James Mackintoſh	281
VI.	An R. v. L.	313
VII.	An Chateaubriand	357

Einleitung

zu den

Schriften von Gentz.

Die Leiſtungen und das Verdienſt eines deutſchen politiſchen Schriftſtellers in lebendigem Andenken zu erhalten, — iſt noch immer eine Aufgabe, die, ſo nothwendig, ſo erſprießlich ſie ſein mag, mit den größten Hemmungen rings umher zu kämpfen hat. Dieſe Bemerkung drängt ſich uns hier mit ganzer Schwere auf. Ein Autor, der, hätte er in Frankreich oder England geſchrieben, in den Händen Aller ſein würde, die näher oder entfernter ſich mit den öffentlichen Angelegenheiten beſchäftigen, oder gar auf verwandter Bahn wandeln, wird unter den Deutſchen, wenn ihn nicht eine vorübergehende Zeitſtrömung emporhält, vergeſſen, ſobald die Kraft, der Glanz oder die Spitze ſeiner Feder aufhört, ſeine Landsleute in unmittelbare Bewegung zu ſetzen. Er wird nur noch von Wenigen geleſen und beachtet; ſeine Werke ſind zerſtreut, oder liegen, wie das Aermlichſte und Niedrigſte, in den Todten-

äckern unſerer Journaliſtik begraben. Eine neue Zeit kommt darüber. Die hellen oder matten Funken, die ſie ausſprüht, decken bald mit ihrer gleich unbeachtet ausgeſtreuten Aſche alte und neue Gräber des Ruhms nur immer tiefer zu. — Das iſt das gemeine Schickſal aller politiſchen Autoren Deutſchlands! Die Richtung der Geiſter, der Nationalzuſtand, die Lage unſerer Staaten und unſers öffentlichen Lebens, die Literatur, ihre Eigenheiten, ihre Schwächen, ihre Größe ſogar — alles vereinigt ſich, die Gleichgültigkeit gegen das wahrhaft Große zu verewigen, das wir auf dem Gebiete politiſcher Verhandlung und Redekunſt ſchon einmal beſeſſen haben. Hiergegen anzuſtreben, koſtet in jedem einzelnen Falle erneute Anſtrengung, und ſelbſt, wenn es für das außerordentlichſte Talent geſchähe, den allergrößten Eifer. Und auch dann wird der Erfolg zweifelhaft und in gewiſſem Sinn doch nur ein halber bleiben! —

Man hat von unſerer Nation ſo oft geſagt, bei ihr habe von einem politiſchen Leben bis heute noch gar nicht die Rede ſein können. Das iſt, ſo viel uns auch gebricht, eine grundloſe und in höchſtem Grade einſeitige Behauptung. Laßt uns eine Wahrheit an ihre Stelle ſetzen! Wir gefallen uns entweder in politiſcher Trägheit, oder, wenn wir aufgeweckterer Natur ſind, brechen wir meiſt über unſre ganze Exiſtenz den Stab; wir vergeſſen alles Gute und Rühmliche über unſre ſonſtigen, unläugbaren Mängel. Die politiſchen Schriftſteller Deutſchlands leiden unter dieſer letzten Kategorie. Selbſt glänzende Muſter werden, nicht von dem Stillſtand, auch nicht von der

Bewegung, nur von dem Trieb nach Veränderung, von der Sehnſucht und von dem Grimm, daß gewiſſe Hoffnungen und Wünſche — ächte und falſche — noch nicht erfüllt wurden, erdrückt, ſie werden ſelbſt dann erdrückt, wenn unterdeß wenig neue Kräfte und am wenigſten größere hervortreten. Dem Unwillen über die Wirklichkeit geſellt ſich ein Haß gegen jede Größe und jedes Talent zu, das den nächſten Abſichten nicht willkommen iſt, nicht brauchbar dünkt. Ein politiſcher Schriftſteller, der nicht völlig mit dem Strom ſchwimmt, wird ſchleunigſt zur Seite geſchoben. Der Haß gegen Talente, die in der Vergangenheit groß wurden und ihr dienten, das geringſchätzende Vergeſſen ihrer Größe iſt eine Rache, iſt ein Erſatz für das, was die Gegenwart nicht gewährt. Die Deutſchen üben dieſe Rache mit größter Virtuoſität, ſelbſt an ihren größten Männern. Die Deutſchen ſind die furchtbarſten Fanatiker: ihr Fanatismus hat Methode.

Auch von Seiten der Nationalliteratur iſt den Politikern Deutſchlands das Leid angethan worden, faſt nicht beachtet zu werden. In unſern Literaturregiſtern hieß es nach ein paar kläglichen Notizen gemeiniglich: „Wir haben keine politiſchen Autoren, keine Redner, die ſich mit den berühmten Namen des Alterthums oder des Auslands meſſen könnten.“ Einige ſetzten hinzu: „Wir können keine haben;“ Andere würfelten ganz verſchiedenhaltige Köpfe bunt durcheinander, und ſtellten einen zwar gebildeten, aber doch nüchternen Raiſonneur, z. B. Rehberg, oder einen ſchwachen Zögling unſerer ſtändiſchen Beredſamkeit kurzweg neben ein Talent vom erſten Range und von

europäiſchem Gewicht. — Zuletzt wird gar auf literäriſchem Boden das Talent auch nur nach Partheianſichten beurtheilt. Nur wenige Stimmen machen gegenwärtig eine rühmliche Ausnahme davon, und noch langſamer dringen ihre Bemühungen durch. Geduldig müſſen wir es anhören, wenn die erſten beſten Zeitungsſchreiber mit dem Ehrennamen eines Publiziſten geſchmückt werden, oder wenn man uns unſere, meiſt ſehr unkünſtleriſchen Kanzelredner mit hergebrachtem Pathos empfiehlt, die profanen Köpfe dagegen, die wirklich zu ſchreiben und zu überreden verſtanden, lieber ganz verſchweigt.

Dadurch iſt es ſo weit gekommen, daß unſere politiſchen Autoren vom Anbeginn ihrer Laufbahn, und ſelbſt bei glänzendem Erfolg, ſich von der Literatur ausgeſtoßen und wie Stiefkinder behandelt fühlen. Man ſagte uns ſo oft, unſere Literatur ſolle ſich dem wirklichen Leben und ſeinen Forderungen nähern, und doch haben bisher die Geiſter, die ſich den nächſten praktiſchen Lebensintereſſen widmeten, kaum eine Stelle in dieſer Literatur gefunden; ja ſie ſind faſt gezwungen, ihren Standpunkt außerhalb dieſes Kreiſes zu ſuchen und gleichſam wie Schauſpieler nach der flüchtigen Gunſt des Augenblicks zu haſchen. Es iſt nicht genug, daß man glauben ſoll, für einen Burke, einen Benjamin Conſtant ſei kein Raum auf deutſcher Erde; ſie würden ſogar, falls ſie erſchienen wären, in dem Pantheon unſerer Literatur kaum die verborgenſte Freiſtatt gefunden haben. Dieſe unglückliche Scheidewand pfercht unſere Kunſtliteratur in ein enges ſchöngeiſtiges Geleis ein, und raubt ihr die letzten lebenskräftigen Far-

ben; ſie drückt unſere ſich ſelbſt überlaſſene, auf keinen höheren Geſichtspunkt gewieſene politiſche Schriftſtellerei immer tiefer in die Bahn des trivialen Bedürfniſſes und ſelbſt der Gemeinheit hinab; und da die politiſche Welt ohnedies ſo geſpalten iſt, ſteht für ein nachwachſendes Geſchlecht kaum ein allgemein gültiges Muſter politiſcher Verhandlung, kein Name von wahrhaft literäriſchem Klang, kein Schriftſteller im höheren Sinne des Worts vor Augen.

Wenn die Franzoſen oder Engländer die prunkvollen Reihen ihrer Literatur aufzählen, prangen jederzeit ihre großen Politiker darunter. Bei dieſen Nationen ſind die Aufgaben des praktiſchen Lebens und des weltlichen Geſchäfts, ſobald ſie von mächtigen Genien betrieben wurden, den höchſten Leiſtungen des Dichters und des Geſchichtſchreibers ebenbürtig. Da dies einmal im Schwunge war, hatte ſich der politiſche Schriftſteller, ſelbſt in neueſter Zeit, wo alle Literaturen von dem überreizten Trieb nach bloßer Unterhaltung und nach pikanter Miſchung aller Intereſſen und aller Darſtellungsformen verpeſtet wurden, noch immer einer literäriſchen Geltung zu erfreuen. Wie alle Köpfe, die etwas Ernſtes und Großes wollen, werden auch ſie überfluthet und zurückgedrängt; ſie behalten aber wenigſtens die Anſprüche, gleich den Erſten in jedem anderen Fache. — Das literäriſche Urtheil hatte von Rechtswegen die Freiheit voraus, ohne alle Rückſicht auf das Streben oder die Richtung des Autors, ſich lediglich an den Gehalt und an die Form, oder, was gleich iſt, an das Talent zu halten. Andere Nationen haben ihrer Lite-

ratur dies Vorrecht nach Kräften gewahrt; sie haben dies Prinzip eigentlich nie aufgegeben. Die Schriftsteller der verschiedensten Richtung und Geistesart, wenn sie nur wirklich groß und reich waren, wurden, zwar natürlich nicht mit gleicher Unpartheilichkeit, aber doch nach Maß und Verdienst geschätzt. Nur auf diesem Wege ward es möglich, daß ein Pascal und Fenelon neben Voltaire, ein Bossuet neben Rousseau seinen Rang behauptete. Unter den englischen Schriftstellern sind die Beispiele noch auffallender. Ihre beiden größten politischen Autoren, David Hume und Edmund Burke waren theils den Zeitrichtungen, theils sogar den Elementen der englischen Freiheit nicht sehr zugethan. Und beide sind wenigstens eben so anerkannt und gerühmt, als Sidney und Locke. Auch die aufgeregtesten Zeiten haben diesen Standpunkt, selbst in Frankreich, nicht verrückt. Allerdings wurden Männer, wie Maistre, Ballanche, und selbst Guizot von der französischen Tagesmeinung und Aufklärung verhöhnt. Die Literatur hat sie nichts destoweniger in Anerkennung gehalten; sie rangiren bei ihr neben den Lieblingen der öffentlichen Meinung. Je bedeutender der Schriftsteller selbst ist, desto mehr Achtung hat er vor dem, was selbst an seinem Gegner als Naturell oder Talent zu bewundern bleibt und auch die breitere Masse der Nation hegt vor diesen höhern Aussprüchen eine ehrfurchtsvolle Scheu. So bleiben in der Literatur des Auslandes unter allen Stürmen der Zeit die verschiedensten Talente in Ansehen; so erhalten sich Vorbilder, die gar nicht jedesmal der Tagesmeinung ergeben sein mußten; so rettet die Literatur eine

unpartheiiſchere, großartigere, freiſinnigere Kritik und für ein nacheiferndes Geſchlecht das letzte Aſyl vor den großen und kleinen Vorurtheilen des Augenblicks. Nicht daß die Politik der Literatur entfremdet werde, hat man in Frankreich oder England zu befürchten. Viel leichter könnte das Uebergewicht des politiſchen Lebens die freieren Schöpfungen des Genius darniederhalten, und die Unabhängigkeit, die der Literatur bisher geblieben war, auf dem entgegengeſetzten Wege vernichten. —

Bei uns dagegen wird man auch dem glänzendſten Autor dieſer Gattung die ihm gebührende Stelle mühſam erkämpfen müſſen. Was wir unter der Rubrik: „Politiſche Literatur“ behandeln, ermangelt faſt durchweg eines literariſchen Maßſtabs. Hierzu kommt die Macht unſerer politiſchen Partheien, die im Widerſtande größer iſt, als ſie ſcheint, die engherzigſte Einſeitigkeit im Urtheil über fremde Verdienſte, kurz, der Umſtand, daß man von allen Seiten, aus allen Kräften darauf hinarbeitet, eine ungeſtörtere Anerkennung auf dem Felde der Literatur am allerwenigſten aufkommen zu laſſen. Zwar können unter uns die politiſchen Gegenſätze öffentlich weit weniger wirken und gegen einander treten. Dafür, ſcheint es, wollen ſie ſich ſchadlos halten. Ein Jeder ſucht die Geltung eines Andersgeſinnten überall hin zu erſchweren und ſo weit er es vermag, unmöglich zu machen. Deshalb giebt es bei aller äußern Beſchränkung nichts Zäheres, Hartnäckigeres, und ſo weit die Macht reicht, Feindſeligeres, als den Pöbel unſerer politiſchen Partheien, zu welchem, was dieſen Punkt anlangt, oft ſelbſt die begabteſten Köpfe gehören. Weil

man einen andern Standpunkt oder eine andere Wirkſamkeit verfolgen zu müſſen glaubt, geht man ſo weit, ſelbſt den Geiſt zu verkleinern, der in anderer Form und Richtung ſtrebt. Nur in einer beliebten Weiſe ſoll ſelbſt das glänzendſte Talent Werth oder Anſpruch auf Geltung haben. Am unduldſamſten unter Allen pflegen diejenigen zu ſein, die ſich vorzugsweiſe Freunde des Fortſchritts und der Freiheit nennen. Ihre öffentliche Haltung und namentlich ihr Verfahren gegen Andersgeſinnte iſt, von welchem Standpunkt man es immer betrachten mag, und unter allen Umſtänden verwerflicher, denn ihre Anſicht ſelber. Hätten wir nur, ſagt man, einen Jean Jacques Rouſſeau oder auch nur einen Paul Louis Courier, ſo wollten wir einen ſolchen Autor ſchon in Ehren halten. Das glaubt man gern! Es iſt nur Schade, daß ſie bis jetzt keinen ſolchen hatten, und ſo lange ſie auf ihren ſtarren Widerſprüchen verharren werden, auch ſchwerlich ſolche Vorſprecher bekommen dürften. So iſt der Deutſche. Mit ſeiner rühmenswerthen Univerſalität eignet er ſich die Gaben aller Zonen und Völker zu, läßt ſich auch das Wunderlichſte und Abgeſchmackteſte gefallen, wenn es fremd iſt! Nur im eigenen Hauſe iſt er der launiſche Tyrann, der keine Willensäußerung neben ſich duldet, und obſchon er ſich für die eingefleiſchte Sittlichkeit hält, nicht einmal die Tugend der Gerechtigkeit, viel weniger die Liebe kennt. Sittlichkeitstrunken ſind unſere Liberalen, in noch weit höherem Grade, als unſere Staasleute, die unbedeutendſten voran, alle göttliche und menſchliche Weisheit in höchſt hrer Perſon zu repäſentiren meinen. Jener ſittliche Hoch-

muth iſt aber jedenfalls das Unſittlichſte. Denn nicht genug, daß man Jeden, der nicht auf derſelben Linie des Gedankens ſteht, ſeine Begeiſterung nicht mit denſelben Worten und Formen zur Schau trägt, zum Jakobiner oder Obſkuranten ſtempelt, man erklärt ſolch ein Leben, ſolch eine Thätigkeit geradezu für ein — Verbrechen. Wenn dieſe Kurzſichtigen wenigſtens das, was an Andern kräftig, bedeutungsvoll und nachahmungswerth erſcheint, gelten und anerkennen ließen, die Schlacken, die daran waren oder ſind, wird die Zeit und der immer fortarbeitende Weltgeiſt ohnedies vernichten. In euerem Kampfe aber wird auch das Talent zertrümmert, und der Geiſt verwüſtet, den keine Zeit erſetzen kann.

So ſtehen unſere deutſchen Politiker, unter ihnen vielleicht die erſten Proſaiker und glänzendſten Geiſter der Nation, bald nach ihrem augenblicklichen Wirken kaum mehr beachtet im Hintergrund. Ohnehin fluthen ja die raſtloſen Strömungen der Zeit unerbittlich über die kleineren Fähigkeiten hinweg; ohnedies geſtatten die friedlichen Zeitverhältniſſe der Gegenwart und muthmaßlich der nächſten Zukunft kaum eine ſo freie und großartige Erhebung des politiſchen Genius, der, wenn irgend einer, von äußeren Begünſtigungen und Anläſſen emporgehoben werden muß; und die wenigen hochgeſchwungenen Ueberreſte einer unendlich bewegteren und für lange Zeit hinaus vorbeſtimmenden Vergangenheit will man aus partheiiſcher Verblendung zu Grunde gehen laſſen! — Dem entgegen zu wirken, iſt dringende Pflicht, iſt Verdienſt. Wo man nichts beſſeres thun kann, muß man um ſo eifriger bedacht ſein, das

Beſte und Großartigſte, das wir ſchon beſitzen, zu retten. Hier lohnt es ſich der Mühe, das Ausland nachzuahmen, und unſeren eigenen Geiſt nicht zu verläugnen. Hier kann noch eine große Leere unſerer Nationalliteratur mit unvergänglichen Muſtern der Kraft, der Schönheit und der Kunſt bevölkert werden. Hier muß, ſtatt einen Kirchhof hinter uns zu laſſen, zu Nutz und Frommen unſeres kleinlebigen und kurzſichtigen politiſchen Treibens, eine großartigere Ueberlieferung, ſo weit ſie vorhanden iſt, und ein Kranz leuchtender Sterne und Vorbilder täglich von neuem und im wahren Sinne erſt jetzt ſeinen Wiederaufgang feiern.

* * *

Auch Friedrich von Gentz, dem wir dieſes Denkmal errichten, verlangt noch nach einer ſolchen Auferſtehung. Ein Name, wie die politiſche Literatur Deutſchlands eines größeren ſich nicht rühmen kann, ein Geiſt, der, im kräftigſten und vielſeitigſten Wirken, der glänzendſten Periode unſerer neueren Geſchichte unter den Hauptfiguren angehört, der von den Kundigen oft, und, ſo fern man ihn nicht abſichtlich verkleinert, mit größter Auszeichnung genannt wird, ein ſolcher Mann, dem ſelbſt ſeine Gegner den Rang des erſten aller unſerer politiſchen Schriftſteller nicht abzuſprechen wagten*), muß bei der deutſchen Literatur

*) So wird man Friedrich Rühs, den Hiſtoriker, ſchwerlich einen Gleichgeſinnten nennen. Und doch gab er Gentz, und zwar zu einer Zeit, wo unter deſſen Mitwirkung die Reſultate des Wiener Kongreſſes für Deutſchland entſchieden waren

noch bittend um ſeinen Standort einkommen; ſeine Schriften ſind noch zerſtreut; und ſchon die jetzige Generation weiß kaum von ihnen und, wenn nicht letzthin manche gewichtige und geiſtvolle Stimme für ihn geſprochen hätte, kaum von ihrem Verfaſſer; und noch drängen die Tagesmeinungen aus guten Gründen ein ſolches Muſter eifrig zurück. Auch das koſtet alſo einen wiederholten Anlauf, die Leiſtungen eines Klaſſikers trotz dem, daß es ein politiſcher war, trotzdem, daß er todt iſt und uns nicht täglich ſeine Macht fühlen läßt, zu friſchem, wirkſamem, lebenskräftigem Anſehen zu bringen, — einen Namen, der in verſchiedenſtem Betracht ſchwer wiegt, der längſt in unſere Geſchichte eingetragen iſt, auch auf den unwandelbar einflußreichen Platz zu ſtellen, den er in unſerer Literatur fordert. Wie ſoll es den Kleineren ergehen, wenn der Größte ſogar Mühe hat, in dieſer Literatur zu dem Rechte zu kommen, das ihm ſo ohne Einrede gebührt?

* * *

Wenn wir Gentz eine ſo hohe Stellung unter den politiſchen Schriftſtellern unſerer Nation zuweiſen, ſo ſind deshalb die großartigen Talente Anderer keineswegs verkannt. Daß ſich die Anlagen eines Einzigen unter ihnen

---

und ſo manche Hoffnung, die auch Rühs getheilt hatte, unerfüllt geblieben, bereitwillig dieſes Ehrenprädikat. (In der Zeitſchrift für die neueſte Geſchichte, die Staaten- und Völkerkunde. Herausgegeben von Rühs und Spiker. Berlin. Mai und Juni 1815. S. 452.)

zu einer ſo außerordentlichen Vollendung entwickelten, iſt, wir läugnen das nicht, noch mehr dem Glück und den Umſtänden, unter denen ſie ſich bilden konnten, als den urſprünglichen Fähigkeiten ſelbſt anzurechnen. Der Verfaſſer der ausgezeichnetſten Lebensſkizze, die wir bis jetzt über dieſen Mann beſitzen, nannte ihn ein Meteor am politiſchen Himmel unſerer Zeit und auf deutſchem Schriftſtellerboden. Eine Gunſt nnd Stellung wie er, habe noch nie jemand gehabt, und werde niemand wieder erlangen. Eine Geſtalt wie die ſeinige konnte nur mit einer ſo einzigen Kraft, aber auch nur unter den ganz zutreffenden und eben ſo einzigen Weltereigniſſen und unter den durch ſie erzeugten Verhältniſſen emporwachſen. Nur Gentz genoß die vorzüglichſte Schule, die glänzendſten Anläſſe und endlich die Gunſt einer ganz entſprechenden außerordentlichen Laufbahn zugleich.

In der beſten Schule hatte ſich ſein Geiſt gebildet. England gab ihm ſeine Muſter, lebende Vorbilder erſten Ranges. Aus England holte er ſich die früheſten Anſchauungen und Maximen. Die beiden größten, freigeſinnten Erhalter damaliger Zeit, Pitt und Burke, blieben ihm Lebenslang Muſter und Vorbild. Seine zweite Lehrerin und zugleich der Hebel ſeiner Kraft war die erſchütterndſte Wirklichkeit, die franzöſiſche Revolution mit ihren nächſten Folgen. Da war eine kühn hervortretende Sprache Noth und Bedürfniß, von den Machthabern nicht blos geduldet, ſondern für ſie gerade unentbehrlich. So auf eine vom Glück wunderbar unterſtützte Laufbahn geführt, hatte er die ſeltenſte Gelegenheit, ſich Fülle von Einſicht

und Uebung zu verſchaffen, und endlich ſogar den Beruf, unter der Leitung eines der größten Staatsmänner unſerer Zeit, von deſſen Ruhme ſein eigener gar nicht mehr zu ſcheiden iſt, und in deſſen nächſten Nähe zu wirken. Und im höchſten Sinne des Worts war ihm zu wirken beſchieden. Der Titel und Rang eines k. k. Hofraths, der ihm dreißig Jahre lang genügte, giebt für die Größe und das Gewicht dieſer Wirkſamkeit gar keinen Maßſtab.

Mit der Größe der Ereigniſſe und äußern Begünſtigungen, ſo wie mit dem Gang dieſer außerordentlichen Laufbahn iſt auch die ſchriftſtelleriſche Thätigkeit dieſes Mannes aufs allerinnigſte verſchmolzen. Ihre Perioden laſſen ſich nach dieſen Anläſſen, nach der Stellung, die er einnahm, am ſchärfſten trennen. An der Richtung und Kraft ſeiner Feder iſt der Aufſchwung der Zeit und ſeines eigenen Lebens, in drei großen Zügen, abgeſpiegelt.

* * *

Mit einer herrlichen Grundlage von Bildung und Fertigkeiten, den Rauſch der Weltbetrachtung und eines überſchwenglichen Enthuſiasmus hinter ſich, ſtand Gentz in männlicher Jugendkraft da, als die franzöſiſche Revolution ihren Lauf begann. Nur in den allererſten Schwingungen feſſelte ſie ihn. Doch plötzlich war er in den vollen Beſitz ſeines politiſchen Urtheils geſetzt, ſein Genius ſtrahlt wie nach einem Zauberſchlage in der ganzen Fülle von Kraft und Beredſamkeit auf; wie nur ſehr Wenige in allen europäiſchen Ländern, zeigte er Macht und Berufung dem Dämon der Auflöſung und des Schreckens, der unter

dem Namen der Freiheit die Völker Europa's zu bethören, ihre Staaten und ihre Civiliſation zu vernichten drohte, einen Damm der überlegenden Vernunft entgegen zu ſetzen. In dieſem Moment war Gentz an ſeine Beſtimmung gelangt. Denn im Grunde kämpfte er lebenslang gegen das Uebermaß und die Tyrannei neu auftauchender Gewalten, mochte nun der Tyrann ein idealer, die Menſchheit beglückender Gedanke, oder eine phyſiſche und moraliſche Macht ſein, mochte ein Reich alle übrigen, oder die Volksmaſſe ihren Souverain und das Centrum der Staatsgewalt in Ketten legen wollen. Sein erſter Kampf richtete ſich gegen die Prinzipien der Revolution und die Anmaßungen des revolutionairen Frankreichs. Was man auch im weltgeſchichtlichen Sinn zur idealen Rechtfertigung jenes Ereigniſſes ſagen kann und ſagen muß, die unmittelbare Erſcheinung dieſer erſchütternden Kataſtrophe, konnte einen tiefer denkenden, vor allem aber einen wahrhaft politiſchen Geiſt nur zum Widerſpruch, und wenn er die Mittel dazu hatte, zum unerbittlichen Kampf anreizen. Daß dieſer Gegendruck geiſtiger Kraft ſo nothwendig wie der Kampf der unabhängigen europäiſchen Mächte gegen Frankreichs Vermeſſenheit war und dabei in Anſchlag gebracht werden muß, wenn man mit Recht von den ſegensreichen Folgen der Revolution ſprechen will; daß erſt aus dieſem Gegenkampf ein edleres und beglückenderes Freiheitsſtreben hervorgerufen wurde, kann jetzt nur noch von den Befangenſten geläugnet werden. Gentz war in geiſtiger Hinſicht ein Hauptrepräſentant dieſer Gegenſtrebung, nächſt Burke, dem Engländer, gewiß der tüchtigſte,

begabteſte und mächtigſte Sprecher gegen die Revolution. Sein Hauptwerk dieſer Periode iſt die Ueberſetzung der Burke'ſchen Betrachtungen und ſein Anhang dazu. — Trotz dieſes Gegenſtrebens war Gentz ein höchſt freiſinniger Charakter, der ſogar eben die konſtitutionellen Staatsanſichten vertheidigte, als ſein brittiſcher Vorgänger; nur mit dem Unterſchiede, daß der Deutſche dieſe Staatsformen oder ihre Einführung nicht für alle Völker und Zeiten gleich rathſam erachtet und zu ihrer Gründung eine gewiſſe Summe von Verhältniſſen und Vorbedingungen vorausſetzt. So ſehen wir dieſen Kämpfer gegen die Prinzipien der Revolution damals, in den Verhältniſſen ſeines eigenen Vaterlandes, bei verſchiedenen Anläſſen, zwar nicht mit Anträgen auf Verfaſſungsänderung, aber ſonſt mit den freimüthigſten, aufgeklärteſten und in einigen Punkten ſogar übertriebenſten Forderungen auftreten. Dies iſt die erſte Periode der Gentziſchen Laufbahn; da wirkt er nur als unabhängiger Schriftſteller; es iſt die längere Zeit ſeines Aufenthalts in Berlin und der Anfang ſeines Ruhmes. Die Jahre **1799** bis **1801** oder bis zu ſeinem bald nachher erfolgten Abgange von Berlin, ſo wie die in dieſen Jahren herausgegebenen Schriften bilden den Uebergang in ſeine zweite Epoche. Das ungemeine Aufſehen, das er mit ſeinen früheren Schriften erregt hatte, die Ehrenbezeigungen und Anerbietungen, die ihm in den höhern Klaſſen der Geſellſchaft und von den Stellvertretern der großen, meiſt noch im Kampfe begriffenen Mächte zu Theil wurden, ſtellten ihn immer ſichtbarer auf den Standpunkt eines, wenn auch nicht offiziellen, doch freiwilligen

und anerkannten Fürsprechers bestimmter Staatsgewalten und ihrer Unternehmungen gegen das unaufhörlich weiter greifende Frankreich.

In diese zweite Periode seiner Thätigkeit, mit der bald darauf auch ein angemessener Staatsberuf verknüpft wurde, und die seitdem, d. h. seit seinem Uebertritt nach Oesterreich (**1803**), einen entschiedener offiziellen Charakter annahm, fallen seine glänzendsten und ihrem geistigen Inhalt nach unabhängigsten Schriften. An Gediegenheit stehen seine Abhandlungen zu Burke, und die meisten nachfolgenden Schriften allen seinen spätern Werken gleich, in Schönheit und Kunst können sie wetteifern, nur so selbstständig sind die darin niedergelegten Ansichten noch nicht. Erst von dem Zeitpunkt an, wo er sein historisches Journal (**1799**) eröffnete, sind auch seine Staatsansichten auf eine eigenthümliche, und der ganzen Richtung seines Geistes wie den deutschen Verhältnissen homogenere Grundlage gestellt. Früher war er noch von den Sätzen der Kantischen Philosophie umstrickt, von der er ausgegangen war, daneben hatte ihn England, dessen Größe und Bestand ihm lediglich auf seine Verfassung gegründet schien, mit den Grundsätzen einer gemischten Konstitution gefesselt. Diese frühere Denkart war in vieler Hinsicht unbefangener, in vielen Wendungen freimüthiger. Die Liberalen der heutigen Welt werden, wenn sie ihn überhaupt in irgend einem Abschnitt seiner Laufbahn gelten lassen, höchstens mit seinem ersten Standpunkt sympathisiren. Allein auch die Richtung und Gesinnung in den Schriften aus dieser zweiten Periode, die bis gegen den Wiener Kongreß

läuft, iſt in hohem Grade von politiſchem Freiſinn begleitet. Gentz hat in dieſer Zeit den Fundamenten einer ächt deutſchen Staatslehre nachgeforſcht, einer politiſchen Theorie, die, dem ſchwellenden Strome des Demokratismus entgegen, unter den Deutſchen nächſt Juſtus Möſer keiner ſo eingeleitet und begründet hat, wie er — auf der jetzt großentheils unſere deutſchen Staaten wurzeln und unter deren Leitung wir ſchon unendlich ſicherer fortgeſchritten wären, wenn die Richtung ſelbſt nicht durch Zeitwirren, durch veraltete und übertriebene Anſprüche, durch revolutionaire und kontrerevolutionaire Tendenzen getrübt und der Auffriſchung bedürftig geworden wäre. Wer Gentz's Schriften aus dieſer Zeit und den Stand der gegenwärtigen deutſchen Staatslehren nicht ganz äußerlich kennen gelernt hat, der weiß, welchen wichtigen Beitrag, welchen Impuls er zur Wendung der Staatswiſſenſchaft und der politiſchen Denkart in Deutſchland gegeben. Nicht blos dem Evangelium Rouſſeaus, ſondern auch den nachhaltigeren Doktrinen eines Montesquieu und unſerer großen Idealphiloſophen, Kant's und Fichte's, trat jetzt eine objektivere Anſicht vom Staat gegenüber, von der die Lehren Hallers und ſeiner Nachfolger nur ein trübſeliger und vergänglicher Auswuchs ſind. — Obſchon Gentz nach dieſer Seite, in damaligen Zeitverhältniſſen, weit mehr negativ und polemiſch, als poſitiv wirkte, ein Umſtand, der jederzeit leicht zu ſchiefen Folgerungen Anlaß gibt, und ſolche in ſpäterer Zeit, namentlich bei einigen Nachfolgern von Gentz, ſichtbar veranlaßt hat — ſo ſind doch in dieſen Schriften die ergiebigſten Keime zu einer ſtichhaltenderen,

vernünftigeren, unſerer deutſchen Geiſtestiefe entſprechenden Staatslehre niedergelegt. War ſein Blick ſchon damals irgend wie auffallend befangen, ſo lag der Grund davon eher in dem Ueberreſt ſeiner früheren, anſcheinend freiſinnigeren Theorie und in der verbliebenen Vorliebe für England und deſſen Einrichtungen, als in dem Kern dieſer ſpäteren Geſinnung. Mit dem Ueberreſt fremder Doktrin und alter Lieblingsvorſtellungen hat er, in ſeiner ganzen folgenden Laufbahn, entweder in ſich oder im Kampf dagegen, gerungen. So war z. B. ſeine vorwiegende Neigung zu einer mächtigen Ariſtokratie des Beſitzes auf dem Boden der Freiheit gewachſen, und gerade ſie drückte ſeiner nunmehrigen politiſchen Denkart eine theilweis zeitwidrigere Phyſiognomie auf, als ihr eigentlich inwohnte. — Noch ungleich wirkſamer und bedeutungsvoller war der jahrelange Feldzug, den Gentz in den Schriften dieſes zweiten Zeitraums gegen die tyranniſchen Uſurpationen der franzöſiſchen Nation und ihrer Gewalthaber führte. Je ſchwerer der Druck dieſes Volkes faſt auf allen Staaten Europa's laſtete, deſto gewaltiger regte ſich ſein Eifer, deſto gründlicher rechtfertigte er die ewigen Grundſätze des Völkerrechts und der Staatenunabhängigkeit, deſto muthiger ſeufzte er im Angeſichte der Napoleoniſchen Weltherrſchaft die letzten Athemzüge der Freiheit aus. Auf dieſem Terrain ſind ſeine Prinzipien eben ſo vollendet und unvergänglich als die Meiſterhaftigkeit der Form, in welcher er ſie dargelegt. Klareres, Gereifteres und zugleich Erſchütternderes iſt auf dem Boden der Politik, vielleicht in der ganzen neueren Welt und ſeit den Zeiten Griechenlands

und Roms nie mehr geſchrieben worden. Die Freimüthigkeit in dieſen Werken iſt eben ſo bewunderungswürdig als ihre Wahrheit, ihre brennende Wahrheit, und nur in Betracht ſeiner ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit allein müßte die Geſchichte jederzeit, wenn ſie die größten Namen nennt, die blos durch geiſtige Anregung, durch politiſche und redneriſche Werke zur Befreiung Deutſchlands und Europa's und zur Wiederherſtellung einer neuen Weltordnung gewirkt haben, aus den Reihen unſerer Nation, und neben wenigen Andern, vorzugsweiſe Gentz nennen. Alles, was wir Deutſchen ſonſt an politiſcher Darſtellung und Beredſamkeit beſitzen, iſt untergeordnet, an Gehalt entweder, oder an Geiſt, oder an Schönheit und Wirkung. — Der erſte Hebel der Gentziſchen Kraft war die Revolution geweſen. Die Napoleoniſche Uebermacht ſteigerte dieſe Fähigkeiten bis zum glänzendſten Aufſchwung der Kraft und zur höchſten Vollendung der Form. Für die Staaten, für ihre ſchreckhaft bedrohte Exiſtenz ward ein Geiſt und eine Feder, wie die von Gentz, das dringendſte Bedürfniß. Männer wie ihn forderte die Zeit ſo gebieteriſch als ſchlagfertige Armeen. Wille und Kraft eines ſolchen Genius durfte in ſolcher Zeit den freieſten, rückſichtsloſeſten Flug nehmen, einen unabhängigeren jedenfalls, als gemeinhin der Feldherr an der Spitze ſeines Heeres. So ſtieg er, der Unentbehrliche, bis zu den höchſten Stufen, die eine ſolche Fähigkeit im Staatsleben, und noch dazu in der deutſchen Staatenwelt zu erklimmen im Stande iſt, hinan, bis endlich ſein Wort der unmittelbare Zeiger der letzten und auch der wiederaufſtehenden Kraft, ſein Mund

das Organ aller Manifeſte des Staates geworden war, dem er ſein nächſtes Wirken geweiht hatte. Auf dieſe Höhe der Kraft und der Stellung hatte er ſich geſchwungen, als die franzöſiſche Herrſchaft zuſammen brach; ſeine hochangeſehene Rolle auf dem Wiener Kongreſſe, und bei allen ſpäteren politiſchen Verhandlungen bis in die neueſte Zeit, war das natürliche Ergebniß ſeiner früheren Leiſtungen, ſeiner Verdienſte. Doch nur die äußere Stellung von Gentz iſt in dieſer letzten Periode noch glänzender, Kraft und Wirkſamkeit war deshalb nicht großartiger geworden. Mit der Größe der Weltbegebenheiten mußte auch ſeine Beredſamkeit, wenn ſchon nicht an Volubilität und Kunſt, ſo doch von ihrem Schwung nachlaſſen.

Hatte Gentz in der erſten Periode jene mächtige, ihm durch den großen brittiſchen Redner gewordene Anregung, die ſein ſchlummerndes Talent erweckte, bei größter Selbſtſtändigkeit in der Form, dem Gehalt nach, nicht überſchritten, ſo ſteht er in den Schriften des zweiten Zeitraums auch in voller Freiheit und Selbſtſtändigkeit des Gedankens. An das hiſtoriſche Journal, mit welchem dieſer Abſchnitt anhob, und das faſt lauter ausführliche und gediegenſte Abhandlungen, z. B. über den Urſprung der Revolution, über die engliſchen Finanzen, über einige Hauptbegriffe der rationellen Staatswiſſenſchaft enthielt, ſchloſſen ſich ein paar größere Einzelſchriften, eine „über den Zuſtand der europäiſchen Staatenwelt vor und nach der Revolution", und namentlich die „über den Urſprung und Charakter des Kriegs gegen das revolutionaire Frankreich". Darauf verließ er Berlin, unternahm eine Reiſe

nach England und trat nach der Rückkehr in ſeine öſterreichiſche Funktion. Von da an ſind nur noch zwei größere Werke von Gentz erſchienen, Werke, die er hauptſächlich mit der Abſicht verfaßte, der dritten Koalition gegen Frankreich und der Unternehmung Oeſterreichs im Jahr **1805** den Beiſtand ſeines Geiſtes und ſeiner Beredſamkeit zu leihen: — erſtens, die „Darſtellung des Verhältniſſes zwiſchen England und Spanien vor und bei dem Ausbruche des Kriegs zwiſchen beiden Mächten" (St. Petersburg bei Hartknoch **1806**), und zweitens die anonym erſchienenen, aber ſo berühmten „Fragmente aus der neueſten Geſchichte des politiſchen Gleichgewichts in Europa" (St. Petersburg **1806**) — Schriften von unvergänglichſtem Werth, und deren Gewicht ſelbſt dadurch nicht entkräftet werden konnte, daß ſie erſchienen, als die Niederlagen von Ulm und Auſterlitz die Dauer der franzöſiſchen Gewaltherrſchaft ſchon wieder befeſtigt hatten. Als nun auch Preußen im nächſten Jahre erlegen war, erkannte Gentz, der ſelbſt nur mit Mühſal den franzöſiſchen Verfolgungen entging, daß nach dieſen Schriften, die alles, was ein Vaterlands- und ein Rechtsfreund als letztes Wort in dieſer Zeit der Drangſal auszuſprechen vermochte, nur mit Waffengewalt eine Aenderung in dem Zuſtande Europas hervorgebracht werden könne. Die Manifeſte von **1809** und **1813** waren nur noch die Rechtfertigung des letzten unglücklichen und des erſten glücklichen Kampfes. Mit dieſen beiden Staatsſchriften ging auch ſein früheres Autorthum in jene faſt ausnahmslos ganz oder halb offizielle Wirkſamkeit über, welche ſeine dritte und letzte

Periode charakteriſirt. Sie nimmt vom Wiener Kongreß und den Pariſer Friedensſchlüſſen ihren Anfang und zieht von da bis an ſeinen Tod.

Wir wollen hier dieſen letzten Zeitraum nicht näher beleuchten. Mit einem größeren Werke trat er nicht mehr auf. Was er jetzt ſchrieb, war die nächſte Folge der einmal von ihm eingenommenen öffentlichen Stellung, und, mit einer einzigen Ausnahme von Bedeutung, nur den dringenden Anläſſen und Begebenheiten der nächſten Gegenwart geweiht. Alle Arbeiten von Gentz, die nach der Ueberwältigung Frankreichs und der Herſtellung eines äußern europäiſchen Friedens, den innern Planen, Anordnungen oder Gährungen und den dahin einſchlagenden Intereſſen Oeſterreichs, Deutſchlands und Europas ihre Entſtehung verdanken, gehören dieſer letzten Periode — eine geſchloſſene Reihe kleinerer und größerer Staatsſchriften oder Journalartikel. Der Standpunkt von dem aus er ſie ſchrieb, iſt mit der damaligen Politik Oeſterreichs oder der europäiſchen Hauptmächte identiſch. Der hiſtoriſche Werth dieſer Schriften iſt nicht minder groß, ja zum Theil größer, als der ſeiner früheren Hauptwerke, das Intereſſe durch den Reiz der Neuheit, ihre noch fühlbaren Nachwirkungen und wegen der meiſterhaften Form, die auch dieſe oft weit trockneren Materien in raſcher Darſtellung und größter Wohlredenheit belebt, oft noch überwiegender. Nur was den geiſtigen Gehalt, die Unbefangenheit der Forſchung und Erörterung und ſelbſt den großartigeren Flug der Rede angeht, dürfen ſich die meiſten dieſer ſpäteren diplomatiſchen Kunſt- und Prachtſtücke mit den Meiſterwerken der

vorhergeſchilderten mittleren Periode nicht meſſen. Die Artikel über die Preßfreiheit in England und die Briefe von Junius ſind auch aus dieſem Grunde ſchon in dem zweiten Theil der Schriften von Gentz der ſpäteren Reihe vorweg genommen worden.

Dies iſt ungefähr der äußere Abriß der Lebens- und Schriftſtellerbahn von Gentz. Die Gunſt, welche ſchon in den äußern Verhältniſſen und in den Begebenheiten ausgeſprochen liegt, die ihn emportrugen, iſt ſo einzig, daß ſchon jeder Vergleich mit der Thätigkeit unſrer andern politiſchen Schriftſteller wegfällt. Wie mußte ſich die Bedeutung eines ſolchen Geiſtes mit dem angebornen glänzenden Talent erhöhen! Unter allen verwandten Fähigkeiten, ſelbſt unter denen, die der große Weltkampf in die Schranken rief, war keine ſo praktiſch und den dringenden Aufgaben gewachſen, wie die des Ritters von Gentz. Wir hatten noch keinen politiſchen Autor, welcher die Schärfe und Feinheit des Blicks und die angeborne Kraft, die ſchweren Probleme des politiſchen Lebens zu verſtehen und zu behandeln, mit einer ſolchen Gründlichkeit der Forſchung, mit einer ſo ausgebreiteten Gelehrſamkeit, und was endlich auf alles dies den Stempel drückt, mit einer ſo klaſſiſchen Virtuoſität des Vortrags, und mit einer ſo einſchmeichelnden Beredſamkeit vereinigt hätte. So ward er, der Zeit nach einer der erſten denkwürdigen politiſchen Schriftſteller Deutſchlands, auch zugleich der größte von allen, die wir bisher hatten. Varnhagen ſagt ſehr ſchön am Schluſſe ſeiner Skizze: „Auch als Mitſtrebende genug in ſeiner ſchriftſtelleriſchen Bahn nachfolgten, blieb er ſtets

der Erſte, durch Kraft und Sicherheit die Einen, durch Vornehmheit und Weltkunde die Andern weit überragend. Seine Gedanken und ſeine Beredſamkeit liehen den Verbündungen der Mächte einen Glanz und Schimmer, deren Mangel oft nachtheilig war empfunden worden; ſeine wundervolle Proſa erhob den Ausdruck der Kabinette zu der Höhe brittiſcher Rednerbühne. Sein Geiſt wußte die mannigfachſten Werkzeuge zu beſeelen; in dem Organismus desſelben fehlten vielleicht nur zwei äußerſte Glieder: ſtrenger Tiefſinn und raſcher Witz, alles, was zwiſchen dieſen Endpunkten einzureihen iſt, beſaß er in reichſter Ausbildung und Brauchbarkeit.“ Mit dieſen außerordentlichen Mitteln hat er, zuerſt und beinahe einzig, die publiziſtiſche Darſtellung der Deutſchen zur Kunſt erhoben, der politiſchen Beredſamkeit den erſten kräftigen Aufſchwung gegeben, und nur mit wenigen Genoſſen dies ganze Gebiet für unſere Literatur erſt erobert. Wir hätten nur Namen zu nennen, deren Genius, auch in politiſcher Rede, einen majeſtätiſcheren Flug zu nehmen pflegte, als die, ſelbſt in größter Aufregung wohl berechnete, praktiſche und gemeſſenere Haltung in den Schriften von Gentz, obſchon unter dieſen die Vorrede zu den Fragmenten des politiſchen Gleichgewichts, die faſt bis zum Dithyrambus aufſteigt, wieder eine Ausnahme macht und zwar eine ſolche, vor deren Energie und Gewalt ſelbſt die erſchütternden Anreden Fichte's nicht, noch die phantaſtiſchen Titanenworte eines Görres Stand halten. Wenn es in unſerer Sprache irgend Etwas gibt, das ohne durch den Tiefſinn oder die Neuheit des Inhalts zu imponiren, oder auch, ohne

durch poetiſche Anſchauung nnd dichteriſche Gluth hinzureißen, durch nichts als bloße, vom tiefſten Gefühl und höchſter Begeiſterung durchathmete Redekunſt, durch die unerſchöpflichſten Hülfsmittel der Dialektik und des Sprechertalents, durch bloße Rede die Macht des Sprechers in ihrem ganzen Umfang aufſchließt, ſo iſt es dieſe Vorrede von Gentz. Seit den Tagen des Demoſthenes iſt nur hier und in einigen Prachtſtücken des engliſchen Parlaments die ganze Gewalt der menſchlichen Zunge geoffenbart worden.

* * *

Schon der Styl dieſer Schriften kündigt eine in deutſcher Sprache ſeltene Klaſſizität an, und erhebt ihren Verfaſſer zu dem Rang eines unſerer erſten Proſaiker. Ich ſpreche nicht erſt von der Helle und Durchſichtigkeit, mit der er ſelbſt die verwickeltſten Gegenſtände behandelt, nicht von dem Leben, das auch die trockenſten Materien, wenn ſie durch ſeinen Kopf gingen, durchhaucht, nicht von der vielſeitigen Bildung, von der Gewiegtheit und von dem Zauber der Geiſtesgegenwart, der in ſeinen Werken, auch in den kleinſten Aufſätzen oder Briefen, faſt auf jedem Worte ruht, nicht von der Sorgfalt und Feile, die den Gedanken bis auf den äußerſten Schmuck und den kleinſten Wohllaut der Rede ausmeißelt. Dies alles wären Eigenſchaften, die, obſchon in ſolcher Potenz und Vereinigung immer außerordentlich, doch bei den Klaſſikern der Nation, und im geringern Grade auch bei manchem unbedeutenderen Schriftſteller zu finden ſind. Nur zwei Seiten

ſtechen glänzend an dieſer Proſa hervor. Vor allem iſt an ihr die große Einfachheit des Ausdrucks und der Mittel zu bewundern, mit denen er auch noch als Redner die größten Effekte zu bewirken weiß. Was der Verſtand, der in ſolchen Verhandlungen nothwendig vorherrſcht, gleichſam mit ſeinen unmittelbarſten Naturlauten vermag, hat Gentz mit überraſchender Fertigkeit bewieſen. Seine Sprache nimmt nur ſelten zu metaphoriſchen Ausdrücken ihre Zuflucht; Fülle von Bildern oder gar nebenlaufenden Redeſchmuck ergreift er faſt nur im höchſten Affekt; von der emporgeſchraubten, durch alle künſtlichen Hebel der Phantaſie und des Gedankengeflechts getriebenen Proſa, kurz von all den Kunſtmitteln, in denen ein großer Theil unſerer neueren, aufgeregten, vorzugsweiſe franzöſiſchen Proſa wurzelt, iſt bei Gentz noch nichts zu finden. Es iſt im Gegentheil, als wenn er ſeine größten Gemälde nur mit einer und derſelben Farbe malte, ja ſelbſt die erlaubten Koloraturen verſchmähte, und doch bringt er mit dieſer einfarbigen Palette ſo große und oft noch größere Wirkungen zu Stande, als mit dem ganzen bunten Teppich menſchlicher Darſtellungskunſt. Gerade die Einfachheit ſeiner Mittel erhöht die Bewunderung, die wir ihm zollen; gerade die Natürlichkeit ſeiner Rede verdoppelt ihre Klaſſizität. Wir wollen das Verdienſt künſtlicherer Leiſtungen nicht herabdrücken, aber die größten und im idealen Sinne muſterhafteſten Proſaiker ſind doch zu allen Zeiten und mit wenig Ausnahmen auch die einfachſten geweſen. Wenn wir unſere deutſche Proſaliteratur durchgehen und die beiden größten Koryphäen, Leſſing und Göthe, abziehen,

ſo dürfen ſich der einfachen Vollendung Gentziſchen Vortrags ſelbſt aus der früheren Zeit nur ſehr Wenige zur Seite ſtellen. Aus der neueſten Zeit könnte man kaum ein paar Erſcheinungen nennen, die auch nur eine ähnliche Gabe und ein ähnliches Streben mit größerem Erfolg bethätigt hätten. Gerade unſere beſten Köpfe arbeiten ſich gegenwärtig, in ihrer Art auch bedeutend und in anderer Hinſicht zum Vortheil der Sprache und Literatur, durch und durch in einer Kunſtproſa empor. Allein die höchſte Kraft und die ächteſte Schönheit wird, nach mannigfachen Umwälzungen, immer wieder zu neuer Natureinfalt zurückkehren, und die Schriftſteller dieſes Schlages werden als leuchtende Vorbilder ihre Wirkungen am öfterſten und am nachhaltigſten erneuern. Vor allen aber wird ſich unſere deutſche Literatur, die ſo ſchwer auf eigenen Füßen ſteht, im Durchſchnitt entweder roh oder überreizt iſt, und doch die urſprünglichſte Anlage zu ſchöner Einfachheit mitbringt, an den klaſſiſchen Muſterwerken ihres Leſſing und Göthe, ihres Winkelmann und Möſer, ihres Forſter und Gentz und ſolcher Proſaiſten*) feſthalten und erſtarken müſſen! — Die zweite vielleicht noch ſtaunenswerthere Eigenſchaft von Gentz iſt die ſichere Geſchloſſenheit des Vortrags oder die beinahe antike Kunſt, alles, was den Gang der Verhandlung nur im geringſten von

*) Dieſen Namen wüßte ich, ſo weit meine Kenntniß reicht, nur ſehr wenige auch nur annähernd beizufügen, und durch Einfachheit und Kunſtvollendung zugleich gehören vielleicht nur noch die Briefe Bettina's in dieſe Kategorie.

dem Boden der Wirklichkeit und des hellen Verſtändniſſes in die dunklen Regionen entlegener Begriffe oder unweſentlicher Gegenſtände hinweglocken, was die einmal geſteckte Gränze der Diskuſſion und die Klarheit ihres Bereichs ſtören könnte, mit wahrhaft ſouverainer Macht und ſelbſt auf die Gefahr hin, für mangelhaft zu gelten, unerbittlich weg zu weiſen. Dies war die hohe Kunſt der Alten, namentlich der großen Griechen, ſich und ihre Kraft in beſchränktem Kreiſe und noch in der höchſten Gedankenregion mit ſteter Realität und Kompaktheit zuſammenzuhalten, und, wenn mit dem Gedanken in den höchſten Lüften, mit dem Auge und mit der Sprache immer auf der Erde zugleich und in der nächſten Gegenwart zu ſein. Für die Neueren iſt mit ſo vielen anderen Gränzen auch dieſe Geſchloſſenheit, dieſe Schärfe abhanden gekommen, und doch müſſen wir, wie ſo Vieles, in unſerer Art auch dieſen weſentlichen Vorzug immer wieder zu erhaſchen ſuchen. Dies iſt nicht der geringſte Grund, der uns die Schriften des Alterthums unentbehrlich, und einige Autoren neuerer Zeiten ſo wichtig macht. Wie ungeheuer ſtrahlt Machiavell in dieſer Kunſt! Welch magnifike Kraft beſaß in dieſer Weiſe Voltaire! Wie groß und kunſtgeübt ſteht Göthe auch in dieſer Rückſicht da! Unter den deutſchen Schriftſtellern jedoch ſind dieſer Kraft des klaſſiſchen Alterthums vorzüglich Leſſing, Winkelmann und — wenn Karl Gutzkow den Zuſatz erlaubt — Friedrich von Gentz nahe gekommen.

Rechnet man zu all dem noch das Gewicht, welches, wie ſchon berührt worden, dieſe Schriften für die

Wendung und den Fortgang unſerer Staatswiſſenſchaft, der Politik und des Völkerrechts behaupten, rechnet man ferner dazu, daß ein großer und wichtiger Theil der Denkmäler dieſes Mannes — der bei den wichtigſten Staatshandlungen des Jahrhunderts thätig, und der mitredende Protokollant des Wiener und aller ſpäteren Kongreſſe geweſen iſt — die höchſte offizielle Bedeutung und hiſtoriſche Wichtigkeit für die Geſchichte Europas, Deutſchlands und des öſterreichiſchen Kaiſerſtaats einnimmt, ja beinahe ein fortlaufender Kommentar zu ihr iſt, daß endlich Gentzens Proklamationen und Journaliſtenworte zum Theil unauslöſchlich in unſere Nationalgeſchichte geſchrieben ſind, ſo ſollte man meinen, daß eine Sammlung ſolcher Schriften nicht blos ein unvergänglicher Schatz für Politiker vom Fach, eine Schule unſerer neu aufwachſenden Staatsleute, auch nicht blos ein hiſtoriſches Denkmal, wie man jedem großen Deutſchen, namentlich jedem Schriftſteller von ſolchem Rang wahren ſollte, ſondern daß eine ſolche Sammlung ein Nationalwerk ſein müſſe, welches im Intereſſe Aller, die den Quellen der Bildung nachgehen, ſo früh als möglich zu wünſchen wäre.

Ein ſolches Denkmal für Gentz und ſeine Schriften wurde nun bis heute weder geliefert, noch auch nur, ſo viel wir wiſſen, beabſichtigt; denn der Verſuch, der neuerdings von jemand gemacht worden iſt, ſieht zu augenfällig einer Buchhändlerſpekulation ähnlicher, als dem ehrenhaften Streben eines deutſchen Gelehrten, oder einer irgend zweckdienlichen Unternehmung. Wäre Gentz ein Franzoſe geweſen, ſo befände ſich ſchon längſt ſein reicher, beredter

Nachlaß in den Händen der Nation. Das gebührte aber einem ſolchen Juwel unſrer an politiſchen Muſterſchriften noch ſo dürftig ausgerüſteten Literatur in doppeltem Grade. Allerdings können wir uns nicht anmaßen, den Genius und Gehalt von Gentzens Werken mit dem Umfang der Kraft und des Intereſſes, der in den Werken eines Montesquieu, oder gar eines Rouſſeau liegt, in Parallele zu bringen. Deſto gewiſſer übertreffen ſie eine große Menge der gerühmteſten und geleſenſten Proſaiſten Englands und Frankreichs weit, und ſtehen an Mannigfaltigkeit des Inhalts und an vielſeitigem Talent ſelbſt neben und über den Sammlungen der erſten engliſchen Redner, ſelbſt neben Burke; ja wir dürfen keck behaupten, weder Frankreich noch England hat überhaupt einen Schriftſteller von dieſen eigenthümlichen und nationalen Vorzügen aufzuweiſen, Keinen, mit dem Gentz ſchlechtweg zu vergleichen wäre. Wie Courier als Franzoſe, wie Junius als Engländer, ſo iſt Gentz eine, ganz aus deutſchen Verhältniſſen emporgeſtiegene, in der europäiſchen Literatur einzige Erſcheinung. —

Sag uns von dieſer Erſcheinung, was du willſt, die Talente deines Schützlings mögen in ihrer Art ſo groß ſein, wie ſie wollen, er mag in unſerer ſträflich langweiligen und bemitleidungswerthen neueren Geſchichte eine noch ſo große Rolle geſpielt haben, es war doch kein Charakter, deſſen Gedächtniß oder deſſen Schriften wir einzubalſamiren Grund hätten, es war kein Mann von großartiger Geſinnung, kein ächt deutſcher Mann, der ein Herz für ſeine Nation gehabt hätte, ſondern faſt ſein

ganzes Leben lang ein Fürſtenknecht und ein Advokat des Deſpotismus. Und wenn wir auch ſeine prekairen, geſinnungsloſen Talente noch nicht einmal abläugnen wollten, ſo mag er doch die Anerkennung derſelben bei denen ſuchen, die Grund genug hatten, einen ſolchen Schönfärber hoch und in Ehren zu halten. Wir wollen nichts von ihm, und unſere Literatur bewahre Gott vor noch weiteren illiberalen Berühmtheiten. Mag er immerhin zur Befreiung vom Franzoſenjoche gewirkt haben, — und es iſt ohnedies die Frage, was wir dabei gewonnen — für den wirklichen Fortſchritt unſerer Nation und des Geiſtes hat er auch nicht das Mindeſte gethan, und beide, ſo weit es in ſeiner Macht ſtand, in die ſchimpflichſten Feſſeln geſchlagen. — So denken, ſo ſprechen unſere Liberalen. Ihr armſeliger und illiberaler Geſchichtſchreiber der deutſchen Literatur hat Gentz, weil er ein treuer Diener ſeines Kaiſers und der mit ihm verbündeten Mächte war, mit dem ſchönen Prädikate einer „Bedientenſeele" abgefertigt. Euch, ihr Herren, übergebe ich mich mit vielen Anderen, die gewiß ſo wenig als ich geſonnen ſind, die Richtung oder den Charakter eines Gentz geradehin vertreten zu wollen, ſeine glänzenden Verdienſte und Leiſtungen aber nichts deſto weniger anerkennen und empor halten, und erwarte geduldig daſſelbe Fegefeuer, das Ihr, wenn es in Eurer Macht ſtünde, ſchmerzlicher und unerbittlicher als alle Ketten, die Gentz um Euch geworfen haben ſoll, wenigſtens für die Hälfte unſerer Nation, für ihre Gewalthaber und ihre großen und kleinen Vorſprecher bereit hättet. Mit dieſer Gattung von Liberalität wollen wir — um

eines einzigen Gentz willen — unſere Lanzen nicht zerſplittern! Bei allen anderen frei- und gutdenkenden Köpfen unſeres Volks inzwiſchen, ſo geneigt ſie auch noch ſein möchten, dem Geiſt, den wir hier vorführen, die gerechte Anerkennung zu verſagen, wird die einzige Bemerkung, die wir, um unſeren Standpunkt bei dieſem Anlaß vollſtändig zu rechtfertigen, nicht für überflüſſig halten, den Eingang ſicher nicht verſchloſſen finden: — Es bleibt ein arger, unter uns ſehr gangbarer Mißgriff, etwas Großes und Nachahmungswürdiges um des Verhaßten, das ihm beiwohnen ſoll, wegzuwerfen und zu verachten. Der ächte Menſch läßt das Verfehlte eines Gegners fallen, oder bekämpft ihn ſo lange, als dieſer ſelbſt kämpft; iſt er aber abgeſchieden vom Kampfplatz, dann wird jener ſich hauptſächlich an das Verdienſt, an die Talente, an die Größe des Mannes halten, und dieſen, was ſich immer lohnt, ihr Recht widerfahren laſſen. Je mehr Fähigkeit man erwirbt, die Gerechtigkeit zu üben und ſelbſt vom Gegner zu lernen, deſto ſicherer iſt man in ſeiner eigenen Weisheit und vor allem in ſeiner eigenen Tugend befeſtigt. Daß eine Kraft, wie Gentz, einer Parthei diente, die Euch zuwider iſt, muß vom höchſten Geſichtspunkt betrachtet, doch nur als Zufall gelten; ihr wahrer Werth und ihre bleibende Wirkung geht weit über dieſe Zeitlagen hinaus. Ein ſolcher Geiſt, von der Natur wie es ſchien, nur zum Sprecher und Schriftſteller geboren, auserſehen zum theoretiſchen Politiker erſten Ranges, hätte unter den außerordentlichſten Verhältniſſen und Begünſtigungen nur vorübergehende und ohne weitere Nach-

wirkung bleibende Schriften verfaßt haben ſollen? Dies wird man doch mindeſtens in unſerer Zeit noch nicht behaupten wollen, die ja von einer Seite her beſchuldigt wird, noch immer von dem leidigen Geiſte des von Gentz in ſeinen ſpäteren Jahren vertheidigten Syſtems beherrſcht zu werden! Zu einer ſolchen Herrſchaft werden nothwendig auch geiſtige Waffen gefordert, und man muß, wenn man darauf Rede ſtehen will, das Geſtändniß machen, daß die europäiſche Konſervativpolitik neuerer Zeit auf dem Boden der Publiziſtik deren keine größeren verbraucht hat, als die von Gentz; man müßte denn der ungeiſtigen Lehre Haller's, oder dem geiſtreichen, aber kraftloſen Myſticismus eines Maiſtre und Bonald, oder den unpraktiſchen Uebertreibungen der Adam Müller und Görres eine ſolche Macht und Bedeutung zuſchreiben wollen. Ohnedies haben gewiſſe praktiſche Maximen, hat die Fertigkeit, mit denen ein Gentz ſie geltend machte, mehr gewirkt und mehr entſchieden, als alle politiſchen Doktrinen der Zeit. Und auch dieſe, wenn ſie nur irgend Wirkung äußerten, hatten ſtets einen Theil der Wahrheit für ſich in Anſpruch genommen, ſelbſt wenn ſie ihn zum Irrthum verwendet und dadurch zeitwidrig oder unpraktiſch gemacht hatten. Der beſonnene, dem wahren Fortſchritt eifrig zugethane, nicht ganz in die traurige Selbſtſtändigkeit gegenwärtiger Partheiungen gefangene Politiker lernt nirgends mehr als aus Irrthümern und Extremen Anderer, er ſtählt ſeine Wahrheit an dem Widerſpruche, wenigſtens an dem mit Ernſt, Tüchtigkeit und Geſchick gehandhabten Widerſpruch ſeines Gegners. Und was für einen vorzüglichen, gewand-

ten, Stoff- und kunſtgeübten und im höchſten Sinne vornehmen Gegner hat man an Gentz, einen Gegner, wie er ſelbſt, unter den Deutſchen wenigſtens, auf dieſem vielſtrittenen Gebiete keinen gefunden hat. Die Theorien haben ſich der ſeinigen mit ſtarker Kraft entgegenſtellt, zum Theil ſogar weit entſchiedener zur wirklichen Doktrin gebildet, und ſie bilden ſich noch heute; allein ſo wie die ſeinige hat noch keine politiſche Denkart ſich in Schriften zu bethätigen, zu praktiſcher Anwendung bereit zu ſtellen und allen Gegnern gegenüber zu kämpfen verſtanden. Es mag höhere Denkweiſen und Standpunkte, es mag nationalere Stellungen geben, aber es gab bis jetzt unter uns noch keinen glänzenderen Repräſentanten, keinen kühneren Verfechter, als wie es Gentz für die ſeinige war. Alle übrigen politiſchen Partheien in Deutſchland haben noch keinen gleich mächtigen Schriftſteller, haben Gentz bis zur Stunde keinen ebenbürtigen Kämpfer geſtellt! Wenn der Liberalismus in gewiſſem Sinne eine Macht iſt, ſo iſt er es doch unendlich mehr durch die vom Geiſt in unſerer Zeit in Schwung gebrachten ächten und unächten Forderungen des Bürgerthums und der Nationen, unendlich weniger durch die Fähigkeiten, durch die Kraft oder den Glanz ſeiner vertretenden Schriftſteller. Auch von anderen bedeutſamen Sprechern, die mehr in der Mitte zwiſchen den äußerſten Partheien ſtanden, erreichte Gentz Keiner, entweder weil die Kraft nicht ſo groß war, oder die Verhältniſſe und Anhaltspunkte nicht ſo glücklich, oder der Trieb, ſeine Anſicht im Kampfe zu bethätigen — was faſt weſentlich dazu gehört, um in unſerer von Wider-

ſprüchen zerriſſenen Zeit das Anſehen und die Vollkraft eines Häuptlings zu erlangen — weil bei ihnen dieſer Trieb nicht ſo rege war. Unſere jetzigen Zeiten zumal möchten auf keiner Seite Anlaß, noch Raum bieten, eine ſolche Fähigkeit, ſelbſt eine urſprünglich größere bis zu ſolcher Virtuoſität zu entwickeln. Es ſcheint, als wenn mit dem Waffengeklirr auch die freie Gewalt des Wortes und ſein volles Getöſe nicht mehr aufkommen wollte!

Für die Abgeneigten iſt damit genug geſagt, für die Freunde und Verehrer ſchon zu viel. Letzterer hatte er allerwärts in Deutſchland und in weiterer Ferne, und wir glauben, daß ein ſolches Talent ſich in der Folge noch unendlich mehr erwerben wird. Der Stern bleibt Stern und wenn auch noch ſo viel andere ſich abmühten, ihn zu verdunkeln. Ein größerer müßte kommen, um ſeine Leuchte herabzudrücken. Seinen Glanz in Anerkennung zu ſetzen und in verdientem Maße auszubreiten, die Literatur mit einem bleibenden Namen zu bereichern, unſeren nachwachſenden Geſchlechtern ein Vorbild großer Kunſt und Redevollendung aufzuſtellen, und dem ſelbſt mit ihren kleineren Fähigkeiten oft ſo prahleriſchen Ausland einen deutſchen Namen von vollem Gewicht entgegen zu ſtellen, dies iſt die Abſicht, die wir hier verfolgen. Die Schriften von Gentz werden als Hauptſtücke ſtaatsphiloſophiſcher und politiſcher Unterſuchung, als Beiträge und Monumente der neueren Geſchichte, vor allem aber als eine Schule der Dialektik und Beredſamkeit für deutſche Staatsgelehrte und Staatsmänner dargeboten. In letzter Inſtanz

iſt der literariſche Werth dieſer Schriften, d. h. das Talent des Sprechers und die Gabe der Behandlung dasjenige, was unter allen Umſtänden ſtehen bleibt, und empfohlen und bewundert werden muß.

Die Verehrer von Gentz mögen ſchon oft das Bedürfniß gefühlt und den Wunſch gehegt haben, ein ſolches Denkmal, vorzüglich eine Sammlung ſeiner Schriften zu beſitzen. Allein es blieb bei dieſem Wunſche, und von den zur That Berufenſten regte ſich Keiner. Ohne Zweifel wurden ſie nur von den äußern Verhältniſſen abgehalten, den Gedanken zu verwirklichen. Ein großer Theil der Gentziſchen Schriften ſteht mit einer Epoche der neueſten Geſchichte Deutſchlands und Oeſterreichs im innigſten Zuſammenhang, die noch den verſchiedenſten Beurtheilungen unterliegt; und auch hier zieht man von vielen Seiten das bloße Schweigen ſelbſt den beſten Rechtfertigungsverſuchen vor. Auch mag für Manche von denen, welchen Gentz, ſo lange er lebte, unentbehrlich war, nun da er ihnen nicht mehr nützt, ſein Andenken ſchon ziemlich verblichen ſein. Der Einzige, welcher es ſich ernſtlich angelegen ſein ließ, den Verdienſten des Ritters von Gentz, da er noch lebte, und mehr noch ſeit er todt iſt, öffentliche Anerkennung und Gerechtigkeit zu verſchaffen, war eher ein Widerſacher der Gentziſchen Anſichten und ſeiner ſpäteren Wirkſamkeit, aber ein Mann von ſo hohem Standpunkt, daß das, was ihm an Gentz zuwider war, oder als Schwäche erſchien, das wahre, große, überwiegende Verdienſt nicht verdunkeln konnte. Varnhagen von Enſe, einer unſrer edelſten und verdienteſten Zeitge-

noſſen, und ſelbſt als ausgezeichneter Schriftſteller bewährt, war es, der ſeit Jahren jeden Anlaß benutzte, auf die Vortrefflichkeit der Schriften von Gentz hinzuweiſen; von ihm empfingen wir eine mit ſeltener Meiſterhand entworfene Skizze des Gentz'ſchen Lebens, er theilte eine Reihe Briefe von Gentz mit, die zu allererſt auf eine neue Seite dieſes Geiſtes, auf unerwartete und verborgene Schätze hinwieſen und ſchon an ſich einen der merkwürdigſten Beiträge zur Charakteriſtik des Briefſtellers und ſeiner Lebensbahn enthielten. Dadurch wurden die Freunde des Aechten und Schönen, wie für ſo viel andre werthvollſte Beſtrebungen, Varnhagen bleibend zu Dank verbunden. Für uns aber waren dieſe Fingerzeige von noch höherem Gewicht. Ohne dieſen anregenden Vorgang würden wir bei der großen Menge vorhandener Schwierigkeiten, dieſen weiteren Schritt, Gentzens Standbild in unſerer Literatur feſtzuſtellen, zu thun kaum den Muth gehabt haben. Längere Zeit zögerten wir noch, und wohl mit Recht. Das Bewußtſein, daß es Andere gab, die mit ihren Mitteln auch unſeren regſten Eifer leicht überbieten könnten, daß ſie berufen und ſelbſt verpflichtet waren, für den Namen und Nachlaß von Gentz einzutreten, ſchreckte am längſten zurück. Doch in demſelben Grade, als die Hoffnung, ſchwand, daß von den Vertrauteſten ein ſolches Unternehmen begonnen werden würde, kräftigte ſich auch unſere Ueberzeugung, daß das, was zur Ehre und Sicherſtellung dieſes Mannes und ſeiner Schriften geſchehen ſollte, gerade jetzt, in dieſer Ruhezeit und ehe vielleicht durch irgend unvorhergeſehene Ereigniſſe das Bild und Inte-

reſſe dieſes Geiſtes mehr in den Hintergrund gedrängt würde, geſchehen müſſe. So trieb uns nach und nach das reinſte, eifrigſte Intereſſe zu dem Entſchluß, ſelbſt Hand anzulegen. Einem jüngeren Nachwuchs unſrer von großartigen Erſcheinungen überfüllten jüngſten Vergangenheit geziemt es wohl überhaupt, und zwar ſchon zu ſeiner eigenen Erſtarkung, für den Ruhm und die Nachwirkung ſo großer Vorbilder dieſelbe Liebe und Sorgſamkeit zu verwenden, als auf eigne, friſche Unternehmungen. Hätte aber auch alles dies noch nicht vermocht, uns zu dem Verſuche zu beſtimmen, ſo würde endlich doch der Gedanke den Ausſchlag gegeben haben, eine Angelegenheit die wir ſo hoch und wichtig halten, wenigſtens den Händen der Pfuſcher zu entreißen. Dieſes Motiv entfernte zuletzt alle noch übrigen Skrupel.

Das Denkmal, das einem Gentz aufzurichten wäre, würde, wenn es im vollen Umfang ausgeführt werden ſollte, in zwei, ſich zwar unaufhörlich berührende, aber doch für ſich beſtehende Hauptparthieen zerfallen: — in die Sammlung ſeiner ſämmtlichen gedruckten und, in ſo weit dies vergönnt würde, ungedruckten Schriften und in ein ausführliches Lebens- und Charakterbild ihres Verfaſſers. Ein ſolches Bild von Gentz und ſeiner Laufbahn zu entwerfen, möchte für den Uneingeweihteren unmöglich, und ſelbſt den Kundigſten unter den obwaltenden Verhältniſſen nicht geſtattet ſein. Alles, was wir jetzt oder künftig zu dieſem Behufe zu liefern im Stande ſind, kann doch nur einzelne und ſehr unzureichende Bruchſtücke dieſes überreichen Bildes geben. Vor den faſt unüberwind-

lichen Schwierigkeiten, der Mitwelt ein ſolches Leben in ſeiner Fülle vor Augen zu führen, ſind ſchon allein, und ganz abgeſehen von der Kraft, die dem Autor eines ſolchen Werkes zu Gebote ſtehen müßte, ganz andere Männer zurückgewichen. Alle die Hemmungen, die uns ein klares Bildniß unſerer meiſten öffentlichen Charaktere entziehen, lagern ſich auch um Gentz, wie um das durch einen dichten Vorhang geſchiedene Heiligthum eines Gottes. Wir dürfen uns nach dem Maßſtabe unſerer Geſchichte eher wundern, daß wir ſchon dieſes Licht über ihn haben und noch einiges hoffen können, als daß uns eine tiefere Kunde verſagt wird. Zum Glück war er auch nicht blos ein deutſcher Staatsmann, ſondern auch Schriftſteller zugleich. Aus ſeinen Werken und aus einigen bekannt gewordenen oder von uns erſt mitgetheilten Briefen wird man ſich immer den weſentlichſten Rath über ihn holen.

Auch der andere Haupttheil des Denkmals für Gentz möchte nur allmählig und wahrſcheinlich immer unvollſtändig zu Stande zu bringen ſein. Eine Sammlung ſeiner ſämmtlichen gedruckten Werke und Aufſätze wäre freilich ſchon an ſich ein höchſt werthvolles Geſchenk. So lange aber ein großer Theil der ungedruckten Aufſätze, worunter nach der Mittheilung Wohlunterrichteter die glänzendſten und ſchärfſten, die dieſer noch mit unverſiegbarer Autorkraft begabte Mann ausgearbeitet hat, kaum in die Hand irgend eines Herausgebers gelangen können und auch in dieſem Falle gewiß nicht mittheilbar ſind, ſo lange alſo dieſe fehlen, wird jede Sammlung, namentlich ſeiner ſpäteren Schriften, ſelbſt bei vorzüglichem Material, etwas

Ungenügendes und empfindlich Lückenhaftes behalten. Dann fragen wir: Wie kann unter den oben eingeſtandenen, allſeitigen Schwierigkeiten und bei dem ganzen Zuſtande unſerer deutſchen Literatur, bei dem Intereſſe, das man die Nation bis jetzt an ſolchen Werken zu nehmen gewöhnt hat, wie kann man für eine Sammlung von vielleicht 10, 15 oder noch mehr Bänden den nothwendigen Anklang zu gewinnen hoffen? Dies iſt am wenigſten bei einem Autor zu erwarten, deſſen Schriften trotz ihres außerordentlichen Bildungsſtoffes, ihrer großen Wichtigkeit für das öffentliche Leben und ihrer muſterhaft vollendeten Form, zumeiſt doch nur einen engeren Kreis beſchreiben, ein ſpezielleres Intereſſe oder ein feineres, bildungſuchenderes Publikum vorausſetzen. Darum beſcheiden wir uns hier vorerſt, nur den Anfang einer ſolchen Sammlung zu bieten. Unſer Denkmal ſoll einzelne Züge zum Lebensbild zuſammenreihen und ruckweiſe die Sammlung der Schriften von Gentz und das Intereſſe an ihnen fördern. Durch eine ſolche Kombination, die wenigſtens ein Ganzes und in gewiſſem Sinne Eigenes entſtehen läßt, wird es vielleicht am erſten gelingen, einer Geſammtausgabe der Gentziſchen Werke, die wir hier mehr beginnen und anregen, als verſprechen, die Bahn zu öffnen.

So ſoll dies Denkmal denn zunächſt auf eine Sammlung kleinerer gedruckter oder auch ungedruckter Schriften abzielen, von den ſpäteren auf die älteren zurückgehen, und von biographiſchem, hiſtoriſchem und literäriſchem Material ſo viel dazugeben, als zum Verſtändniß der Schriften, zur Aufhellung der Verhältniſſe und zur Belebung der

Theilnahme dienen mag. Briefe von Gentz führen uns zuerſt in ſeinen Lebens- und Wirkungskreis ein, ſie erwecken oder erhöhen das Intereſſe an dieſem Geiſt und dieſer Perſönlichkeit. Daran reiht ſich dann die Sammlung kleiner Schriften. Dieſe bilden ohnedies unter den Geſammtwerken von Gentz einen beſonderen Cyclus, der ſchon in Betreff der Form ein ganz eigenthümliches Intereſſe erregt, und deſſen noch allerwärts zerſtreute Theile am allermeiſten ſolch' eine Zuſammenſtellung wünſchen. Die größern Werke ſind auch weit zugänglicher, verbreiteten, bekannter. Bei minderem Umfang bieten dieſe kleinen Stücke die vielſeitigſten Anregungen und Zeugniſſe ſeines Geiſtes und ſeiner Kunſt; ein großer Theil greift bis in unſere neueſten Zuſtände und Verhältniſſe ein; es ſind unter ihnen in großer Zahl die wichtigſten hiſtoriſchen Denkmäler, und namentlich der Reiz der Abwechſlung und einer ſtets unerſchöpften Kunſtfertigkeit ruht faſt auf allen. Sehr treffend ſprach ſich eine Notiz, die Varnhagen vor kurzem in einem norddeutſchen Journal mittheilte, über den Werth dieſer neueſten Schriften aus, obſchon ein bedeutender Theil der hier gerühmten Vorzüge allen kleineren Arbeiten von Gentz eigen iſt. Ueber eine Anzahl Gentziſcher Aufſätze und Zeitungs-Artikel nämlich hatte ein jüngerer Gelehrter (Moritz Veit in Berlin), gleich nach dieſer Lektüre, folgendes Urtheil niedergeſchrieben: „Mehr als aus ſeinen umfangreichen Werken habe ich die eigentliche Redemacht und Wendungsfähigkeit dieſes ſeltenen Mannes in dieſen Flugſchriften kennen gelernt, welche die Noth des Augenblicks ihm abgedrungen hat. Es iſt ein durchaus

antikes Element, in das die Kunſt ſeiner Darſtellung verſetzt, während die Geſinnungs- und Ideenwelt, in der er ſich bewegt, der modernſten Gegenwart angehört. Der Aufſatz über den neapolitaniſchen Feldzug hat mich entzückt: er iſt ein in ſich vollendetes Kunſtwerk, ein Meiſterſtück von kluger Berechnung, in dem er die Ereigniſſe ſelber reden läßt, und ſomit das Ridikûle, das man durch die großen Vorbereitungen und den darauf erfolgten allzuleichten Sieg auf ſich geladen hatte, mit überlegener Kraft den Feinden zuzuwenden weiß. Die Wirkung iſt ſo überraſchend, wie bei einer Boccaccio'ſchen Novelle. Eine Sammlung ſolcher Abhandlungen herauszugeben, müßte vom größten Werth ſein."

„Aber freilich, fügte der Referent hinzu, müßten dergleichen Aufſätze mit Kenntniß und Urtheil erſt ſicher aufgefunden, erkannt und gewählt werden, da ſie meiſtens zerſtreut und in vielen Jahrgängen des öſterreichiſchen Beobachters, der Allgemeinen Zeitung und vielleicht noch anderer Tagesblätter verſteckt liegen. Auch an kurzen Erläuterungen dürfte es nicht fehlen. Dieſe kleinen Schriften und herrlichen, lebenſprühenden Briefe von Gentz möchten wir zwar nicht über ſeine größeren Hauptwerke ſetzen, aber ſie ſtehen ihnen wenigſtens gleich, gehören nothwendig mit ihnen zuſammen, und gewähren einen Unterhaltungsreiz, den die ernſten Verhandlungen über wichtige Staatsfragen allerdings nicht für Jedermann haben können." Auf eine Sammlung dieſer kleinen Schriften gründen wir vorerſt dieſes Denkmal, und ſcheiden von den Schriften die eigentlichen Werke aus. Der zweite

Theil bringt ſchon die erſte Schnur vermiſchter kleinerer Aufſätze, die faſt alle aus der mittleren und neueſten Epoche ſeiner Lebensbahn herrühren. Die geſchloſſene Folge der ſpäteren Staats- und Gelegenheitsſchriften hoffen wir im nächſtfolgenden Theile nachliefern zu können. Erſt dann wird es auch möglich ſein, über das ganze Verfahren, das bei Behandlung und Auswahl in dieſer kleineren Sammlung befolgt worden iſt, Rechenſchaft abzulegen.

Die Einleitungen und Notizen, die den Briefen ſowohl als den ſpäteren Aufſätzen beigegeben ſind, glaubte der Herausgeber auch über das dringendſte Bedürfniß hinaus, zum Vortheil des Unternehmens ausdehnen zu müſſen. Einmal war es nur ſo vergönnt, ohne eine vorauslaufende, ausführlichere Biographie, die wichtigſten Thatſachen und Hauptzüge aus dem Leben des Ritters von Gentz aufzuhellen. Eine eigentlich biographiſche Darſtellung, ſo wie eine beurtheilende Skizze ſeiner geſammten Schriftſtellerlaufbahn, behalten wir uns, ſo weit es überhaupt möglich iſt oder in unſeren Kräften ſteht, gleichſam als Abſchluß unſrer Sammlung in ſpäterer Zeit zu ſchreiben vor. Der geiſtreiche Ueberblick von Varnhagen, deſſen meiſterhafte Prägnanz nicht leicht zum Wetteifer lockt, wird uns dann als nächſte, angemeſſenſte Grundlage dienen, da er an Umfang und überhaupt an Uebergewicht der eigentlich ſtaatsmänniſchen und politiſchen Intereſſen gar wohl mannigfache Ergänzung verträgt. — Ein zweites Motiv für den Herausgeber, ſich in dieſen erſten Theilen über Gentz und manche ſeiner politiſchen Bezüge etwas weiter auszulaſſen, lag theils in der beſonderen Wichtigkeit der an-

geregten Gegenſtände, theils in der Nothwendigkeit, über den Sinn, die Hauptabſicht und das Streben, mit denen dieſe Arbeit unternommen worden iſt, keinen Zweifel übrig zu laſſen. Den Einen mag es als hinreichendes Zeugniß dienen, daß hier durchaus nicht wie neuerdings bei ähnlichen Schriften irgend eine gehäſſige Abſicht zu Grunde lag; Andern mag es bezeugen, daß der Herausgeber, trotz ſeiner großen Verehrung für Gentz, doch von deſſen Standpunkt nicht gefangen iſt, und daß, wenn er ihn trotz dem ſo hochſtellt und rühmt, gewiß vor allem das Gewicht dieſes Geiſtes, ſein politiſcher Scharfſinn und die Größe ſeines Sprechertalentes anerkannt werden ſoll.

Man wird das Unternehmen, wenn man die großen Schwierigkeiten bedenkt, gewiß nachſichtiger beurtheilen. Mit was für Widerſprüchen und Partheireden, mit was für Zumuthungen war hier zu kämpfen! Wie ſchwer macht es Gentz oft ſelbſt, der ſchwächeren Seite zu begegnen, ohne doch der Größe zu nahe zu treten. Bald galt es das Urtheil gänzlich fallen zu laſſen, bald, die außerordentliche Freimüthigkeit und die Fülle großer Geſinnungen und Gedanken empor zu heben, und einen Autor, den wegen ſeiner ſpäteren Stellung die Wuth der Partheien nur als einen illiberalen und ſervilen Reaktionair behandelt hat, in das Licht ſeiner Geſammtlaufbahn empor zu rücken. Auch den Ungeneigten mußte man die Worte Heeren's ins Gedächtniß rufen, der in ſeiner Geſchichte des europäiſchen Staatenſyſtems über die Vorrede zu den Fragmenten des Gleichgewichts ſagt, ſie ſei in einer troſtloſen Zeit mit Tacitus Feder geſchrieben. Es

that unter allen Umſtänden noth, die verſchiedenen Perioden ſeines Wirkens aus einander zu halten, und da am gerechteſten zu ſein, wo die Lebensſtellung und die Zeitverhältniſſe am meiſten bedingten. Es wäre ſündhaft, einen ſolchen Geiſt unter die Maſſen zu werfen oder auch nur mit ſeinen Umgebungen ſchlechtweg zu identifiziren. — Deshalb haben wir beſonders auf den weiten Kreis freundſchaftlicher, ehrenvoller und in jeder Hinſicht beachtenswerther Verhältniſſe, in welchen Gentz fortdauernd ſtand, hingewieſen. Darin allein liegen Anläſſe genug, ein ſtarres Urtheil ſcheu zu machen. Die freiſinnigſten, die bewährteſten Namen unſeres Volkes, unſres Jahrhunderts haben ihm in den verſchiedenſten Zeiten ſeines Lebens die glänzendſten Huldigungen dargebracht! Und immer blieb noch einer der ſchwierigen und doch in unſerer Zeit ſo häufigen Charaktere zu behandeln, auf die die Worte der Göthe'ſchen Helena paſſen: Viel geſchmäht und viel bewundert!

Andere Schwierigkeiten waren in Betreff der Auswahl, der Anordnung, ja ſelbſt der Ueberſicht dieſer kleinen Schriften zu überwinden, und ſie ſind es zum Theil noch. Kaum ein paar Lebende dürften ganz in die Geheimniſſe dieſes Autorthums eingeweiht ſein. Was zu unſerer Kenntniß kommt, muß oft ſchon aus ganz entlegenen Schlupfwinkeln herbeigeholt werden. Einem Nicht-Oeſterreicher ſtehen von vornherein die Hülfsmittel nur ſchwer und in mancherlei Beziehungen gar nicht zu Gebot. Sofern ihm daher nicht beſondere Gunſt zu Theil wird, muß er im Voraus darauf verzichten, ſeiner Arbeit die letzte mögliche Vollſtändigkeit zu verſchaffen. —

Allen dieſen, innern und äußern Schwierigkeiten muthiger entgegen zu treten, kam uns auch ſchon eine wichtige, für das Gedeihen des Werks beinahe entſcheidende Hülfe entgegen, die aufmunternde Zuſprache und zum Theil überraſchende Unterſtützung Seiten mehrerer Verehrer von Gentz ſelbſt. Vielleicht befreundet nun unſer Eifer und der erſte Verſuch auch andere. Allen, die uns förderten, die uns ermuthigten, ſei hier der gebührende Dank dargebracht; er ſoll es ſeiner Zeit noch lauter werden. Vor Allen ſind wir jedoch ſchon diesmal der außerordentlichen Theilnahme und Unterſtützung, die uns durch Herrn von Varnhagen geworden iſt, die tiefgefühlteſte Anerkennung ſchuldig. Das Wort iſt nicht zureichend, ſie auszuſprechen. Mit gewohnter Freigebigkeit hat er einem Jüngeren ſeinen Arm geliehen, mit alter Liebe hat er für Gentz und deſſen Sache geſorgt. Hauptſächlich durch ſeine Mitwirkung gelang es, dem Anfang dieſes Denkmals eine reichere Ausſtattung und ungleich anziehendere Friſche zu geben. Ein Unternehmen, das von ſolcher Hand gepflegt wurde, darf auch hoffen, daß es eines Gentz nicht ganz unwürdig erſcheine, und mit mehr Zuverſicht glauben, wie es im guten Sinne begonnen iſt, auch eine gute Stätte zu finden.

Stuttgart, im Auguſt 1838.

G. Schleſier.

Briefe und vertraute Blätter.

Vorwort.

Die hier mitgetheilten Blätter ſind ganz geeignet, uns mit der Perſönlichkeit Friedrichs von Gentz und ſeinem Wirkungskreiſe vertraut zu machen, und bilden deshalb den zweckmäßigſten Eingang zu ſeinen Schriften. Hätte er Denkwürdigkeiten ſeines Lebens geſchrieben, ſo müßten dieſe hier voranſtehn. Allein ſolche Schätze werden uns Deutſchen nur zu ſelten zu Theil. Obwohl die Zahl der Memoires, die Gentz über einzelne Zeitereigniſſe oder Erlebniſſe verfaßt hat, ungeheuer groß geweſen ſein muß, ſo hat er doch von zuſammenhängenden Memoiren über das eigene Leben gewiß nichts hinterlaſſen. Er geſteht ſelbſt einmal, daß er weder Zeit noch Luſt habe, dergleichen niederzuſchreiben. Von jenen Ausarbeitungen und Berichten aber, die er in ſeiner öffentlichen Stellung geliefert, oder zum Theil ſeinen Bundsgenoſſen in England überſendet hat, wird aus leicht begreiflichen Gründen wohl nur ein geringer Theil jemals veröffentlicht werden, und

was davon zu Tage kommen dürfte, möchte ſich doch mehr ſeinen übrigen Staatsſchriften, als den eigentlichen Privatmittheilungen anreihen. So müſſen uns denn hier, wie ja meiſt bei unſern ausgezeichneten Männern, Briefe und andere Reliquien dieſer Art für vollſtändige Erinnerungen einen fragmentariſchen Erſatz bieten. Nur Gentz ſelber, ſagte ſein trefflicher Biograph, kann dem Bilde ſeines Lebens den letzten Ausdruck geben, ſeine Schriften ſprächen am lauteſten für ihn, ſeine herrlichen Briefe würden nicht immer verſchloſſen bleiben und aus dieſen ſelbſteigenen Zeugniſſen werde Alles, was man von Gentz berichten könne, erſt in ſein wahres Licht und Verſtändniß treten.

Mit einer ſolchen Sammlung zerſtreuter Gentziſcher Briefe wagen wir hier einen Anfang zu machen. Es iſt allerdings immer nur wenig, was wir aus der Fülle ſolcher Mittheilungen, die Gentz allerwärts hin Vertrauten, Freunden und Staatmännern ſpendete, — denn er pflegte neben ſeinen umfaſſenden Geſchäften in den meiſten Zeiträumen ſeines Lebens unaufhörlich, und oft bogenlange Briefe zu ſchreiben — was uns von dieſen Schätzen zu bieten vergönnt iſt. Wie unendlich mehr, wie viel Wichtigeres mag in ſo manchem Schubfach Englands, Frankreichs und Deutſchlands verwahrt oder auch vergeſſen liegen! Möchte die kleine Probe, die hier vorliegt, andere Schätze aus ihrer Verborgenheit hervorlocken, möchte das jetzt Bekannte auch das Unbekanntere, was dazu gehört, nach und an's Licht ziehen. Gentz iſt nicht einer von

den vielen deutſchen Briefſchreibern, deren loſe Blätter den Werth und Reiz ihrer gehaltneren Schriften, die Würde des Autors eher herabdrücken als erhöhen, und unſere Literatur mit einem Schwall nachläſſiger, gehalt- und intereſſeloſer, oft ſchlechterdings platter Ergießungen bedecken. Das Intereſſe, das wir an Gentz nehmen, wächſt faſt mit jedem Blatt, das, ſelbſt mitten im Andrang der Geſchäfte oder im Gewühl der Zerſtreuungen, aus ſeiner Hand ging. Gentz gehört zu jenen Naturen, denen nicht etwa neben viel unbedeutenden und gleichgültigen hie und da ein gutes Blatt oder nur mit langer Arbeit und Mühe ein gewaffnetes Werk gelingt. Alles, was er ſchrieb, ſtieg aus dem Innerſten ſeines Charakters, aus dem Reichthum ſeines Talentes hervor; alles trug den Stempel ſeiner ganzen Perſönlichkeit. Selbſt das Unſcheinbarſte wird von dem Reiz, der über dieſer Individualität, von dem Intereſſe, das in ſeiner Lebensſtellung liegt, gehoben. Die Briefe von Gentz gehören, ihrem Gehalt, ihrer Beredſamkeit, ihrer einſchmeichelnd glatten Form nach, nicht nur als würdige Seitenſtücke zu ſeinen ſonſtigen Schriften, ſondern, wenn wir etwa die Briefſammlungen unſerer größten deutſchen Schriftſteller, eines Leſſing und Winkelmann, Göthe und Schiller, oder die berühmten Gaben von ein paar Frauen hinwegnehmen, an ſich ſchon zu dem Vollendetſten, Geiſt- und Intereſſereichſten, was in dieſer Gattung beſitzen. Außerdem würde vielleicht nur der Nachlaß unſeres trefflichen Forſter, nach Gehalt und Form, einige Vergleichungspunkte darbieten.

Beide griffen unmittelbar in die Geſchichtsereigniſſe ein, und ihre reichhaltigen Briefe haben als Zeugniſſe für ihr Wirken und zugleich als Geſchichtszeugniſſe zu gelten. Ueberhaupt haben die nicht blos literäriſchen, ſondern vorzugsweiſe öffentlichen Charaktere den großen Vorzug, daß alles, was ſie ſchreiben, ein allgemeineres Intereſſe behält, daß ihre Briefe ſelbſt unmittelbar in das große Getriebe der öffentlichen Angelegenheiten ſchlagen, und nicht ſelten von hohem hiſtoriſchen Werth ſind. So iſt uns namentlich Gentz, nicht blos als Virtuos in ſeinen Briefen wichtig, er giebt uns auch darin nicht blos den getreuen Ausdruck ſeines eigenen privaten wie öffentlichen Lebens, ein vollſtändigeres Bild ſeines öffentlichen Charakters, ſondern dieſe Briefe ſind zugleich einer der werthvollſten Beiträge zur Geſchichte unſerer Tage. Daß ein großer Theil ſolcher Mittheilungen ganz ohne Gefahr dem Publikum übergeben werden könne, glauben wir mit dieſer kleinen Sammlung zu beweiſen. Es wäre betrübend, wenn aus allzugroßer Aengſtlichkeit ein größerer, gewiß gleich ungefährlicher Theil der Briefe und Einzelſchriften von Gentz vorenthalten bliebe, und am Ende verloren ginge. Darauf zugleich hingewieſen zu haben, iſt unſer Wunſch und unſere Abſicht.

Dieſe Briefreihen ſind zum größten Theile bisher ungedruckt oder dem deutſchen Publikum ſo gut wie unbekannt geweſen. Was davon bekannt wurde, hat im höchſten Grade die Aufmerkſamkeit der Zeitgenoſſen gefeſſelt. Das Neue, das wir bringen, iſt uns von befugter Hand übergeben worden, und dient überall und in ſprechenden Zü-

gen zur Charakteriſtik des Mannes und ſeiner Laufbahn; es ſetzt ihn nirgends in wirklichen oder größeren Nachtheil, ſondern gereicht vielmehr und in verſchiedenſtem Betracht zu ſeiner bleibenden Ehre. Daß neben einem Stück ſeiner Jugendgeſchichte, hauptſächlich die glänzendſte Periode ſeines Lebens, die der erſten Jahre des jetzigen Jahrhunderts bis zur Wiederherſtellung Europas und dem Wiener Kongreß, alſo zugleich die intereſſanteſte Epoche unſerer neueren vaterländiſchen Geſchichte, in dieſen Blättern umſchrieben und beleuchtet iſt, und Gentz darin auf der vollen Höhe ſeiner Kraft und Thätigkeit daſteht, wird ſeinen alten und neuen Verehrern ganz beſonders willkommen ſein. Es ſind Stücke des Lebens aus ſeiner ſchönſten Zeit, die ſich uns abſpiegeln!

Die Einleitungen, die der Herausgeber den einzelnen Briefreihen vorangeſtellt hat, ſollen der Rahmen ſein, der dieſe bruchſtückweiſe hingeworfenen Lebensblätter umſchließt, für die Unkundigeren die Verhältniſſe hinlänglich aufhellt, und in Ermanglung einer vollſtändigeren Biographie dieſen Abſchnitt von Memoiren in Briefesform, nach ihren Hauptbeziehungen abrundet. Auch werden die darin, ſo wie in einigen angehängten Notizenblättern, gelieferten Andeutungen über Perſonen oder Verhältniſſe, die, oft ſogar wiederkehrend, nicht klarer hervortreten, den Meiſten erwünſcht ſein. Namentlich war es uns lieb, die Galerie der hauptſächlichſten Freundſchaftsbezüge, deren Gentz ſo viele und ſo dauernde hatte, in ziemlich vollſtändiger Reihe, wenn auch nur in ſolchen flüchtigen Notizen

aufführen zu können. Daß der größte Freund und Schutzherr ſeiner Lebensbahn, weil vor allen bekannt und von allen genannt, in dieſer Reihe nicht beſonders namhaft gemacht, noch beſprochen zu werden brauchte, erklärt ſich ſelbſt. Gerade an ihn wird man am öfterſten erinnert, und von ihm kann es heißen: **Eo magis conspiciebatur, quod non videretur.**

G. S.

I.

An

Eliſabeth.

Von ausgezeichneten Männern Zeugniſſe der erſten Entwicklung und des früheſten Bildungsganges zu beſitzen, flößte von jeher ein Intereſſe ein, das die gleichförmigeren Dokumente aus ihrer höheren und gereifteren Bildungsſtufe oft nicht in gleichem Grade zu feſſeln vermögen. Namentlich gelten uns Briefe und ähnliche vertraute Mittheilungen, in Proſa oder in Verſen, als willkommenſte Belege. Da ſehen wir ein bedeutendes Individuum werden und wachſen, einen gewiſſen Höhepunkt der Bildung und Verhältniſſe erklimmen, von dem aus Alles, ſo groß und kräftig es immer ſein mag, mehr zur fertigen und abgemachten Geſtalt geworden, die wir dann auch in feſten Formen der That oder Schrift abgedrückt noch höher halten, als in den fragmentariſchen und loſen Zügen des vertraulichen Verkehrs. Für ein jugendliches Weſen kann ein Gedicht, ein Brief genug an die Hand geben; einen Geiſt in vollendeter Reife zu verſtehen, bieten ſolche Einzelſtücke lyriſcher oder vertraulicher Art, ſelbſt die ſchönſten, immer nur Supplemente. An Jünglingen ſchätzen wir kaum die Früchte ſo hoch, die an lichter Sonne hervorbringen, als das rege und geheimnißvolle Weben, das aus der innerſten Seele nur in einzelnen abgeriſſenen Worten hervorlauſcht, oder im hingebenden Verkehr der Liebe und trauter Freundſchaft ſich ergießt.

Freilich ſind nicht alle Zeugniſſe von der Jugendentwickelung auch der nachmals bedeutendſten Männer von gleichem, ja ſelbſt nur von verwandtem Werthe. Hier blüht ein Genius frühreif zu vollem Glanze auf, und ſchon das Kind zieht Aufmerkſamkeit oder

Bewunderung an. Bei Andern tritt Kraft und Eigenthümlichkeit langſam heraus, oder jene ergeht ſich längere Zeit in fremden, unſcheinbaren Gewanden, bis unerwartet der innere Kern durchbricht, und ein freier Geiſt auch in eigener Hülle daſteht. An Goethe bewundern wir ſchon das in glücklichſter Sternenkunde zur Welt gekommene Kind; der Jüngling, der in Straßburg ſeine Studien abſolvirt, brauſt in voller Originalität daher. Schiller war, faſt noch Schüler, ein Phänomen poetiſcher Leidenſchaft. Von Shakespeare wiſſen wir dagegen, daß er ſich ſpät entwickelt hat, oder ſeinen höhern Drang nicht in Geiſtesprodukten, ſondern in tollen Jugendſtreichen bekundete, und daß ſeine früheſten Schöpfungen ſich nicht ſogleich aus dem Geleiſe des Gangbaren erhoben. Mirabeau giebt in anderer Weiſe ein ähnliches Bild. Demoſthenes entwickelte ſich langſam und ſpät, und vor allem iſt es an unſerem Leſſing auffallend, wie wenig die Arbeiten ſeiner erſten Jugend von dem Mittelgut ſeiner Zeitgenoſſen ſich unterſchieden. Es läßt ſich wohl im Allgemeinen annehmen, daß kritiſche und raiſonnirende Köpfe, Männer des Kampfes und großer Beredſamkeit erſt nach längerem, ſchwankenden oder tobenden Gährungszuſtand, doch dann auch plötzlich aufgeregt, zu ihrer Kraft und Beſtimmung gelangten.

Eine ſolche Erſcheinung war auch Friedrich Gentz. Einige Jugendbriefe von ihm, die wir hier mittheilen dürfen, zeugen von ſolcher langſameren Entwicklung, doch werden ſie trotzdem den Kennern und Verehrern des berühmten Mannes von ganz beſonderem Intereſſe ſein. Gentz hatte ſich in ſeinen erſten, Breslauer und Berliner Bildungsjahren, und als er nachher zu Frankfurt a. d. O. ſeinen Rechtskurſus begann, durch nichts ſonderlich hervorgethan. Er ging darauf nach Königsberg, wo allerdings ſein Weſen einen großen Umſchwung erfuhr; er widmete ſich hier vorzüglich den Staats- und Kammeralwiſſenſchaften und — der Philoſophie; er hörte Kant. Die ungeheure Macht, welche die Lehre des großen Denkers ſchon in dieſen Jahren über unſere Nation und, man kann ſagen, nachmals über Europa auszuüben begann, die Klarheit und Schärfe, die ſie in ſo vielen Köpfen anregte, verfehlte auch an

Gentz ihre Wirkung nicht. Aus der bisherigen Schlaffheit wurde er plötzlich zur Frische, Kräftigkeit und Forschungsluſt aufgerüttelt, und Alles ſtimmte überein, daß zwei Jahre nachher ein umgewandelter, lebhafter und geiſtreicher Menſch nach Berlin zurückkehrte. In dieſer Zeit des letzten Königsberger und neuen Berliner Lebens ſchrieb er Briefe, von welchem ein näherer Bericht und eine Probe ſicher am Platz iſt. — Man wird die Briefe zum Theil vielleicht langweilig und unbedeutend finden, und da wir einen Theil des deutſchen Publikums kennen, ſo geſtehen wir aufrichtig, daß auch ſie nur „für die Guten, nicht für die Böſen" mitgetheilt ſind und auch für jene nur die erfreulichere Auswahl. Dennoch ſind ſie, in mehr denn einer Rückſicht, eine intereſſante Merkwürdigkeit, intereſſant ſchon durch den Geiſt der Unterſuchung, der darin herrſcht, merkwürdig aber beſonders dadurch, daß man, wenn auch in niedriger Potenz und in ſentimentaler, idealiſirender Form, ſchon den ganzen Gentz, die ganze Anlage ſeines Geiſtes darin erkennt. Lag auch im Hintergrund dieſes nachmals anſcheinend ſo eiſern verſtändigen, ſo ganz politiſchen Menſchen immer ein gewiſſer ſchwärmeriſcher und enthuſiaſtiſcher Trieb verſteckt, und dieſe zurückgedämpfte, faſt erſterbende Gemüthsrichtung, in oft aufathmenden Kämpfen mit der durch Bildung, Verſtandestrieb, anderen Gemüthsbedürfniſſen, Talent und Lebensſtellung ausgebildeten Geiſtes- und Charakterzügen, ſo wird man dennoch verwundert ſein, in dem jungen Gentz jene Gefühlsſeite und Schwärmerei noch in voller, überwiegender Kraft, neben einer muntern, dabei aber doch etwas matten, kühlen und faſt mehr angelernten Verſtandesreflexion walten zu ſehen. Wer kann ſich den ſpäteren Gentz, deſſen furchtbar brennende Logik ſein Zeitalter ſo oft in Bewunderung verſetzte, der in ſeiner geiſtſprühenden Beredſamkeit das weite Gebiet der Empfindungen und der Gefühlswelt gleichſam nur als Mittel oder Farbe, und im liebſten Fall nur als Luxus und Befriedigung perſönlichen Bedürfniſſes zu verwenden ſchien — dieſes Feuerweſen ohne Seele, dieſen an Argumenten und Beweisführung ſo unerſchöpflichen, im Zorn ungeſtillten, im Hohn unerbittlichen Geiſt, wer kann ſich ihn

als bloßen Schwärmer mit unaufhörlichen Ergießungen höchſt ſentimentaler und oft ſelbſt ſchlapper Gefühle, in ewigen Freundſchafts- und Liebesverſicherungen, ohne geiſtigen Kern, dazu ohne poetiſche Friſche und ganz und gar ohne Witz, kurz wie kann man ſich Gentz noch als ziemlich leeren Enthuſiaſten denken? Und an dieſer Leere und Dürftigkeit leiden die Blätter, die er damals ſchrieb, allerdings. Die geiſtigen Mittheilungen ſehen durchaus Schulabhandlungen ähnlich, in welchen die Anſchauungsweiſe und die Formen der Kantiſchen Philoſophie, von jener Sprungkraft aber, die in dem Meiſter und einigen ſeiner Schüler ſo überraſchend wirkte, wenig oder gar nichts gefunden wird. Auch der Ausdruck der Empfindungen und Ergüſſe hat einen dürren, mehr an- und aufgenommenen, als ureigenen, ſeelenvollen Hauch. Wie im Raiſonnement, ſo wird auch in der Gefühlsäußerung mehr der jugendlichere Trieb des Zeitalters, als die Eigenheit des Verfaſſers, ſichtbar. Er philoſophirt in Kantiſchen Formen und Sätzen; ſeine Lebensanſchauungen und Gefühle hallen von den unbefriedigten, finſtern, neue Welt und Menſchen begehrenden Klagen wieder, welche Rouſſeau angeregt hatte, Young mit brittiſcher Schwermuth paarte, Werthers Leiden zur Stimmung der deutſchen Jugend erhoben und Schillers Räuber und Don Carlos bis zu einem faſt revolutionairen Idealismus ſteigerten. Der Tugendidealismus verſchmolz ſich mit dem Drange, die Gefühlswelt zu emancipiren und zur Natur zurückzukehren. Eine gleichfalls gäng und gäbe, meiſt aber nicht ſehr kurzweilige Glückſeligkeitstheorie, mußte den Kitt zwiſchen den noch ziemlich auseinanderlaufenden Weltverbeſſerungsformen abgeben. Doch ſind aus jener Zeit nicht wenige Köpfe im Gedächtniß, welche zugleich kräftigen und eigenen Genius an den Tag legten, als ſie dieſe Richtung der Geiſter mit fortzog. Bei Gentz iſt dies wiederum nicht der Fall. Trotz aller dieſer auffallenden Mängel und Entbehrungen, findet ſich dennoch eine Kraft, und zwar die vornehmſte ſeines Weſens, die alle ſeine Schriften und Aeußerungen bis an ſein Ende begleitete, in hohem Maße darin ausgeprägt, die Beredſamkeit und der mit ihr und ihren Formen harmonirende Charakter.

So reich an Worten und Wendungen, an, obſchon ungeiſtigerer und bildungsärmerer, doch kühner und unerſchrockener Dialektik, ſo unerſchöpflich an Argumenten, ſo leicht entzündbar und aufflackernd in Gefühlen, die bald darauf verpraſſeln oder abkühlen, ein ſolcher Worteifer, oft gerade am ſtärkſten, wo der tiefere Ernſt fehlt, bei allen Selbſttäuſchungen und Hüllen noch ein unberührter ſchöner Reſt von Wahrheitsſinn und Lauterkeit, dies alles, wie wir es in ſeinem ſpäteren Leben und in ſeinen Schriften im vollſten Glanze des Geiſtes und der Formen durchgehends wiederkehren ſehen, aller dieſer Sprechereigenſchaften war Gentz ſchon in damaliger Zeit, vor dem Ausbruch der Revolution und ehe er auf ſeine eigenſte Lebensbahn und Beſtimmung gezogen wurde, in auffallendem Grade mächtig. Freilich iſt auch die Beredſamkeit dieſer Briefe noch ein unreifes Produkt, und überhaupt iſt es von keiner Gabe ſo ausnahmslos anzunehmen, als von den Sprechertalenten, namentlich von der Art der Gentziſchen, daß man ſie erſt mit vollendeter Bildung, am rechten Stoffe und mit dem Aufſchwung der ganzen Perſönlichkeit zur rechten Ausübung und Virtuoſität zu heben im Stande iſt. Doch der Grundzug und die allmählige Bildung ſeines Talents, ſowie die Haltung ſelbſt und die Schwäche des Charakters läßt ſich in dieſen Jugendblättern ſehr wohl erkennen, und daß ſie gerade dieſen Vergleich darbieten, macht ſie uns merkwürdig und intereſſant. Zudem geben ſie ein treues Bild ſeiner erſten namhaften Entwickelung, ſpiegeln die Richtung der Zeitgenoſſen, und ein gutes Stück nordöſtlichen deutſchen Lebens in charakteriſtiſchen Zügen ab. Man kann auch dieſe Briefe für ein Stück perſönlicher Denkwürdigkeiten aus Gentzens Leben hinnehmen, und man muß ſie jedenfalls als wichtigſtes Zeugniß ſeines früheſten Bildungsganges gelten laſſen. Oft treten bedeutungsvolle Namen auf, und werfen ſcharfe Schlaglichter auf dieſes Geiſt- und Lebensbild. Und wenn alles dies nicht ausreichen ſollte, dieſen Briefen Werth und Intereſſe zu leihen, ſo würden ſchon die Situationen, in welchen ſie geſchrieben ſind und in welche ſie uns führen, und ganz beſonders nächſt Gentz eine Perſönlichkeit,

die wir von anderwärts her ſchon kennen, und die uns hier von neuem entgegentritt, den Reiz gewähren, dem ſo mancher Roman vergeblich nachſtrebt, den ſo manche Lebenserinnerung auch minder ausgezeichneter Perſonen ſo oft und ſo gern darbietet. Um des Intereſſes an den beiden Hauptfiguren willen, wird der Herausgeber die Lücken, welche die Auswahl der Briefe übrig läßt, durch kurze Zwiſchenberichte und theilweiſe Auszüge füllen und dadurch vielleicht dem Ganzen eine Form und Rundung verſchaffen, die in der unläugbaren Eintönigkeit der unterdrückten Blätter ohne Zweifel verſchwunden wäre.

Dieſe Briefe von Gentz ſind an die Gattin des damaligen Regierungsraths Graun gerichtet, oder, um es ſchöner zu bezeichnen, an die durch die Sonette ihres zweiten Gemahls ſo hochgefeierte Eliſabeth v. Stägemann. Sie war eine geborne Schwinck von Königsberg in Preußen, woſelbſt ſie in den achtziger Jahren, da Gentz ſie kennen lernte, in unglücklicher Ehe und zurückgezogen im Kreiſe ihrer Kinder, ihrer Familie und einiger engeren Freunde des Hauſes lebte. Zu letzteren gehörte auch Gentz, der junge Akademiker, doch nicht all zu lange Zeit vorher, ehe er von Königsberg abging. Gleiche Seelenſtimmungen, Freuden und Leiden, Vertrauen und Hülfeleiſtung brachten dieſe Herzen, beide mit herrlicher Mitgift der Natur ausgeſtattet, zwar nicht in Liebesgluth, wofür ſchon anderweit und bald nachher viel ſtärker geſorgt war, doch in zärtliche und ſchwärmende Freundſchaft zuſammen. Charakteriſtiſch genug hat ihr junger Freund in ſo vielen enthuſiaſtiſchen Ergießungen über den Werth und die Vorzüge Eliſabeths, weder eine zureichende Bezeichnung ihrer Geiſtesart und Eigenthümlichkeit zu Stande gebracht, noch und am wenigſten dies edle Frauenbild in ihrer äußeren Huldgeſtalt anſchaulicher gezeichnet, eine bewunderte Schönheit, die mehr als ein Männerherz und Männerauge Königsbergs in Feſſeln zu legen wußte. Wir entnehmen dafür und zum Ueberblick ihrer ferneren Schickſale einige Stellen aus den biographiſchen Andeutungen, die der Geheime Rath von Stägemann dem Sonettenkranz voranſtellte, den er, der treff-

liche Dichter, ſeiner jüngſt (1835) verſtorbenen Gattin als Todtenopfer aufgefriſcht und ihren Kindern und Enkeln dargereicht hat. Die „Erinnerungen an Eliſabeth“ ſind zwar nur einem vertrauten Kreiſe übergeben worden, doch gerade dieſes biographiſche Vorwort beweiſ't, daß die herrliche Sammlung zarter Liebesklänge unſres ſonſt nur in Kriegs- und Vaterlandsbegeiſterung berühmten Sängers — der hier dem Lorbeer des hochverdienten Staatsbürgers und Patrioten die Roſen des Menſchen und der Liebe und die Veilchen der Treue umwunden hat, daß — ein ſolches Geſchenk auch einem ferneren Kreiſe und der übrigen Welt nicht vorenthalten ſein noch bleiben ſollte. Zu gleicher Zeit, als Gentz in Eliſabeths Nähe war, ſah auch Stägemann die nachmalige Lebensgefährtin zum erſten Mal, doch nur in ſcheuer Ferne von ihrem Zauber betroffen. „Eine junge Frau, in der Blüthe einer anerkannten Schönheit, berichtet er, ging Sie wie die Dame von Fayel, ſtreng und ſtill vor der Schaar Ihrer Verehrer vorüber, wenn Sie auch, wie jene, mit zartem Sinn etnes ſchönen Liedes ſich freuen mochte.“ Den erſten Eindrücken folgte lange keine Näherung zwiſchen Eliſabeth und ihrem ſpäteren Gatten, erſt etwa Jahr und Tag nach Gentzens Abgang von Königsberg lockerte ſich das Verhältniß zwiſchen ihr und Graun, der nach Berlin verſetzt wurde, völlig. Frau und Kinder blieben zurück, und mit den Huldigungen und Sonetten, die ihr der jugendliche Dichter zu Füßen legte, wuchs auch die Innigkeit des neuen Verhältniſſes endlich bis zum unauflöslichen Lebensband. In Stägemann's Erinnerungen wird vor allem die demuthvolle Strenge, das züchtige Verſagen der Geliebten wie bei der Laura von Avignon gefeiert. Neun Jahre verſchwiegenen Nebeneinanderlebens floßen ſo dahin, bis endlich die Scheidung von ihrem bisherigen Gemahl erfolgte und eine Liebe zur bleibenden Erfüllung gedieh, von welcher ſie ſelbſt einſt an Stägemann ſchrieb: „Was die zarte Leonore nur als Wunſch ausſpricht, iſt mir gewährt. Das Gedächtniß einzig ſchöner Stunden lebt in Deinem Gemüth, und Du erkennſt, welch einen Schatz von Treu' und Liebe der Buſen einer Frau bewahren kann.“

Inzwiſchen hatte Eliſabeth, auch ehe ihr Verhältniß zu Stägemann begann, und als Graun noch in Königsberg war, ſchon manchen harten Kampf des Herzens zu beſtehen. Gentz war der Vertraute ihrer Neigung und eines Verhältniſſes, das ſich jedoch eben ſo ſchnell löste, als der innige Verkehr mit ihrem jungen Freunde in Berlin. Der rechte Schatz war erſt für ſie gehoben, als der Genius des Dichters in ihre Nähe kam, und da bedurfte es weder des Vertrauten, noch der warnenden Zuſprache eines Freundes, welcher ohnedies, wie er es oft im Leben gethan, läſſig ward, und in andern Lebensbezügen die früheren nur zu ſchnell vergaß.

Daß Gentz ſein Intereſſe von der Königsberger Freundin ſchnell und unerwartet ſchnell abwendete, hatte auch einen andern Grund. Zu derſelben Zeit, wo Eliſabeth ihm näher gekommen war, ihn zum Vertrauten ihrer Geheimniſſe gemacht hatte, war er ſelbſt in Liebe für ein Mädchen aus derſelben Familie, für Cöleſtine Schwinck entbrannt, und hatte, wie die Briefe beſagen, nur durch die Vermittlung ſeiner Freundin Gehör bei Cöleſtinen gefunden. Sein Schmerz war geſtillt, er bemüht ſich, auch Eliſabeth in ihrem Verhältniß Troſt zuzuſprechen, und reiſ't von Königsberg im Mai 1785 ab, in dem Bewußtſein, an ſeiner Freundin zugleich eine bleibende Fürſprache rückſichtlich ſeines noch nicht von allen Gliedern der Familie gebilligten Verhältniſſes und wenn es noth wäre, bei der Geliebten ſelbſt zu haben. Mit dem Intereſſe an ſeiner Liebe geht die Freundſchaft für Eliſabeth Hand in Hand, er hat ihr immer neue Troſtworte und zuweilen ſehr närriſche Lebensweisheit zu ſpenden, er ſinnt für ſich und die Leute ſeines Herzens auf einen paradiſiſchen Glückſeligkeitszuſtand, er ſetzt Eliſabeth die Nothwendigkeit der Tugend, des Glaubens an Unſterblichkeit, wie ein Profeſſor auseinander und entwirft ihr in dieſer Weiſe einen gut gemeinten Lebensplan. Unterdeſſen nahte ſich ſein eigenes Liebesverhältniß der Entſcheidung, er hatte den Grund zu einer Lebensſtellung gelegt, er überſchlägt ſeine Revenuen, ſeine Eltern waren mit der Sache einverſtanden, es fehlt nur noch die Einwilligung eines Großvaters; im Herbſt 1786 reiſ't er wieder nach Königsberg, um die völlige

Einwilligung der Familie und die feste Zusage seiner Braut zu erhalten. Hier wendet sich das Blättchen und unser Freund, der seine Neigung an einen seiner Liebe vielleicht kaum würdigen Gegenstand verschwendet hatte, bedurfte jetzt selber Zusprache und Trost. Wahrscheinlich in Folge der Weigerung ihrer Familie trat Cölestine zurück, Elisabeth, bei der er die Zeit über gewohnt hatte, ward im ersten Moment und noch eine Weile nach seiner Rückkehr in die Hauptstadt die Vertraute seines Unglücks, seiner Schmerzen, doch bald überfluthen ihn die Geschäfte seines Amts, die Zerstreuungen des Berliner Lebens, der Umgang mit Menschen, die er selbst seiner nicht für würdig hält. Er klagt der fernen Freundin noch einige Male sein Schicksal, klagt, daß der edlere Theil in ihm, weil ihm ihr Umgang mangelt, unbeschäftigt bleibe, er jammert, von wüsten Vergnügungen umringt, sein Herz in Verhältnissen zu verschleudern, die unter seiner Würde seien. Ein Mal noch wachen die früheren Lebensgeister mit ihrem ganzen Enthusiasmus wieder auf, da nämlich, als er, zur Zeit von Graun's Uebersiedelung nach Berlin, sich dem trügerischen Gerücht hingab, sie werde ihrem Gemahl alsbald dahin folgen. Dies traf jedoch nicht ein. Gentz aber steuert im bisherigen Strome fort, und wenn er auch im nächsten Frühjahr (1788) seiner Freundin meldet, er sei durch eine mehrwöchentliche Krankheit plötzlich aus dem leeren Getriebe seines Lebens gerissen und sich selbst wieder gegeben worden, so ging doch mit diesem uns unvollständig aufbewahrten Briefe auch der innige Verkehr mit der Vertrauten seiner Jugendneigungen und Schicksale aus. Seine Umgebungen und Verhältnisse mögen ihn von da an in noch stärkere Fesseln gelegt haben, die französische Revolution brach kurz darnach aus und warf ihn, nur eine sehr kurze Zeit seinen Jugendenthusiasmus noch einmal aufregend, in eine ganz neue Laufbahn und Richtung, worin alle in ihm schlummernden Kräfte erst erwachen, seine eigentliche Gabe erst recht wirksam und lebendig werden, sein Genius in großen und ruhmreichen Verhältnissen sich ergehen sollte.

Die Verbindung mit Elisabeth schlummerte nach und nach ein, und ihr konnte man es nicht verdenken, wenn sie einen abgekühlten

und gleichgültigen Verehrer im Glück ihrer neuen, heißen und treuen Liebe aus den Augen verlor. Zwar iſt noch ein letzter Brief vorhanden, den Gentz zur Zeit, als er den erſten Anſatz zu ſeiner ſchriftſtelleriſchen Berühmtheit machte, im Jahre **1792** an ſie ſchrieb. Gerade dieſer letzte Brief an die Freundin ſeiner Jugend iſt der ehrenvollſte für jene, und ohnedies der merkwürdigſte und bedeutendſte von allen; er kann in manchem Sinn als Vorwort zu ſeinem nachherigen Autorthum und ſomit zu ſeinem Ruhme betrachtet werden. Er iſt unmittelbar in der heftigſten Gemüthsbewegung geſchrieben und wie Dorow, der dieſen Brief zuerſt mitgetheilt hat*), richtig bemerkt, in einer Kriſis, worin Gentz ſeine ſpätere großartige Entwicklung ſchwer bezahlt zu haben ſcheint. Aus einer ſolchen, noch dazu durch eigene Schuld erzeugten, ſein tiefſtes Innere auflöſenden und erſchütternden Bedrängniß, rafft er ſich gewaltſam empor, und ſteht plötzlich als ein anderer Menſch, zwar vielleicht nach großer Einbuße, aber auch in der ganzen Fülle ſeiner Kraft da. Das Leben hat für ihn eine andere Geſtalt gewonnen, ſein innerer Kampf, die Drangſale, die ihn umlagerten, kurz, alle die unnennbaren Erfahrungen, die ein weiches Jünglingsherz verhärten können, hatten ihn aus der bisherigen Beſchränktheit getrieben. Viel will es ſagen, wenn Gentz zu derſelben Zeit, als er Burke überſetzte, und ſeinen Ruf damit begründete, gleichſam auf eine abgelaufene Lebensperiode zurückblickend, ſeiner Jugendfreundin Eliſabeth, die er noch einmal, aber zum letzten Mal ſeines früheren Vertrauens werth hält, folgendes Bekenntniß als Lebewohl zuruft: „Im Glück wäre meine weiche Seele verzärtelt worden; ohne die unſäglichen bitteren Leiden, die ich mir durch eigene Schuld, ja durch eigene Wahl bereitet habe hätte ich mich nie zur Höhe und Stärke eines einzigen meiner jetzigen Gedanken, meiner Ideen über die Welt und die Dinge emporgeſchwungen.“ Allerdings! Ein Theil des früheren Gentz, den Eliſabeth noch gekannt hatte, war vollends zu Grabe getragen,

*) In ſeinen Facſimiles der Handſchriften berühmter Männer und Frauen. Heft I. Berlin **1836**.

damit aber die Periode ſeiner vollen Bildung, ſeiner großartigen Entwicklung, ſeines Ruhmes eröffnet.

Fortan hörte das Verhältniß zwiſchen ihm und Eliſabeth ganz auf, ſie ſcheint in jener großen Gährung ſeinem Herzen, ſeinem Gedächtniß entfallen zu ſein. Sie ſahen ſich nicht wieder. Als Eliſabeth, ſchon Jahre lang Stägemanns Gattin, mit dieſem im Jahre 1806 nach Berlin verſetzt wurde, war Gentz ſchon mehrere Jahre aus dem preußiſchen Staatsdienſt und aus ſeinem Vaterlande geſchieden. Beim Wiener Kongreß traf Stägemann, auch in hoher Stellung, mit Gentz perſönlich, doch meiſt nur als Widerſacher zuſammen. Gentz galt ihm als Talent und Perſon ſehr hoch; allein ihn, den preußiſchen Patrioten, brachte der Widerſtand, welchen Gentz den Forderungen ſeines eigenen alten Vaterlandes mit Heftigkeit entgegenſetzte, in zornige Erbitterung. Jene harten und für die Stellung von Gentz beſonders ungünſtigen Konflikte, auf die wir ſpäter zurückzukommen Gelegenheit haben, regten in dem erzürnten Dichter auch die Erinnerung an die Treuloſigkeit an, mit der ſich ſein nunmehriger Gegner einſt auch von ſeinem Verhältniß zu Eliſabeth losgeſagt hatte, und er richtete unter ſo vielen Kriegs- und Liebesklängen, die Geliebte ſeines Herzens und ſein Vaterland in einem Kultus von Hingebung und Treue umſchlingend, an dieſe eines der merkwürdigſten Sonette, das jetzt auch unter „den Erinnerungen an Eliſabeth“ ſteht, und das hier, weil es alle dieſe Verhältniſſe abſchließt, gewiß mit Recht ſeine Stelle findet.

Aus Wien.

Im Dezember 1814.

Es will ſich uns ein neuer Sturm bereiten,
Es will der Zwiſt der Könige nicht enden.
Mit Palmenzweigen nicht, mit Fackelbränden
Seh'n wir die Friedensboten zornig ſchreiten.

Ach! Dir allein gehörten meine Saiten,
Als ob ſie, gleich getreuen Sonnenwenden,
Nur Deinen Strahl, nur Deinen Hauch empfänden.
Da kam ein Buhle, kühn mit Dir zu ſtreiten.*)

Du hatteſt einen Freund der jungen Jahre:
Er löste falſch der Lieb' uud Heimath Bande;
Die Lieb', Eliſabeth, war nicht die wahre.

Es ſchweigt das Lied von ihm, nicht von der Schande.
Dir aber ſchlägt, es ſchlägt dem Vaterlande
Mein Herz, mein Lied, im keuſchvermählten Paare.

Eliſabeths Gemahl, der Regierungsrath, kurz nachher Tribunalrath Graun war der Sohn des berühmten Kapellmeiſters und Komponiſten Graun, der zu Dresden geboren war, zum Kronprinzen von Preußen nach Rheinsberg berufen, der Kapellmeiſter des großen Königs blieb, bis er im Jahre 1759 zu deſſen größter Betrübniß ſtarb. — Auch Eliſabeth war dieſer Kunſt ſchwärmeriſch zugethan; ſie verſtand auch zu malen, und für alles Große und Schöne in Dichtung und Literatur hegte ſie, wie man von Stägemanns gefeierter Gattin kaum zu erwähnen brauchte, fortdauerndes Intereſſe.

Das Verhältniß von Gentz zu ſeinen Eltern ſtellt ſich in dieſen Briefen ſehr erwünſcht dar. Beſonders die Mutter ſcheint immer ſeine Vertraute geweſen zu ſein. Sie war eine geborne Ancillon,

---

*) In Bezug auf meine Kriegsgeſänge. Dem Sonett war das S. 183. meiner hiſtor. Erinnerungen, doch mit verändertem Schluß abgedruckte Kriegslied beigefügt, worin ein Jugendfreund Eliſabeths bezeichnet wird, der eine politiſche Bedeutſamkeit erworben hatte, und damals beſonders thätig war, den Intereſſen ſeines Vaterlandes entgegen zu wirken.
Note des Dichters.

und unſer Gentz des nachmaligen preußiſchen Staatsminiſters Vetter. Der Vater von Gentz war, ſeit ſeiner Verſetzung nach Berlin, Münzdirektor daſelbſt.

Der in dieſen Briefen oft erwähnte einzige Bruder von Gentz hieß Heinrich Gentz und war älter als jener. Er war ein ausgezeichneter Architekt, und in Berlin, wenn ich nicht irre, als Oberbaurath und Profeſſor bei der Bauſchule angeſtellt. Zu Schillers Zeiten war er bei dem neuen Bau des Weimariſchen Schauſpielhauſes thätig und hielt ſich lange in ſeiner und Göthe's Nähe auf. Auch hat er Einiges geſchrieben, namentlich finden ſich in ſeines Bruders Friedrich „neuer deutſcher Monatſchrift vom Jahre 1795," Briefe über Sicilien von ſeiner Hand.

Es wird Vielen auffallen, daß ſich Gentz hier immer „Gentze" unterſchreibt. Es mag dies Willkühr oder Laune geweſen ſein, vielleicht auch durch Kotterieſcherz veranlaßt. Die Familie hieß immer Gentz und er ſelbſt hat von der Zeit an, wo er öffentlich auftrat, ſeinen Namen ſtets ohne „E" am Schluſſe geſchrieben.

1.

Wollten Sie wohl die Gütigkeit haben, beſte Frau Regierungsräthin, mir den ganzen Vorrath von Augengläſern, den ihr Herr Gemahl hier gelaſſen hat, zu ſchicken? Ich werde mir mit Ihrer Erlaubniß nur Eine davon ausſuchen und Ihnen die übrigen ſogleich zurückſenden.

Ich kann dieſe Welt nicht länger mit bloßen Augen anſehen. Sie wird gar zu bizarr, gar zu fürchterlich ſonderbar. Vielleicht wird ſie ſich durch ein Glas beſſer ausnehmen. Ich wünſchte vor einiger Zeit, noch blinder zu werden, als ich war. Was wünſcht man nicht Alles, wenn man noch ein Herz hat. Jetzt iſt dieſes Herz ſo voll, ſo beklommen, ſo unruhig, daß ich es nun endlich dahin gebracht habe, gar nicht mehr auf ſein Toben zu hören, ſondern blos der ſanftern Stimme der Vernunft folge, die mir heute das zuruft, was geſtern Ihr Mund ſo oft wiederholte: „Es wird ſich Alles finden.“

Ich bin jetzt ſo glücklich, und was noch mehr iſt, auch Sie ſind es, wie der Schiffer, deſſen Schiff im heftigſten Sturm ſtill und ruhig ſteht, blos darum, weil die Winde aus allen Himmelsgegenden zugleich darauf loswüthen, ſo daß kein einziger es nach einer Seite ſchmeißen kann. Aber Weh uns, wenn Einer dieſer Winde aufhört, und dann der gegenüberſtehende uns nicht vorbereitet findet, und mit aller Macht unſere Segel zerreißt, und unſere Maſten zerbricht! Ich denke, Sie verſtehen das ganze Gleichniß? —

O! laßt uns den Hafen ſuchen, oder wenigſtens unſer Schiff ſo befeſtigen, daß es über den Orkan ſelbſt lachen kann.

Morgen nach der Kirche ſehen Sie mich bei ſich. Ich bringe **Le Noble** mit, wenn er Muth genug hat, Ihre Gegenwart und die Gegenwart der Schwink zugleich auszuhalten. Ich hätte ihn nicht. Morgen wenigſtens noch nicht. Dafür bin ich mir aber auch recht gut bewußt, daß ich einer der ſchwächſten Sterblichen bin.

Mich Ihrer gütigen Freundſchaft empfehlend, wünſche ich Ihnen viel Vergnügen im Gerlach'ſchen Koncert. Ich werde es auf dem Ball ſuchen — und nicht finden.

Den 12. Februar 1785.

Gentze.

2.

Um mich dafür, daß Sie mir geſtern den Brief, den Sie erhalten hatten, nicht zeigen wollten, recht großmüthig zu rächen, ſchicke ich Ihnen hier ohne weiteres Bedenken einen Brief von meinem Vater, den ich dieſen Augenblick erhalten habe, weil er Manches enthält, was Sie intereſſiren wird.

Das Schlechteſte, was darin ſteht, iſt der Reiſetermin, der es denn wohl dahin bringen wird, daß ich nicht mehr länger als 4 Wochen das Vergnügen Ihres nähern Umgangs genießen werde, den mir das dumme Schickſal gerade jetzt erſt ſo äußerſt angenehm machen mußte, um ja bei meiner Trennung von Königsberg mir keine Bitterkeit ungeſchmeckt zu laſſen. —

Aber die Menſchen ſind wie die Kinder; wenn ſie zuerſt zuſammenkommen, geht das Eine in einen Winkel, das Andere in einen andern, ſchielen ſich von der Seite an, trauen ſich nicht, fürchten ſich vor einander, bis es ſo gegen 8 Uhr Abends kömmt; alsdann kriechen ſie nach und nach zuſammen, fangen an zu ſpielen, und

wenn es bis zum Gaſtmahl oder bis zur kleinen Hochzeit gekommen iſt, dann ruft Mama: Dorchen, Fritzchen, wir gehen. — Sie ſtehen da, ſehen ſich an — und weinen. Ich finde dieſe Vergleichung ſo außerordentlich richtig — ſo paſſend — daß — ich ſelbſt darüber anfange zu weinen. Und darum ſei es genug.

Gentz.

3.

Ich wollte das Vergnügen haben, Ihnen dieſe Charaktere ſelbſt vorzuleſen; aber der Spaziergang mit den beiden Thieren hat mich zu lange aufgehalten; indeſſen wollte ich Ihnen, beſte Frau Regierungsräthin, doch in Ihrem Wittwenſtande gern oft Unterhaltung verſchaffen, und daher ſchicke ich ſie Ihnen, um Sich heute Abend, oder morgen früh damit zu divertiren. Unterſuchen Sie nicht, wer ſie gemacht hat; genug, wenn Sie Einiges darin getroffen finden. Die Veranlaſſung, die ſie hervorbrachte, werde ich Ihnen ſelbſt erzählen. Möchte die Kleinigkeit doch etwas zur Unterhaltung und Beruhigung Ihrer Seele beitragen. Es iſt manchmal die einzige Glückſeligkeit, die uns übrig bleibt, daß wir uns mit Andern vergleichen.

Gentz.

4.

Theure, verehrungswürdige Freundin!

Das denke ich nicht mehr Ihnen betheuern und beweiſen zu dürfen, daß wenige Menſchen in der Welt an dem, was Sie und Ihr Schickſal betrifft, einen aufrichtigern und herzlichern Antheil nehmen können, als ich. Sie wiſſen längſt, wie ich gegen Sie

denke, wiſſen längſt, daß Ihre Freundſchaft eins der liebſten und koſtbarſten Güter iſt, womit ich in dieſer Welt prahlen kann, und daß ich nun ſchon ſeit geraumer Zeit Sie für meine erſte und würdigſte Freundin — ich möchte faſt ſagen für meine einzige, — nicht nur in Königsberg, ſondern auf der Erde überhaupt halte. Denn ich habe nur Eine Geliebte, nur Eine Mutter, nur Einen Freund, und — wohl mir, daß Sie mir das erlauben zu ſagen — und auch nur Eine Freundin. Gottlob, daß es eine ſolche iſt, an der ich für mein ganzes Leben genug habe! —

Sie ſind heute 24 Jahr alt, und ich fühle, daß Ihr Geburtstag kein gleichgültiger Tag für mich iſt, ich habe kaum 5 Feiertage im Jahre — denn Oſtern und Pfingſten kann ich immer nicht recht behalten — der heutige glänzt unter dieſen feſtlichen Tagen; ich freue mich, daß der Tag, der Sie in die Welt brachte, mir nicht unbekannt geblieben iſt, freue mich über den Gedanken, daß man eifriger, wärmer, herzlicher, als ich Ihnen den vollſten reichſten Segen des Himmels und alles Glück der Erde wünſche, unmöglich an dieſem Tage für Sie bitten oder wünſchen kann.

Aber was ſoll ich Ihnen denn eigentlich wünſchen? Ich könnte bei jeder andern Perſon leicht antworten: Alles, was Sie ſich ſelbſt wünſchen, bei Ihnen, meine theure Freundin, geht es nicht an. Und warum nicht? — weil ich auf die Frage, was Sie ſelbſt ſich wünſchen mögen, keine andre Antwort geben könnte, als, ich weiß es nicht, und ſie weiß es vielleicht ſelbſt nicht. Und in der That, wiſſen Sie wohl, was Sie eigentlich noch in der Welt verlangen? Ich glaube, Sie würden um ein gut Theil ruhiger ſein, wenn Sie ſich das beſtimmt ſagen könnten. Kommen Sie, beſte Frau, laſſen Sie uns die Quellen menſchlicher Glückſeligkeit und menſchlichen Elends entdecken, und ſehen, was uns wohl auf Erden noch beſchieden ſein kann.

Es giebt offenbar zwei ganz verſchiedene Seiten, das menſchliche Leben zu betrachten, die ſich deutlich genug abſondern und angeben laſſen. Die Eine zeigt uns, wie es unſern Neigungen, unſern Wünſchen, und wir können oft dreiſt hinzuſetzen, unſerm

Beſtreben und unſerm Wohlverhalten nach gehen ſollte; die andre, wie es nach dem Laufe der Natur wirklich geht. Die Menſchen, bei denen dieſe beiden Linien, die faſt immer meilenweit von einander, obgleich beſtändig neben einander fortlaufen, oft zuſammentreffen, nennen wir glückliche Menſchen. Und es iſt Ihnen gewiß ſo klar als es mir iſt, daß es unmöglich mehr als zweierlei Arten und Wege zum Glück giebt, entweder, wir müſſen unſre Neigungen und Wünſche erfüllt ſehen, das iſt, der Lauf der Natur muß ſich nach unſerm Intereſſe richten, oder, wir müſſen es dahin bringen, daß wir unſre Neigungen dem Lauf der Natur unterwerfen, und alles das, was geſchieht, als gut und nöthig annehmen, genießen, und bewundern. Kein Moraliſt kann zwiſchen dieſen beiden Wegen einen dritten ausfindig machen.

Der erſte Weg — Ach! meine Freundin! — Sie wiſſen, was wir von ihm zu halten haben. Sie wiſſen, wie ſelten es geſchieht, daß die Begebenheiten unſers Lebens, und ihr Zuſammenhang, den wir Schickſal nennen, ſo geordnet wären, wie wir es wünſchen und wollen — das Glück, was ich erfahren habe, iſt ein ſeltnes, ungewöhnliches Glück; Tauſende verſchmachten an den Qualen einer unglücklichen Liebe, ehe das Schickſal Einem ſo zu Hülfe kömmt, wie es mir geholfen hat. Und: was wir denn auf dieſem Wege zu unſerm Glück thun können? Nichts, nichts, meine Beſte, das wiſſen Sie. Der Menſch hat keine oder doch nur eine ſehr eingeſchränkte Gewalt über die Umſtände; von der Wiege an hängen wir von den Launen und Fehlern unſrer Ammen, unſrer Eltern, unſrer Lehrer, unſrer Ehegatten, unſrer Kinder ab, die Alle auf unſer Schickſal wirken, es beſtimmen, ohne daß wir entgegenarbeiten können, uns in Regeln zwingen, die wir gern überſchritten, uns Lebensarten vorſchreiben, die uns verhaßt ſind, uns Fehler und ſelbſt Laſter beibringen, die unſrer Natur ſonſt nicht anhängen würden, uns unſre Neigungen verwünſchen, unſre ſchönſten Plane zerreißen, und — unſre liebſten Wünſche ins Grab werfen heißen. —

Es iſt alſo ausgemacht, daß dieſer Weg zum Glück, ſo ſanft und leicht er auch für die iſt, die das Schickſal begünſtigt, doch

nicht der allgemeinſte, oder, um genauer zu reden, der ſicherſte iſt; denn Sie werden mir zugeſtehen, daß es nur ein Einziges giebt, was wir auf dieſem Wege zu unſerm Glück thun können, und das iſt: Abwarten. Aber was iſt troſtloſer und niederſchlagender als das? Ja! wenn wir nicht ſähen, daß Tauſende vergeblich warten, daß der bittre, harte Tod faſt Alle übereilt, ehe ſie ihre Wünſche erfüllt ſehen, daß — ach meine Beſte! füllen Sie dies letzte: daß aus, womit Sie wollen, allenfalls mit — Unmöglichkeit, mit unüberſteiglichen Hinderniſſen, mit dem — was oft Ihr armes, weiches Herz drückt, und die ſtille Thräne ins Auge preßt, die ich oft in unſern einſamen Unterredungen darin glänzen ſah!

Alſo bleibt uns noch unſer zweiter Weg übrig, nämlich, die Neigungen und Wünſche dem Lauf der Welt zu ſubordiniren, zu ſagen: Willſt du mir folgen, mein Schickſal? — du willſt nicht? — Wohlan! dein Wille ſoll geſchehen. Ob wir hier weiter kommen werden, als auf dem erſten Wege? — Ja, ja, meine Theuerſte, das werden, das müſſen wir, ſo lange wir glauben, daß die Tugend kein Poſſenſpiel und keine Chimäre leerer Köpfe ſei. Der Menſch kann ſelten oder nie die Umſtände ändern; was bleibt übrig? — Er kann ſich ſelbſt ändern. Er kann durch Aufmerkſamkeit auf ſich ſelbſt und durch ernſthaftes und thätiges Beſtreben ſeine übertriebnen Neigungen dämpfen, das pochende, von Leidenſchaften volle Herz beſänftigen; kann durch Uebung und Ausdauren die Beſchwerlichkeiten des Lebens erdulden, die Laſten, die ſeine Nebenmenſchen, ſeine Freunde, ſeine Brüder auf ihn wälzen, ertragen, und ſich in die traurige Nothwendigkeit gelaſſen ergeben lernen, daß wir oft zu gleicher Zeit unſre koſtbarſten Wünſche unerfüllt, und das, was uns zuwider iſt, was unſern innerſten Neigungen, unſrer Denkungsart, unſerm Charakter entgegen iſt, uns aufgebürdet ſehen. Kurz, durch Tugend kann er, obgleich langſamer und ſchwerer, aber wahrlich viel ſichrer, eben dahin kommen, wohin unter Tauſenden Einer durch Umſtände und Glück geführt wird.

Für Sie, meine werthe Freundin, iſt es mit den Hoffnungen auf günſtige Fügungen der Umſtände zu einem neuen glücklichen

Leben, wie Sie es ſich vielleicht malen möchten, ſo gut, als vorbei. Es iſt hart, daß ich das ſo uneingeſchränkt ſage; aber dieſelbige Freundſchaft, die mich in den Falten Ihres Herzens jene geheimen Wünſche leſen ließ, berechtigt mich auch Ihnen zu ſagen, was Sie ohnedies längſt wiſſen, daß Sie eitel ſind. Ihnen bleibt alſo, um zur Glückſeligkeit, die doch Ihr Herz wahrhaftig verdient, zu gelangen, kein andrer Weg mehr übrig, als der Entſchluß, ſich ſelbſt glücklich zu machen. Können wir das Kleinod, wonach wir in der Welt ringen, nicht erſtreben, ſo laßt uns in uns ſelbſt ein andres ſuchen; Ruhe, Ruhe und Frieden in der Seele, iſt das nicht das köſtlichſte Kleinod, das uns beſcheert ſein kann? Können wir den Sturm, der über uns tobt, nicht beſänftigen, o! ſo laßt uns unſre Hütte zumachen, feſt verſchließen, uns in den verborgenſten Kämmerchen, am ruhigen Kamine gelaſſen mit anſehen, wie er gern die Erde zertrümmern möchte! —

Sie, meine liebe Graunin, haben zur Glückſeligkeit, die man auf dieſem edeln, glorreichen Wege, auf dem Pfade der Tugend erlangt, einen herrlichen Grund in ſich; Ihre ſanfte, fühlbare Seele müßte Sie unausbleiblich glücklich machen, wenn Sie es immer dahin bringen könnten, daß Sie mit Ihrem hellen und ruhigen Kopfe in Harmonie ſtünde. Dadurch, daß Sie ſtärker empfinden als hundert andre Menſchen, ſind Ihnen ſoviel andere unbekannte Freudenquellen geöffnet, dadurch, daß Sie nachdenken können über Menſchen und Begebenheiten, ſind Sie ſchon ſo ſehr von tauſend Andern unterſchieden, daß es nur auf einen herzhaften Entſchluß ankäme, um Ruhe und Glückſeligkeit zu erlangen.

Ich weiß recht gut, daß es leicht iſt, ſo zu predigen; weiß recht gut, daß Sie mir gegen alle dieſe Vorſchläge hundert Schwierigkeiten und Hinderniſſe ſetzen können; aber ich weiß auch eben ſo gut, daß die Grundſätze zu einem feſten Gebäude von Glückſeligkeit, die ich Ihnen hier angegeben habe, durch nichts in der Welt umgeſtoßen werden können; es ſind die unwandelbaren Grundpfeiler der Tugend; nur der, der an der Tugend ſelbſt zweifelt, kann daran ſcheitern; wen aber Zweifel an der Tugend ſelbſt beunruhigen, für

den iſt ſchlechterdings alle reelle Glückſeligkeit verloren und verſchwunden. Denken Sie ſich den großen Gedanken: Wenn Sie in Zeit von einem Jahre es blos durch innre Kraft und Anſtrengung dahin brächten, daß Sie Ihren Mann mit ſeinen Fehlern, die er, wie alle andre Menſchen, hat, nicht nur immer gern ertragen, ſondern auch lieben könnten, daß **Le Noble** Ihnen ein Ihrer Freundſchaft und Achtung ſehr würdiger, aber in Anſehung Ihres Herzens und der Liebe ganz gleichgültiger Menſch würde, daß Sie jeden Augenblick, den Sie jetzt auf unnütze Wünſche verwenden für die Zukunft, lieber gebrauchten, um ſich das Leben gegenwärtig zu verüßen; kurz, daß Sie durch Bemühung und Tugend zu demſelbigen Grade von Glückſeligkeit gelangten, zu dem mich in dieſer Zeit mein günſtiges Schickſal führt, und daß wir, die wir ſo freundſchaftlich und brüderlich unſer Unglück zuſammengetragen haben, dann uns am Ziele, worauf uns unſre verſchiednen Wege führten, in dem Hafen der Glückſeligkeit wieder zuſammen träfen — denken Sie ſich dieſen ſchönen Gedanken, und fühlen Sie mit mir, was uns beiden im Grunde unſer Verſtand tauſendmal geſagt hat, daß es doch wahrlich der Mühe werth iſt, weiſe zu ſein.

Bleiben Sie meine Freundin; ich verlöre zu viel, wenn ich auch jemals nur einen kleinen Theil Ihrer Freundſchaft verlöre, obgleich die große unverkennbare Harmonie unſrer Seelen mich ziemlich dagegen ſichert; bedenken Sie immer, daß ich ein Menſch bin, der ſich eben ſo gut über jeden Fortſchritt, den Sie auf dem Wege zum Ziele, das Sie wünſchen, machen, herzlich freuen, als über jedes Hinderniß, über jeden Irrweg, worauf die Gewalt der Umſtände, oder Ihr zu fühlbares Herz Sie führt, herzlich um Sie trauern kann, daß man Sie nicht genauer kennen, und alſo — (das werden Sie doch wohl für keine Schmeichelei anſehen? Wie geriethe die hieher?) — auch ſchwerlich mehr lieben kann, als ich Sie liebe.

Die Korreſpondenz, die Sie mir verſprochen haben, wird eins meiner liebſten und intereſſanteſten Geſchäfte in Berlin ſein, und ich werde mich gewiß herzlich freuen, wenn Sie mir, ſo oft Sie

Luſt und Trieb dazu fühlen, die Lage Ihrer Seele ſchildern und an Ihrer Situation mich theilnehmen laſſen, da mich weniger Menſchen Schickſal ſo ſehr intereſſiren kann als das Ihrige.

Beſchleunigen Sie den Zeitpunkt, der Ihnen Ruhe und Zufriedenheit ſchenkt, damit Sie ihn noch in den glücklichen Jahren genießen können, wo alle unſre Kräfte leicht und frei wirken, wo die Welt noch ſchön für uns iſt, wo die Roſen noch friſch um uns her blühen. In dieſen Jahren weiſe ſein, das iſt wahre Weisheit. Möchte doch jeder Ihrer künftigen Geburtstage Sie immer um ein gut Theil glücklicher finden, und jedes Jahr Ihres Lebens mit dem Genuß dieſer immer zunehmenden Glückſeligkeit bezeichnet ſein. Denken Sie dann in jeder frohen Stunde ſowie in den trüben, die Ihnen noch begegnen werden, an Ihren aufrichtigſten und theilnehmendſten Freund

Gentze.

Den 10. April 1785.

Uebrigens war nicht der 10., ſondern der 11. April der nachmals von ihrem Dichter oft gefeierte Geburtstag Eliſabeths.

Kurz darauf, nachdem er ſeiner Freundin die Widerſprüche des Lebens, der Neigungen und Pflichten, und was in dieſer Lage allein retten kann, in ſeiner damaligen Weiſe zu Gemüth geführt hatte, ſchloß er ſeine Studienjahre wirklich ab, kehrte nach Berlin zu ſeinen Eltern heim und begann daſelbſt ſeine praktiſche Laufbahn. Den 6. Mai 1785 ſchrieb er von da den erſten Brief an Eliſabeth, eine ſtille Morgenſtunde benutzend, die ihm, nach einer Abweſenheit von zwei Jahren, im Gewirr des Berliner Lebens zu Theil wurde. Wie jeder, der aus einem lieben Kreiſe abgeſchieden, erneuerte auch er jetzt die Erinnerung an alles, was ihm ſeine Freundin in guten und böſen Stunden geweſen war, dankt für die Liebe, das Mitgefühl, die Hülfe, die er genoſſen, die ihn ſelbſt das Ziel ſeiner Wünſche, Cöleſtinens Liebe und Hand zuführte, freut ſich, daß ſie

„in dem Guten, das ſie in ſeinem Charakter erkannte, Geſchmack fand, und ſeine Fehler überſah oder entſchuldigte.“ Er verſichert ihr „auf der Reiſe und nach der Reiſe, in Braunsberg, Oſtromezke, Küſtrin und Berlin, an ſeinem Schreibepult, in dem fatalen Wirrwarr von Viſiten-Empfangen und Viſiten-Abſtatten unabläſſig an ſeine allertheuerſte Freundin gedacht zu haben, ihr, ohne in Königsberg zu ſein, ſeinen Morgenbeſuch richtig abgeſtattet zu haben.“ Kurz er lebt ganz in der Erinnerung der glücklichen Tage und des gepflogenen Umgangs, wo ſie ihre Seelen und ihr beiderſeitiges Liebesleid gegeneinander austauſchten. Cöleſtine wird natürlich hier, wie in allen folgenden Briefen der Freundin, empfohlen. Was er auch Schönes von jener und dem Verhältniß zu ihr ſagt, es ſcheint immer, als ſei er ſeiner Sache noch nicht gewiß, ja die Art der Bekenntniſſe über ſeine Liebe und den Grad der Wärme für das Mädchen läßt ſich meiſt noch ungleich matter aus, als hie und da die Freundſchaftsverſicherung an Eliſabeth. Noch auffallender ſind die in allen Briefen wiederkehrenden Zweifel an der Freundſchaft Eliſabeths ſelber; er fleht, betheuert, ſchwört; er ſetzt es unter die Unmöglichkeiten und meint, daß alle jene großen Ideale von Menſchenwerth und Würde, die er mit dieſer Frau und dem Verhältniß zu ihr verknüpft habe, ſobald dieſes nur im Geringſten abkühle oder lockere, rettungslos zuſammenſinken müßten. Ueberhaupt wimmeln die Briefe von ſolchen Ueberſchwenglichkeiten, die viel beſſer gar nicht oder nicht in ſolcher Weiſe ausgeſprochen werden, und eher vermuthen laſſen, daß es, was auch der Erfolg zeigte, mit der ganzen Fülle ſo ſchöner Worte und Betheurungen nicht ſo viel auf ſich hat, und eher einen Beweis gegen, als für die Hingebung und Treue des Schreibenden liefern. Wer ſeiner eigenen Unwandelbarkeit feſt verſichert iſt, der hat nicht nöthig, bei jedem Anlaß für die Anhänglichkeit und Treue eines Andern zu zittern! —

Unter anderm ſchrieb er ihr in dieſem Briefe: „Ueberdem kannten Sie alle meine kleinen Schwachheiten, kannten und beförderten alle meine großen und kleinen Wünſche, laſen in der Tiefe meiner Seele, und ließen mich wieder in der Ihrigen leſen. Das iſt aus-

gemacht: die Stelle, die Sie in mir ausfüllten; wird nie, nie wieder beſetzt; Sie wiſſen wohl, daß ich meine Cöleſtine viel zu ſehr liebe, als daß dieſer Ausſpruch ihr zum Nachtheil gereichen könnte. Ich bin überzeugt, daß ſie mir Alles, Alles ſein wird. Aber das iſt ausgemacht: wenn ſich Fälle in meinem Leben ereignen ſollten, wo ich irgend einen geheimen Gram weder ihr ſelbſt, um ihr unglückliche Stunden zu ſparen, noch auch meiner Mutter mittheilen wollte, dann wird es mir an einer ſolchen Freundin fehlen, wie Sie waren, beſte, beſte Frau! Aber fehlen? Warum ſollten Sie mir fehlen? Hängt denn nicht eben der blaue Himmel über Ihnen, der über mir hängt? Soll eine Entfernung, eine nichtswürdige Entfernung von 80 Meilen zwei Seelen trennen, die ſo nahe, ſo nahe verwandt ſind? Die Hoffnung, uns wieder zu ſehen — einſt in Einer Stadt zu leben iſt da; und wir ſollten dann nicht unſre Freundſchaft ſo warm, ſo friſch erhalten haben, als ſie bis jetzt geblüht hat. Geſchworen ſei es, wie ich es oft vor Ihnen gethan habe, daß auf meiner Seite die Entfernung keine Aenderung hervorbringen ſoll." Daſſelbe bittet er von ſeiner Freundin, ſie möge „ihm immer unter den Menſchen, die ſie vorzüglich liebe, einen Rang einräumen wollen."

Berlin war unglaublich öde und todt für ihn, kaum daß eine Mutter und ein Freund die ärgſte Leere ausfüllen, er findet den Ort völlig gleichgültig, ſchaal, abſchmeckigt, ob er gleichwohl einſieht, daß er noch Salz genug hätte, wenn man ihm nur die Speiſe zubereiten könnte. Sein Leben in der nächſten Zukunft verſpricht ihm nichts als Langeweile und Sehnſucht. Alles dies, weil ihm Cöleſtine, weil die unſchätzbare Freundin ſeiner „herrlichſten Jugendjahre" in der Ferne iſt. Er fleht letztere, ſie möge ihm von ſeinem Mädchen erzählen, damit er ſich labe in dieſer Wüſte. „Denn ich mag gehen, in welcher Region dieſer prächtigen Stadt ich will, ſo bin ich immer gleich dem Manne, der von Dan bis Berſeba reiſ'te und ausrief: Es iſt alles öde!"

5.

Verehrungswürdigſte, theure Freundin!

Ich hoffe, daß es mir doch noch erlaubt iſt, mich dieſes ſchönen, ſchmeichelhaften Namens zu erfreuen, den ein widriges Schickſal, was über uns zu ſchweben ſcheint, mir ſo gern entreißen möchte, den ich aber nicht fahren ließe, als bis die vier Winde mein Herz zerriſſen.

Sagen Sie mir, wie iſt es möglich, daß ich noch keine Zeile von Ihnen geleſen habe, ſo lange ich in Berlin bin, da ich doch mit jedem Poſttage mich ſehne nach einem Briefe von Ihnen, wie nach einem Trunk aus der ſüßen klaren Freundſchafsquelle, der auch dem herzlich wohl ſchmeckt, der ſich in dem köſtlichen Weine der Liebe berauſcht? — wie iſt es möglich, daß ich von Ihrer lieben Schweſter, von Ihrem Bruder, und außer dieſen genauern Freunden von manchen gleichgültigern Perſonen aus Königsberg Briefe habe, nur von Ihnen nicht? Eins von beiden, wenn die Schuld an Ihnen, und nicht etwa an äußerlichen Fatalitäten liegt, eins von beiden muß dann wahr ſein: Entweder Sie haben mich vergeſſen, oder Sie bilden ſich ein, daß ich Sie vergeſſen habe. Mein Herz weiß, daß das letzte falſch iſt, und wünſcht, daß das erſte nicht wahr ſein möchte.

Schon vor drei Wochen erfuhr ich durch einen Brief Ihres Bruders, daß ich einen Brief von Ihnen zu erwarten hätte; hier ſind ſeine eignen Worte am Schluß des Briefs. „Mit voriger Poſt werden Sie wohl einen Brief der Graunin durch le Noble erhalten haben.“ Das frappirte wich gewaltig, ich dachte indeſſen, le Noble würde das Schreiben aufgeſchoben, und mich alſo durch ſeine Nachläſſigkeit um das Vergnügen, Ihren Brief acht Tage früher leſen zu können, gebracht haben, und erwartete mit allen folgenden Poſten die Ankunft dieſer beiden ſo gewünſchten Briefe. Da ſie indeſſen noch bis jetzt nicht angekommen ſind, ſo bleiben mir nur zwei Fälle zur Erklärung dieſer Erſcheinung übrig: entweder die beiden Briefe

ſind verloren gegangen, oder: Sie beide, meine Lieben, haben Sich noch bis jetzt zum Schreiben nicht entſchließen können. Ich habe ſchon an meinen Bruder deshalb geſchrieben, aber ebenfalls noch keine Antwort darüber. Es wäre doch wahrlich ein recht ausgezeichnetes Unglück, wenn grade dieſe beiden Briefe, an denen mir ſo viel, ſo ſehr viel gelegen iſt, auf der Poſt verloren worden wären, und auf der andern Seite wäre es doch kein ſehr tröſtlicher Gedanke für mich, daß Sie bis jetzt noch nicht Zeit gehabt hätten, ein paar Worte an den ehrlichſten und aufrichtigſten Freund zu ſchreiben, den Sie vielleicht jemals gehabt haben.

Dem ſei aber wie ihm wolle, für mich, für meine Geſinnungen gegen Sie, für meine warme unwandelbare Freundſchaft, iſt es gleichviel, ob ich mit dem Schickſal, oder mit Ihrer Schreibſcheu zu kämpfen habe. Sie können mich vergeſſen, oder gleichgültiger gegen mich werden, aber daß ich Sie vergeſſe, daß meine Freundſchaft auch nur um einen Grad kälter werden ſollte, als ſie es bei meinem Aufenthalt in Königsberg war, dahin bringen Sie es nicht, und dahin bringt es auch keine Gewalt der Umſtände, und wenn alle Poſtämter ſich verſchwören, mir keine Zeile von Ihrer Hand vor meine Augen kommen zu laſſen.

Nein! meine theure, liebe Freundin! Freundſchaften, von der Art, wie die unſrige war, ſchließt man nach meinem Syſtem nicht auf halbe Jahre. Wie gern träumte ich mir in den frohen, ſtillen Stunden einer ſüßen Schwärmerei, daß dies Leben zu kurz wäre, um ſie zu endigen, — und jetzt ſollen ſechs Wochen ſie zerſtören? Nicht alſo! Eine Freundin, wie Sie mir waren, finde ich nicht wieder im ganzen Laufe meiner Jahre, und ich ſollte Sie in derſelbigen Welt wiſſen, und für mich verloren ſehen! Helfen Sie mir, retten Sie mich von dieſem verhaßten Zweifel. Ich habe das Vertrauen, was ich auf die Güte des menſchlichen Geſchlechts überhaupt baute, mit dem Vertrauen auf die unveränderliche Vortrefflichkeit Ihres Charakters ſo feſt zuſammengehängt, daß ich wirklich Gefahr laufe, ein Miſantrop zu werden, wenn ich es jemals für möglich zu halten anfange, daß auch Sie — Sie! — dem kleinen,

jämmerlichen Loos der Sterblichkeit opfern, auch Sie Ihren Freund vergeſſen ſollten.

Ich habe in der Zeit meiner Abweſenheit oft, unzählige Male an Sie gedacht, oder beſſer, ich weiß wenige Augenblicke, wo ich es nicht gethan hätte; ich hätte auch ſchon längſt zum zweitenmale an Sie geſchrieben, wenn mich nicht die falſche Hoffnung, die Ihres Bruders Brief in mir erweckte, immer betrogen hätte. Ein Gedanke qnält mich aber Ihretwegen ganz vorzüglich, ob er gleich vielleicht ganz falſch, vielleicht nur wenig wahr ſein mag. Das iſt der, ob nicht vielleicht Ihre Lage ſo unangenehm, der Umgang mit Ihrem Mann ſo verſtimmt, und Ihre Seele ſo umwölkt, oder ſo betäubt iſt, daß Sie nicht Kraft, oder nicht Luſt haben, an mich zu ſchreiben. Wäre das der Fall, ſo bitte ich Sie, um unſrer ehemaligen großen, wahren, reinen Freundſchaft, um Ihrer Ruhe und meiner Zufriedenheit willen, theilen Sie mir doch Alles mit, was Sie härmt; ſein Sie doch mit Ihrem Kummer nicht geiziger als mit Ihrer Freundſchaft, und bedenken Sie doch, gegen wen Sie Ihr Herz ausſchütten, wenn Sie mich, wie ſonſt, zum Vertrauten Ihrer Empfindungen machen.

Denken Sie ſich einmal, wie das mir, der ich Sie ſo liebe, ſo verehre, wie man nur einen Menſchen lieben und verehren kann, der ich Sie ſo gern glücklich und zufrieden wiſſen, und wenn ich es nur durch die höchſten Aufopferungen zu Stande bringen könnte, ſelbſt glücklich machen möchte, wie das mir ängſtlich und unerträglich ſein muß, daß ich nicht weiß, ob Sie vergnügt oder mißvergnügt ſind, ob Sie **le Noble** ſehen oder nicht ſehen, mit ihm als mit einem Freunde, oder als mit einem Gleichgültigen, oder als mit einem unvergeßlichen Liebhaber umgehen, ruhig oder unruhig, ob Ihr Mann Ihnen erträglich begegnet, oder ob er Ihnen das Leben ſchwer macht, ob Sie bei Ihrer Sommerwohnung die Freuden des Landlebens genießen, oder in ſtillen verſteckten Thränen und unglücklicher, gepreßter Sehnſucht verſchmachten. Warum ſchreiben Sie mir das nicht? Wiſſen Sie denn nicht mehr, daß ich mich eben ſo gut mit Ihnen freuen, als mit Ihnen weinen kann?

TAYLOR INST. OXFORD

Wären Sie auch nicht die Frau, die Sie ſind, mit Ihren Fehlern, das Ideal Ihres Geſchlechts, der ſich jedes Frauenzimmer nähern muß, wenn ſie mir gefallen will, wären Sie das auch nicht, ſo würde ſchon die ſonderbare Aehnlichkeit, die eine Zeitlang über unſern Schickſalen lag, und die vielen merkwürdigen Lagen und Umſtände, in denen wir uns befunden haben, mich auf ewig an Sie anſchließen, und auf Ihr Schickſal ein beſtändiges und nie abnehmendes Intereſſe für mich werfen. Die Hervorbringung der Freundſchaften iſt ſelten unſer Werk: auch die edelſten Seelen werden durch Umſtände und Verhältniſſe zuerſt verbunden; aber das iſt eben der Vorzug nicht gemeiner Seelen, daß Umſtände und Verhältniſſe ſie nicht wieder trennen können.

Sie werden wiſſen wollen, wie es mir geht? — Gut, liebe Frau, recht gut! Und das iſt wahrlich genug! Ich nähere mich beſtändig meinem Ziele, alle meine jetzige Beſchäftigungen gehen nahe oder entfernt auf die Erreichung meines erwünſchten Zwecks aus, und es iſt, als wenn Alles ſich vereinigt hätte, um mein Glück zu befördern. Dabei bekomme ich alle Wochen einen oder zwei Briefe von meinem lieben Mädchen, habe das Vergnügen, die Perſonen, die mir hier in Berlin die liebſten ſind, im Hauſe zu haben, und ſehe mit ihnen einer heitern und frohen Zukunft entgegen. Kann die Unzufriedenheit ſelbſt mehr wünſchen? Auch können Sie ſich vor meiner ruhigen, heitern Seelenſtimmung keine Vorſtellung machen. Ich ſehne mich freilich oft, ſehr oft nach Königsberg, aber nur ſehr ſelten wird aus dieſer Sehnſucht der melancholiſche Drang, der die Unglücklichen, beſonders den unglücklich Liebenden charakteriſirt, den wir beide kennen!

Sehr oft denke ich an alle Ihre lieben Geſchwiſter, an Ihre gute, gute Mutter, an unſer Dengeln, an le Noble, an alle die glücklichen Stunden, die wir da zuſammen genoſſen, überdenke nur, wie wir uns zuweilen in einſamen 3, 4 Stunden langen Unterredungen, an der Freundſchaft berauſchten, ſo kühn dieſes Wort auch klingt. Neulich dachte ich an den Morgen, wie Sie mir die Briefe Ihrer Mutter vorlaſen, und ich im eigentlichen Verſtande

vor Thränen der Rührung und der heiligſten Empfindungen nicht reden konnte. Erinnern Sie ſich das wohl? Uns war beiden ſo wohl, als wenn wir im Himmel wären. Ein andermal fiel mir die ſpaßhafte Scene ein, wie ich ſo lange an Ihrem Flor zog und zupfte, bis Sie mir endlich den Zipfel Ihrer Enveloppe in die Hand ſteckten, und in der allerlächerlichſten, zum Scherz angenommenen Hitze zu mir ſagten: da! da! —

Alles das iſt vergänglich! ſage ich, wie Werther, aber keine Ewigkeit ſoll das Andenken an dieſe Zeit auslöſchen, wo ich unter den Qualen einer unglücklichen, und doch unüberwindlichen Liebe verſunken wäre, und den mannigfaltigen Stürmen, die damals über meinem Haupte tobten, ſicherlich untergelegen hätte, wenn ich nicht in Ihrer Freundſchaft meinen Hafen, meine Zuflucht und meine Rettung gefunden hätte. Und das aus demſelbigen Munde, deſſen tröſtlicher Zuſpruch mich vom Tode, vom phyſiſchen oder moraliſchen, gleichviel — rettete, auch das erſte Wort, was mich ins Leben, ins neue, glückliche Leben zurückrief, erſchallen mußte. Unbegreiflich ſonderbares Schickſal! Mein Glück ſollte mir von der Perſon angekündigt, gerade von der Perſon bereitet und befördert werden, der ich es unter Allen am liebſten zu verdanken haben wollte.

Sehen Sie, Liebe, Beſte, was das für eine Menge von Bewegungsgründen ſind, um unſre Freundſchaft feſt und ungeſchwächt zu erhalten! Sehen Sie, unter wie vielen Titeln Sie verbunden ſind, mir zu ſchreiben, als meine Freundin, als Freundin von einer ſolchen Art, wie man ſelten, oder nie mehr als Eine auf Erden findet, als meine Tröſterin, als mein treuer Arzt im Unglück, als meine Wohlthäterin, als meine liebenswürdige Gefährtin im Glück. Schreiben Sie mir, was Sie auf dem Herzen haben und wie es Ihnen geht; ich will mich mit Ihnen freuen, wenn Sie glücklich ſind, Sie herzlich bedauern, und nach meinen Kräften tröſten, wenn Sie leiden, Ihnen gratuliren, wenn Sie ſtark, Sie aufmuntern und mit Rath unterſtützen, wenn Sie ſchwach ſind; kurz, ich will verſuchen, in wie fern das, was ich gern für Sie thun möchte, dem

Verhältniß meiner Kräfte nach mit dem zuſammentreffen wird, was ich wirklich für Sie thun kann.

Nur noch Eins, ehe ich ſchließe. Unter uns ſind Komplimente einer gewiſſen Art längſt verbannt. Sagen Sie mir alſo gerade heraus, warum hat mein Bruder ſo wenig Umgang mit Ihnen? Liegt die Schuld an ihm, oder an Ihnen, oder an Ihrem Manne? Sie können ſich wohl vorſtellen, daß er es mir geſchrieben hat, und wie ſehr mir das aufgefallen iſt, kann ich Ihnen nicht ſagen. Unter allen Urſachen, die ich mir davon denken kann, wäre mir aber keine empfindlicher, als die: wenn ich ſelbſt durch irgend einen Fehler in meinem Betragen dazu Gelegenheit gegeben hätte, d. h. wenn ich Ihren Mann durch irgend Etwas beleidigt hätte. Denn für Sie bürgt mir der Ausſpruch Ihres eigenen Mundes: „daß Sie nie auf mich böſe werden können."

Die Bitte, womit ich ſchließe, iſt die: Leſen Sie dieſen Brief doch zuweilen durch, wenn Sie lange nicht an mich geſchrieben haben, und erinnern Sie ſich dabei der Verſprechungen, die wir einander ſo oft, und ſo feierlich wiederholt haben. Ihren Mann darf ich nicht grüßen laſſen; denn der muß dieſen Brief nicht ſehen; aber deſto herzlicher grüßen Sie mir **le Noble**; meine Klagen fallen auf ihn auch; ein Brief von ihm wäre mir eine ſo angenehme Erſcheinung, daß er ſich, glaube ich, den Augenblick hinſetzte und ſchriebe, wenn er ſich das recht lebhaft denken könnte. Grüßen Sie mir Ihre liebe Geſchwiſter tauſendmal; auch meine Cöleſtine, wenn Sie ſie ſehen, und Dengels. Denken Sie, daß mein Geiſt ſehr oft an den Fenſtern jener unvergeßlichen grünen Stube ſchwebt, und daß mein Körper das Einzige iſt, was 84 Meilen von Ihnen entfernt bleibt.

Ihr unveränderlich ergebenſter Freund

Berlin, den **10. Juni 1785.** **Gentz.**

Den **20.** Auguſt (**1785**) ſchrieb er ſeiner Graun: „Daß ich ein paar tüchtige Schritte zu meinem Ziel gemacht habe, daß ich jetzt

Herr Geheime Sekretair bin, ein paar hundert Thaler Penſion habe, mehr bald hoffe, alles dies wird Ihnen Ihr Mann, an den ich mit morgender Poſt ſchreibe, notificiren, wenn es Ihnen nicht mein Bruder, ſeiner Schuldigkeit gemäß, ſchon geſagt hat. Sie wiſſen, in welcher Rückſicht dies nur Werth für mich hat. Was es aber auch in dieſer Rückſicht für Werth hat, das wiſſen Sie auch."

Daran ſchließt ſich wieder eine ſentimentale Scene. Bei einem jüngern Glied der Schwinckſchen Familie, das in Berlin iſt, hatte er ein kleines, in blaßroth Papier gebundenes Buch gefunden, worin viele Gedichte und proſaiſche Aufſätze abgeſchrieben waren und auch manches von Eliſabeth's Hand ſtand. Eines der von ihr geſchriebenen Gedichte übermannt ihn ganz und gar. Iſt es der Freundin Hand, die ihn mit ſolchem Freundſchaftsſchauer ergreift? Wie dem ſei, acht Tage habe er ſich nach dieſer erſten Gemüthsbewegung nicht erholt, und noch jetzt bekenne er, daß „nie eine Ode von Klopſtock (das ſei Alles geſagt) einen ſolchen Eindruck auf ihn gemacht habe, als dies ſchwärmeriſch ſchöne Gedicht." Die Freundſchaft und ihre ſegensvolle Macht wird darin gefeiert. Gentz ruft ſich den Februar und März zurück, wo dieſer rettende Genius ihm, dem Hoffnungsloſen, der letzte Troſt und Anker geweſen war. Die letzten Strophen mögen hier ſtehn:

„Dich will ich im Genuß verehren,
Dir will ich danken im Verluſt:
Es ſtillen ſich des Abſchieds Zähren
An eines neuen Freundes Bruſt."

Dieſe beiden Zeilen laſſe ich nicht gelten, ſetzt der Freund hinzu. Nun folgt aber, was ihn in volle Schwärmerei entrückt hat:

„Oft, wenn das wunde Herz noch blutet,
Führt den Gefährten unvermuthet
Ein Umweg wieder auf uns zu;
Die früh ſich einſt verlaſſen hatten,
Begegnen ſich im Abendſchatten,
Und gehen Hand in Hand zur Ruh!" —

„Wer kann, ruft der Schreibende aus, ſich Abendſchatten und Ruhe denken, ohne ſich zugleich die Hitze des Tages, das unruhige, trübſelige, ſchwüle Wallen am Mittag vorzuſtellen, wer ans glückliche Begegnen, ohne die vorhergehende traurige Entfernung. Und ſagen Sie mir: Was iſt das für eine herrliche, düſtre und doch tröſtliche Idee, das Leben mit der kurzen Zeit zwiſchen Morgen und Abend zu vergleichen, und wer widerſteht der tiefſten Rührung, wenn er denkt: Uns trennte das Schickſal (wie dieſe Trennung auch geſchehe, oft iſt man bei einander — und doch getrennt) früh — vielleicht bringt uns Alle, Alle, die wir zuſammen ſein möchten [„meine Cöleſtine, meine Graunin, mein Le Noble u. ſ. w."], bald, bald der Abendſchatten zuſammen — und dann geh'n wir Hand in Hand zur Ruh. Ich, Sohn des Glücks, wenigſtens jetzt dem lächelnden Glük im Schoos, ich fühlte das ſo mächtig, daß ich mich ſelbſt — was werden Sie von mir ſagen? — zur Ruhe wünſchte." — —

Dann klagt er nachdrücklichſt, daß ihm ſeine geliebteſten Königsberger Freunde nicht ſchreiben oder zu lang harren laſſen. „Wenn gleich im freundſchaftlichen Briefwechſel nicht jeder Brief auf einen gegenſeitigen genau folgen darf, ſo iſt es doch gar zu ſehr die Natur eines jeden Briefwechſels, daß er in Stockung geräth, wenn auf einer Seite zu lange geſchwiegen wird."

Unſere Freundſchaft, ſagt er ihr ferner, ruht auch auf unververgeßlichen Dienſten, von einem dem andern geleiſtet. „Daß die Wage, die dieſe Dienſte auf beiden Seiten gegen einander wog, nicht gleich hängt, iſt wenigſtens meine Schuld nicht. Ich empfing aus Ihren Händen — Alles! Alles! das höchſte Ziel meiner ungeſtümſten Wünſche! die höchſte Glückſeligkeit, die uns unter dieſem Monde aufgehoben iſt, — Sie wünſchten nur Ruhe, das letzte Gut, wornach die ermüdete, von Sehnſucht und fehlgeſchlagenen Bemühungen ermattete Seele ſeufzt. Die wollte ich Ihnen ſchaffen, und Gott weiß, daß es an meinem Willen nicht lag, wenn mein Beſtreben nicht ganz ſo fruchtbar war, als ich wünſchte. Eben ſo glücklich als Sie waren, an dem Abend, da Sie mein Kleinod mir gege-

ben hatten, wäre ich geweſen, an dem Tage, da ich hätte ſagen können: Die Ruhe meiner Graun iſt vollkommen hergeſtellt. Ich war ſo glücklich nicht. Indeſſen, nur Vorſatz und Kraftanwendung, nicht Ausgang führt den Weiſen in der Beurtheilung des Menſchen und den Allerweiſeſten in der Beurtheilung ſeiner Handlungen, und meine Furcht, daß die Wage, womit unſre gegenſeitigen Dienſte gewogen werden, auf Ihre Seite ſinken wird, nehme ich zurück. Wer das thut, was er thun kann, hat viel gethan. Engel können nicht mehr thun.

Aus dem neueſten Briefe der Freundin ſchien es, daß nach einem letzten ſchweren Kampf mit der Neigung für Le Noble der Sieg über ſie errungen, oder wenigſtens das Fieber von ſeiner vollen Heftigkeit nachgelaſſen habe. „Wohl Ihnen, wenn dies der wahre Gang der Sache iſt! Wohl Ihnen, wenn ich mich nicht irre. Das weiß ich wohl, daß eine Frau wie Sie, von ſo guter, feſter Seelenkonſtitution, auch durch ein ſechsjähriges Ringen mit der elendſten Seelenkrankheit nicht unterliegen wird; das wußte ich wohl, daß Sie, edle Seele, ſich eher vom höchſten Punkt Ihrer Wünſche, als von der Tugend trennen würden; aber das ſehe ich erſt aus Ihrem Briefe, daß das Uebel wirklich ſo heftig war, daß Sie Ihre ganze Kraft aufbieten mußten. Wohl Ihnen! denn das gerade wird und muß Ihnen helfen. Eine einzige ſolche Probe von Selbſtverläugnung hat ſchon bei manchem guten, aber etwas ſchwachen Menſchen die Herrſchaft über eine Leidenſchaft gegründet. Je ſaurer der Kampf, deſto ſüßer und glorreicher der Sieg, deſto feſter der Entſchluß, einen Feind, den wir einmal von unſern Feſtungen abgewehrt haben, auch über die äußerſten Gränzen unſerer Beſitzungen hinauszutreiben.“

„Ihr Feind iſt die Liebe: die ſüße Quelle unſerer höchſten Leiden — dieſe ſtolze Regentin, die nie mit einem leeren Titel und kraftloſen Scepter zufrieden iſt, und den, den ſie beherrſcht, entweder höchſt glücklich oder höchſt elend macht! Es iſt gewiß, daß Sie, ohne den Angriff dieſes Feindes, nicht das wonnevollſte, aber es iſt doch auch ausgemacht, daß ſie ein erträglicheres Leben führen

würden. Freilich ſchmerzt es mich genug, einer Frau, zu der ich ſagen möchte: Hier iſt köſtlicher Wein, ſtrecke deine Hand aus, trinke und berauſche dich darin — der blos zurufen zu müſſen: Zieh deine Hand ab von jenem Gefäß, damit du das Flußwaſſer, woran du dich nun einmal begnügen mußt, nicht zum Gifttrank machſt, aus dem du den Tod trinkſt. Freilich möchte ich Ihnen lieber angeben können, wie Sie höchſt glücklich, als rathen, wie Sie nur nicht höchſt unglücklich werden ſollen. Aber — „ſo ſchrieb unſer Aller Verhängniß, auf eherne Tafeln, der im Himmel — und ſchwieg.“ Troſtloſer würde ich ſein, ich, zu deſſen vollkommener Glückſeligkeit es nothwendig gehört, daß Sie einſt recht froh leben, troſtloſer würde ich ſein, wenn ich dächte, daß ſich alles nicht ändern würde, und in dieſem Leben noch ändern würde. „Wie? und wo?“ Gut, wenn Sie mir nächſtens ſchreiben, dann ſollen Sie, zur Antwort auf dieſen Brief, den Plan erhalten, den ich mir zu Ihrer Glückſeligkeit entworfen habe.“

Cöleſtine hat geſchrieben, Le Noble fange wieder an, der Freundin untreu zu werden, und man wolle ſogar bemerken, daß jene die unſchuldige Urſache davon ſei. Nicht etwa aus Eiferſucht wünſcht er zu wiſſen, ob und wie weit es wahr ſei. Er will es nur von der Freundin ſelbſt erfahren. Uebrigens ſei, räth er, zu große Anhänglichkeit eben ſo ſchädlich, als völlige Trennung. Nur nicht mit der Gluth ſolle das Verhältniß fortgeſetzt werden, die uns gegen den größten Theil der übrigen Welt kalt und für Leute wie G .... todt mache. Doch wäre es thöricht und grauſam, jemand in einen Blumengarten zu führen, ihm den Genuß aller Schönheiten deſſelben, aller Düfte zu geſtatten und gerade nur die Roſe ihm zu verbieten. Die andern Blumen, die doch auch aus der Fülle des balſamiſchen Reichthums der Natur ihre Kelche verſehen, hätten aber auch ihr Recht.

Nächſt dem Plan ihres Lebens ſoll der Hauptinhalt ſeines nächſten Briefes eine kleine Betrachtung über Eliſabeths Zweifel an einem künftigen Leben ſein. Aber antworten müſſe ſie bald. Man brauche doch auch, um einem Engel zu dienen, Aufmunterung.

„Brauchen wir doch Aufmunterung genug, um — Engel zu werden.“

„Grüßen Sie die grüne Stube! Frau! Frau! wie ſchlägt mir das Herz, wenn ich an die Zeiten denke! Und wie freue ich mich, daß wir ſie doch nicht ungenoſſen vorübergehen ließen.“

Mit ſolchen und ähnlichen Worten ſchließt dieſer Brief. Er iſt noch viel länger, als ſich nach unſern Auszügen erwarten läßt.

6.

Meine theure, werthe, beſte Freundin!

Ich erſchrecke, daß es vier Wochen iſt, da ich Ihren Brief erhielt, einen Brief, den ich ſo gern in den erſten vier Tagen beantwortet hätte. Aber ich finde es auch nicht ſo ſehr wunderbar, daß ich bei meinem jetzigen Wirrwarr in vier Wochen nur einmal gelegene Zeit finde, an Sie zu ſchreiben.

Was dieſes an Sie hier alles ſagen ſoll; Frau! das wird dieſer Brief Ihnen ſchwerlich, — nein! gewiß nicht ſchildern. O des glücklichen Troſtes, daß Sie es ohne weitere Erklärung verſtehen!

Wenn es nur möglich wäre, daß meiner unbegränzten Freundſchaft und Hochachtung für Sie der kleinſte Grad noch zugeſetzt werden könnte, daß die Wärme dieſes Herzens, was Ihnen dieſen hohen Rang, den höchſten, den ich nur je einem Menſchen einräumte, in meiner Würdigungsleiter zutheilte, größer werden, und meine Ueberzeugung, daß ich mich in der Idee, die ich mir von Ihnen bildete, nicht geirrt habe, wachſen könnte, wenn das nur möglich wäre, ſo hätte Ihr letzter Brief dieſes Wunder bewirkt. Sie ſind es werth, glücklich zu ſein. Und ich — ich danke dem Himmel, daß er mich werth machte, Ihr Freund zu ſein. Wäre Freundſchaft nicht eine ſo ſüße, menſchliche Empfindung, ſo würde ich fürchten, daß Ihre Freundſchaft mich äußerſt ſtolz machen würde. Und, im Ernſt: ich bin noch ſelten mehr in Gefahr geweſen, es zu werden, als da ich Ihren Brief erhielt.

Sie wiſſen, daß das Alles mein Herz, und das wahrſte innigſte Gefühl mich ſprechen lehrt. Wäre eine Silbe Schmeichelei, ſo verdiente ich nicht Ihr beſter Freund zu heißen, und wäre es Uebertreibung einer augenblicklichen Wärme, ſo müßte ich nicht wiſſen, was ich jeden Augenblick denke, wenn ich Ihr Schattenbild anſehe, das hier über meinem Schreibtiſch neben dem Bilde meiner Cöleſtine hängt.

Einzige Frau! nur Sie konnten dieſe Stelle, in einer Seele, die ſo voll von Liebe gegen ein Mädchen iſt, die ſie ſo ganz verdient, nur Sie konnten dieſe Stelle in meiner Seele einnehmen. In dem Uebermaß der allgewaltigen Empfindung, die uns ſo leicht vergeſſen läßt, daß es auch außer unſerm Mädchen noch gute und liebenswürdige Menſchen gibt, würde auch das Andenken an Sie mit verſchwemmt worden ſein, wenn Sie nur nicht ſo hoch geſtanden hätten. Aber eben darum, weil Sie mich tröſten konnten in meiner unglücklichen Liebe — (und es war nichts Geringes, mich tröſten), konnten Sie mir auch ſüße Geſellſchaft ſein in glücklichern Tagen; und eben ſo überzeugt ich bin, daß ein ſolches Mädchen, wie Cöleſtine in der ganzen Welt nicht weiter für mich war, ebenſo überzeugt bin ich, daß ſo eine Freundin, wie Sie, auch auf einem ſechzigjährigen Wege ſich nicht zweimal findet.

Vortreffliche Frau! wie oft verſtummte in Ihrer ſüßen Gegenwart mein Mund, wenn ich es Ihnen ſagen wollte, was ich mir in Ihnen dachte. Und meine matte Feder — die ſollte die Fülle dieſes Gedankens erſchöpfen? Ich trete zurück und mißmuthig, aber nicht neidiſch, überlaſſe ich es Ihnen, durch Briefe zaubern zu können. Ich kann das nicht. Aber daß Sie es können, — o! wenn dieſer göttliche Zauber eine verdächtige Kunſt wäre, jede Zeile Ihres letzten Briefes hätte Sie zu einem kleinen Holzſtoß verdammt. Ich ſchwöre Ihnen zu, daß ich dieſen Brief auswendig kann; er liegt nicht vor mir und doch iſt jedes Wort deutlich in meiner Stirn.

Als ich den erſten Donnerſtag mit Ihnen über jene Ihnen wichtige Sache ſprach, als Sie — die erſte Thräne in meiner Gegenwart vergoſſen, und mit ihr mich zum Vertrauten Ihres Kummers

und Ihres Herzens einweihten, da fühlte ich es, was Sie mir werden würden. Meiner Seele Innerſtes war aufgerührt, als ich aus Ihrer Thür trat; ich gewann mich ſelbſt wieder lieb, da ich damals ſo oft und ſo ſchwer mit mir zürnte, und in einer dunkeln Wonne ſchwammen alle die glücklichen Stunden um mich her, die ich hernach durch Ihre Freundſchaft genoſſen habe.

Denken Sie ſich, liebe Graun, was mir Berlin jetzt iſt. Meine vortrefflichen Eltern ſind ſeit vier Wochen in Breslau; mein Meſchker, ſonſt mein einziger Troſt, kann das unruhige Sehnen in dieſer Bruſt nicht mehr bändigen. Eine fürchterliche Gleichgültigkeit liegt drückend auf meinen ſogenannten vergnügteſten Stunden und eine zuſammenziehende Kälte wirft mich in Fieberſchauer der Seele. Der Gedanke, daß das noch einen Winter hindurch dauern muß, daß dieſer Winter noch nicht einmal da iſt, macht mich oft ſo ängſtlich, daß ich von allem, was mich umringt, auf nichts merke, als auf die Zeit mit ihrem krüppelhaften Schneckengang.

Glauben Sie nicht, meine theure Freundin, daß dies blos verliebte Ungeduld iſt; Sie würden lächeln, wenn ich Ihnen betheuerte, daß es in dem großen, vollkommenen Berlin ſo ein Mädchen, wie meine Cöleſtine nicht gebe, und doch behaupte ich es. Aber ich ſage mehr: Auch ſo eine Frau, wie Sie, giebt es in dieſem großen, vollkommenen Berlin nicht; ich wenigſtens habe ſie nicht entdeckt; und wäre ſie da, mein Blick, der ſo gern auf guten und liebenswürdigen Menſchen weilt, hätte ſie ſicher ausgeſpäht. Ich verlange erſtaunlich viel, übertrieben viel vom Menſchen, ein unbegreiflich glückliches Schickſal hat einigemal meine unerhört kühnen Erwartungen gebilligt, und was kann ich dafür, daß gegen die Urbilder, die ich im Kopfe habe, und Gottlob! in der Wirklichkeit exiſtiren, alles um mich her, mir matt, und halb, und kalt, und jämmerlich ſcheint.

Ich gehe zuweilen durch die Mohrenſtraße (ſo heißt die Straße, die Ihre Gegenwart einſt heiligen wird) hindurch, und bei Ihrer Schwiegermutter Hauſe vorbei, und denke dann: Wenn die Frau hier wohnen wird, wie werth wird dieſe Straße dir ſein,

und dann überfällt mich ein kalter Schauer, daß doch in dieſem Leben dieſe Zeit uns noch bevorſteht. —

Wenn Ihre Beunruhigung in Anſehung der Unruhe aller Unruhen ſo fortdauert, wie Sie mir den Anfang beſchrieben haben, wenn kein Rückfall ihre Heilung zerſtört hat, ſo wünſche ich Ihnen herzlich Glück. Von Ihnen erwartete ich ein Betragen, deſſen ſie fähig waren. Sie haben geglänzt, da Sie liebten — denn ſo verſtehen die Menſchen nicht zu lieben, wie Sie liebten — verſtehen ſie doch kaum, ſo geliebt zu werden! — Sie glänzen, da Sie aufhören zu lieben. Der Kranz aller weiblichen Tugenden war längſt Ihrer; mein Herz geht Ihnen froh entgegen, und übergiebt Ihnen jetzt die nämliche Palme der Ueberwindung ſeiner ſelbſt, die ſchwerſte, die es mir zu erreichen giebt.

Bei dem allen aber, theure Freundin! erlauben Sie mir, daß mir bis jetzt noch bisweilen der kleine Zweifel aufſtößt: Wird das ſo ganz verſchwinden können? — Fragen Sie nicht: Wie ich auf den Gedanken komme? Ich kenne mich. Da haben Sie die Antwort, und Sie werden dieſe ſonderbare Antwort nicht ſonderbar finden. — —

Meinen Sie, daß die Blume, die die herrlichſte, goldenſte, reichſte Liebe zur Blüthe, und Ueberwindung, wenigſtens ewiges Streben nach Ueberwindung ſelbſt dieſer reinen, goldenen Liebe, wenn die höhere Pflicht dazu ruft, zur Frucht trug, meinen Sie, daß die wie eine flüchtige Roſe ihre Dauer nach Frühlingen und nach Nordwinden rechnen darf? Ich erſtaune darüber, daß ich Ihnen die Unſterblichkeit anbeweiſen ſoll, ich erſtaune, daß Sie ſie nicht fühlen. Haben Sie eine Idee davon, daß eine Kraft zerſtört werden kann? Alle ihre Wirkungen, alle ihre tauſend Erſcheinungen können wechſeln und ſinken, aber die einfache, unzerſtörliche, untheilbare Kraft ſelbſt, — was kann aus der werden? Entfernt von allen Subtilitäten der Frage, ob unſere Seele materiell oder unkörperlich iſt, fühlt jedes Weſen, das lebt, deutlich, ſtark und unwiderſprechlich, daß das Prinzip, wodurch es lebt, etwas anders iſt als die Materie, in der das Prinzipium wohnt; und daß das,

was belebt wird, unmöglich zugleich das ſein kann, was belebt; das iſt ſo klar, daß die ausgelaſſenſte Zweifelſucht den groben, ſimpeln Satz, ſo alt als die Menſchen, noch nicht hat umſtoßen können, daß Seele und Körper zwei verſchiedene Weſen ſind, und daß darum, weil der Satz ſich fühlen läßt. Ich kann die Hälfte meiner Glieder verlieren, von mir ſelbſt verliere ich nichts. Im ärgſten Todeskampf, in einem Körper, der faſt zum Nichts heruntergewelkt war, hat oft ein großer Geiſt noch geſeſſen, und über die Welt ſpekulirt. — Ich will Sie nicht irre führen, ſonſt könnte ich Ihnen das, was ich bisher geſagt habe, für einen Beweis unſerer Unſterblichkeit ausgeben, da es doch nur ein Beweis unſerer Unvergänglichkeit iſt. Sie ſollen bald ſehen, was darin noch für ein Unterſchied liegt. So viel iſt wahr: durch den unumſtößlichen Satz, daß keine einfache Kraft zerſtörbar iſt, wird unſere Unvergänglichkeit auf ewig geſichert. Einem philoſophiſchen Zweifler iſt es noch nie eingefallen, zu behaupten, daß die Seele vergehen würde. Dieſe Behauptung hätte den Urheber durch ihre eigene Abſurdität niedergeſchlagen. Zerſtören heißt trennen, und wie kann eine bloße Kraft, das iſt, Eins getrennt werden? — Aber nun weiter! Die bloße Fortdauer der Kraft, dieſes leere, vielleicht ſehr magere Daſein, das iſt es nicht, was unſere Seele entflammt, wenn wir uns in den hohen Gedanken der Unſterblichkeit hineinwünſchen. Wir wollen nicht blos exiſtiren, wir wollen leben; wir wollen nicht blos Kraft heißen, wir wollen genießen. Und ſiehe! hier verlaſſen uns auf einmal alle metaphyſiſche Beweiſe. Sie führen uns, ſie ſtoßen uns in ein Leben nach dem Tode, aber dann laſſen ſie uns ſtehen, in einem ſo furchtbaren Dunkel, daß wir zittern bei der Idee, dieſes furchtbare Dunkel mit unſerm hellen Erdendaſein zu vertauſchen.

Wäre es hier mit den Hoffnungen und Beweiſen zu Ende, ſo verſpottete ich in dieſem Augenblick jede Stunde, die ich der Philoſophie gewidmet habe, machte aus allen meinen philoſophiſchen Büchern ein Freudenfeuer, und wärmte mich dabei, wenn ich den Candide und den Grecourt läſe. — Aber dies Feſt ſoll mir kein

Voltaire abzwingen! Wo die Metaphyſik zurücktritt, da nimmt die Moral ihren Platz ein. Dieſe menſchenfreundliche Lehrerin giebt zwar ihre Gebote unbedingt. Sie ſagt: du mußt gut ſein, weil du gut ſein ſollſt; du mußt Tugend tragen, wie der Weinſtock Trauben, weil es deine Frucht, und dein Zweck iſt. Sobald man ſagt: ſei tugendhaft, denn das und jenes Glück iſt gewißlich alsdann dein, ſo iſt das nicht mehr Moral, ſondern Oekonomie, und der Böſewicht iſt zuweilen aus Oekonomie gut.

Wie aber? Wenn nun ein unglücklicher Sterblicher, indem er ſchnurſtracks auf dem Wege der Moral fortgeht, ſieht, daß dieſer Weg ihn auf lauter Dornen führt, wenn er bemerkt, daß ihm die Entſagung, die freiwillige Entſagung auf tauſend frohe Stunden nicht mit einer gelohnt wird; wenn er ſieht, daß er den ganzen, ſchönen, reizenden Genuß der Erdengüter ſich verſchaffen kann, wenn er der Tugend, dieſem für ihn ſo unfruchtbaren Führer untreu wird, — und er thut es nicht; werden wir ſagen, daß der Menſch für eine Chimäre glüht? Nur weiter! denn hier iſt mein Raiſonnement nicht am Ende. Wie? wenn das Unglück, was ihn Jahre lang verfolgte, ihn an den Rand des Grabes führt, wenn die Thränen, die ſein tägliches Loos ſind, ſein Grablied und ſein Schwanengeſang werden, — wie dann? Daß Fälle dieſer Art auf der Bühne dieſes Lebens auftreten — o fragen ſie jeden, der das große Elendsſchauſpiel mit anſah, fragen Sie Ihre eigne Erfahrung, die Erfahrung Ihrer Mutter, und Ihrer ernſtern Freunde, ob das grundloſe Hypotheſen ſind?

Geſtehen Sie, daß in dieſen Fällen von folgenden beiden Behauptungen nothwendig eine wahr ſein muß: Entweder die Tugend iſt eine Chimäre oder: Es giebt Leben und — Glückſeligkeit nach dem Tode. Denn, daß von dieſen beiden Sätzen einer wahr ſein muß, folgt unumſtößlich daraus, daß, ſobald man einen aufhebt, gleich der andere emporſteigt. Wir wollen die Probe machen, und zuerſt einmal den zweiten, nämlich, daß es Glückſeligkeit nach dem Tode geben kann, aufheben, und dies dann auf unſern obigen Fall anwenden.

Tugend ist noch nicht Glückseligkeit selbst, aber sie ist die Würdigkeit, glücklich zu sein. Ihre Gesetze führen zwar nicht ein ausdrückliches, und so zu sagen auf der Stelle gültiges Versprechen einer bestimmten Glückseligkeit mit sich. Gesetzt aber, wie hier der Fall sein soll, sie führten einen Menschen Lebenslang vor dem Genuß vorüber, versagten ihm die Mittel, durch die er sich Freude erwerben könnte, und ließen ihn doch selbst im Elend schmachten, machten ihn ein Leben hindurch der Glückseligkeit würdig, und doch nie glücklich. Sehen Sie sich um, und sagen Sie: Bleibt uns, sobald wir ein anderes Leben aufheben, noch etwas übrig als folgender Ausspruch der gekränkten menschlichen Natur: die Tugend ist eine Chimäre. Denn das ist doch wohl gewiß eine Chimäre, die reellen Freuden des Genusses verscherzen, und für einen Schatten mit Namen Tugend sein Leben hinzuhärmen. Aber setzen Sie ein Leben nach dem Tode fest, so gewinnt die Tugend auf einmal wieder ihren Glanz, denn auf ein Leben voll Elend kann den Tugendhaften eine Ewigkeit von Freuden erwarten.

Noch ist unser großes Problem nicht entschieden; aber jetzt sind wir der Entscheidung sehr nahe; es kommt nun nur noch darauf an, welche von den beiden entgegengesetzten Behauptungen wir annehmen sollen und wollen, da wir durchaus eine annehmen müssen, und nur eine annehmen können? Sollte das lange eine Frage bleiben.

Der Satz: die Tugend ist eine Chimäre, wird von zwei Seiten widerlegt. Wir können eine die spekulative, die andere die praktische, das ist, eine die Schanze der Vernunft, und die andere den Schild des Gefühls nennen. Wir wollen sie beide betrachten.

Die Behauptung, daß Tugend ein frommer Wahn ist, streitet in allen Fällen wider die Vernunft. Denn die Gesetze der Moral sind unbedingt. Sie sagt: sei gut, ohne weitern Grund hinzuzufügen, als den: weil du gut sein sollst. Sei tugendhaft, weil das eines so denkenden, so freigebildeten Wesens eigenthümliches Gesetz ist, tugendhaft zu sein. Daher wäre es ein eben so eitles Bestreben, die Realität der Tugend aufheben zu wollen, als

ſeine eigene Exiſtenz zu läugnen. Ich bin. Der Beweis? Weil ich bin. Sonſt giebt es keinen. Aber das gerade ſind die abſoluteſten Wahrheiten, die keinen andern Beweis brauchen, als ſich ſelbſt. Darum eben iſt es ſo gewiß, daß 2 mal 2. 4 iſt, weil unmöglich 4 nicht 4 ſein kann. Wenn ich daher behaupten werde, daß Glaube an Tugend und Glaube an Unſterblichkeit aus einer Quelle fließen, ſo meine ich nicht, daß darum die Tugend wirklich iſt, weil es eine Unſterblichkeit giebt, ſondern, daß blos daraus die Nothwendigkeit einer Unſterblichkeit fließt, weil es eine Tugend giebt. Sollte indeſſen ein unglücklicher Sterblicher bis dahin gekommen ſein, daß er alle Beweiſe für das Daſein der Tugend aus bloßer Vernunft verwürfe, dann tritt eine andere Schutzwehr ein: ich habe ſie den Schild des Gefühls, im Gegenſatz mit der Schanze der Vernunft, genannt, und ich freue mich über dieſe beide Namen, die mir eben im Lauf des Raiſonnements in die Feder fielen, als wenn ich ein Goldſtück gefunden hätte. Jeder gutgeſinnte Menſch nämlich glaubt ohne weitere Beweiſe, daß Tugend und Laſter unterſchieden ſind, fühlt tief im Herzen die ewigen Geſetze der Moral eingeſchrieben, und fragt nicht einmal, warum er tugendhaft ſein ſoll, weil er weiß, ohne weitern Grund weiß, daß er gut ſein muß. Die Vorausſetzung alſo, daß die Tugend eine Chimäre ſein ſollte, iſt für uns, meine Freundin! eine höchſt nichtige und grundloſe Grille. In den Augenblicken, da wir aus Blindheit oder Schwäche, von Wahn oder von Leidenſchaften verführt am meiſten von ihr abweichen, fühlen wir doch von fern ihre Gewalt und huldigen ihr, indem wir ſie entehren. Und in den beſſeren Stunden, da ihr Einfluß auf uns ſeine volle Kraft hat, da wir an ihrer Hand verachten, was unſrer nicht werth iſt, fühlen wir in dem Strome der allerreinſten Glückſeligkeit, daß wir kein Schattenbild anbeteten.

Ich glaube, Ihnen deutlich genug bewieſen zu haben, daß die beiden Sätze: die Tugend iſt keine Chimäre, und: es giebt ein Leben nach dem Tode, einander wechſelsweiſe halten, oder umſtoßen. Da nun der erſte klar bejaht, das iſt, ſein Gegentheil klar verneint werden muß, ſo bleibt, wenn überall etwas Sichres in unſerer

Erkenntniß ſein ſoll, nichts übrig, als den letzten unbedingt anzunehmen.

Wäre es möglich, daß ein Menſch durch einen hohen Grad des Irrthums und der Verblendung, oder durch einen unbändig großen Trieb zu einem unmoraliſchen Leben, dahin käme, daß er die Gültigkeit der moraliſchen Grundſätze ſelbſt läugnete, und die Tugend von ihrem erhabenen Thron herabſtürzte, glaubte, es wäre eben ſo gut im wildeſten Sinnenrauſch fortzuleben, als nach den herrlichen Geſetzen eines denkenden, freien Weſens, dann geſtehe ich Ihnen — für dieſen Menſchen wäre der Beweis, den ich bisher geführt habe, nicht mehr verbindlich. Ich glaube nicht, daß es einen vollſtändigen und praktiſchen Tugendläugner giebt. Giebt es einen, ſo kann ich ihm die Unſterblichkeit der Seele nicht mehr zureichend und bis zur Ueberzeugung beweiſen. Es bleiben ihm immer noch andere Wege übrig, um ſich dieſem Ziel einigermaßen zu nähern; aber ſie ſind unſicher und ſchlüpfrig, und ich mag auf dieſen Wegen nicht mit ihm einhergehen.

Sie ſehen nämlich wohl, daß der Beweis, den ich Ihnen hier vorgelegt habe, der moraliſche Beweis iſt, der einzige bündige, den ich kenne; und ich habe ſie gewiß alle durchſucht. Und weil es doch möglich iſt, daß ein Menſch ſich ſelbſt von allen moraliſchen Prinzipien losreißen kann, ſo iſt die Ueberzeugung, die dieſer Beweis uns giebt, weil ſie den Glauben an Tugend vorausſetzt, eigentlich moraliſcher Glaube, und ich glaube, man kann keine ſtärkere Gewißheit zum Beſten dieſer tröſtlichen Lehre aufbringen, als wenn man ſie, wie ich bisher gethan habe, mit den Grundſätzen der Tugend zuſammenhängt.

Aber, was habe ich gethan? Ich erſchrecke vor dem Gedanken, eine zuſammenhängende philoſophiſche Abhandlung aus einem Briefe an eine junge, ſchöne Frau gemacht zu haben, und die Entſchuldigung: Sie hat es gewollt, würde in aller Andern Augen ſo wenig gelten, daß ich mich fürchten müßte, wenn eine Seele dieſen Brief zu ſehen bekäme. Würde ſie doch in meinen eigenen Augen wenig gelten, wenn dieſe junge und ſchöne Frau weiter nichts als

jung und ſchön wäre. Aber ich weiß, daß Sie zu ernſthaften Betrachtungen geſtimmt ſind, und die Unſterblichkeit der Seele läßt ſich nun einmal nicht in einem Sonett beweiſen.

So viel iſt einmal gewiß: Wenn Ihnen meine Schlüſſe nicht aufs erſtemal einleuchten, ſo erkennen Sie in der Folge ſicherlich ihre Wahrheit. Nur müſſen Sie gleich bedenken, daß mein Beweis ein ſyſtematiſcher iſt, worin alles aneinander hängt, und worin man immer noch den Anfang vor Augen haben muß, wenn man ſich dem Ende nähert. Schreiben Sie mir, was er auf Sie für Wirkung gemacht hat, und in wie fern Sie damit zufrieden ſind. Finden Sie aber mein ganzes Unternehmen zu weitläufig, und meinen Brief, wie ich ſehr fürchte, langweilig, ſo ſchelten Sie nur getroſt auf meine Pedanterie, und nennen Sie mich ohne Scheu einen alten Schulmeiſter, daß ich Ihnen von Syſtemen, Spekulationen und Prinzipien vorgeplaudert habe.

Ich geſtehe es gern. Ob ich meinen Styl gleich ziemlich in meiner Gewalt habe, ſo iſt es mir doch ſchwer, wenn ich über dergleichen ernſthafte Materien ſchreibe, alle ſchulgerechte Form zu vermeiden. Im Geſpräch, beſonders im Geſpräch mit einem Frauenzimmer, wie Sie, übertüncht ſich dieſer Schulton leicht mit der Grazie der Unterredung; und das iſt die Urſache, warum man mit Frauenzimmern nur mündlich über philoſophiſche Gegenſtände ſich unterhalten muß.

Auch das ſteht uns noch bevor! Und ich glaube ſehr, daß ich das Glück haben werde, da ich mir Ihr Vertrauen und Ihre ganze Freundſchaft erworben habe, durch Unterredungen dieſer Art einſt viel zur Beruhigung Ihrer Seele beizutragen. Was meinen Sie, wenn ich dreiſt genug wäre, dies unter die erſten Linien des Glückſeligkeitplans mitzuſetzen, die ich für Sie entworfen habe.

Ich bin am Ende, liebe Freundin, ich muß am Ende ſein. Wenn Sie mit dieſem chaotiſchen Briefe zufrieden ſind, ſo wäre ich mit mir ſelbſt zufrieden. Und wenn Sie mit mir ſelbſt zufrieden ſind, dann, meine theure Freundin, möchte ich leicht mit

der ganzen Welt zufrieden sein. Leben Sie wohl, und vergessen Sie mich nicht.

Berlin, den 22. Oktober 1785.

Gentz.

Den 17. November schrieb er: „Ich höre, daß Ihre Bälle eingegangen sind. Denken sie dabei zuweilen an die merkwürdigen Bälle des vorigen Jahrs? wo unsere Freundschaft keimte und wuchs, wo ich zum Ersatz für manche trübe Stunde das seltne Glück errang, von einer Frau, wie Sie sind, von einem Herzen, wie Ihres, geschätzt zu werden, wo wir in allen Lustbarkeiten nur Stoff zu unsrer einsamen Unterhaltung und zum Gespräch in den kleinen, freundlichen Kreisen Ihrer und der Le Noble'schen Familie fanden? Ich versichere Ihnen, ganz das Gegentheil von dem, was man gewöhnlich fühlt, wenn man an eine vergangene Zeit denkt, geht bei mir vor, wenn ich an den vorigen Winter zurückdenke. Gewöhnlich macht die Dunkelheit, in der sich uns vergangene Zeiten darstellen, daß wir einen Punkt vom andern nicht recht unterscheiden, und daher zieht sich ein Monat in der Erinnerung in einen Tag zusammen. Ganz anders ist es mir! Jene Zeit, so voll von zahllosen Freuden, von wichtigen, merkwürdigen, glücklichen Tagen, von Seel- und Herz anziehenden, interessirenden, ganz in sich reißenden Begebenheiten, — sie dehnt sich in meinem Andenken in ein halbes Leben aus; die Dunkelheit wird durch die Fülle ersetzt; und ich erstaune über mich selbst, wenn ich bedenke, daß ich nur zwei kurze Jahre in Königsberg gewesen bin."

Seine Verbindung mit Cölestinen nähert sich mit der Einwilligung mehrerer Anverwandten des Mädchens ihrem Ziele. „Mein Vater, schreibt er, hat mir so viel festgesetzt, daß ich mit dem, was mir meine Bedienung einträgt, wenigstens gleich zu Anfange 800 Thaler jährliche Revenue habe (welche Erleichterung der Sache!); mein Vater wünscht selbst, daß es künftiges Jahr so früh als möglich zu Stande kommen möchte, wünscht es ernstlich; die ganze Familie ist auf meiner Seite, alles ist gethan, bis auf die bloße

Einwilligung des Großvaters.“ Und letztern will er jetzt darum angehen laſſen; auf einigen Eigenſinn, auf harte Einwendungen iſt er gefaßt; allein voll Hoffnung, daß es endlich doch gelinge. „Wenn es dann nun erfüllt iſt, meine liebe Freundin, dann ſehe ich auch Sie wieder .... Und wenn wir uns geſehen haben, dann gehe ich voran, Ihnen eine Stätte zu bereiten, und warte mit froher Sehnſucht einer Zeit, wo uns der Himmel an zwei Enden des Friedrichſtädt'ſchen Markts vereinigen ſoll, und wo mir Berlin, was mir jetzt blos ein todter Pallaſtklumpen iſt, der Mittelpunkt aller Lebensfreuden ſein wird.“

Sein Sie glücklich, ſchließt er, wo und wie Sie wollen; aber mich — mich vergeſſen Sie ja nicht dabei. Und als Nachſchrift fügt er an. „Herr Reichardt iſt wieder in Berlin, aber — er iſt ein Thor geworden. Schade! Schade!“ Dieſer Reichardt iſt der bekannte Muſiker und Schriftſteller, auch ein Königsberger, und Graun's Nachfolger am Hofe Friedrichs des Großen. Seine vielfach wunderlichen muſikaliſchen und nachherigen literariſchen Schickſale gehören nicht hieher. Der in den Xenien einſt ſo ſcharf und zum größten Theil mit Recht mitgenommene Freund von Gibichenſtein hat ſich auf ſeinen eigenen Wegen auch anerkennungswerthe Verdienſte erworben. Seine Verbindung mit dem Graun'ſchen Hauſe erklärt ſich hinlänglich.

7.

Theure Freundin!

Ich weiß, daß Sie es fühlten, als Sie Ihren letzten Brief an mich ſchrieben, wie ſehr Sie mich dadurch erfreut, erquickt, beglückt haben; denn eine Seele, die nur wirklich eine Seele iſt, fühlt jede ſüße Empfindung zuerſt, die ſie in Andern erregt. Es wäre aber eben ſo überflüſſig, als es unmöglich iſt, daß ich Ihnen hier beſchreibe, wie wohl mir zu Muthe war, als ich die Verſicherung, daß Sie

ſo meine Freundin wären, noch jetzt ſind, als ich es wünſchte, aus jeder Zeile las, und aus jedem Worte ſchloß.

Liebe Frau! Je mehr man die Menſchen kennen lernt und beobachtet, oder je mehr Menſchen man kennen lernt, je mehr ſieht man — daß nur wenige werth ſind, gekannt zu werden. Je mehr man in der Welt herum ſucht nach Herzen, die unſer Herz verſtehen, je froher wird man, je glücklicher ſchätzt man ſich über die wenigen, die man gefunden hat.

Der große Haufe der Menſchen verſteht das Wort Freundſchaft gar nicht mehr. Wiſſen Sie ſeit wann? — Seit dem Augenblicke, da er aufhörte, das Wort Liebe zu verſtehen. In unſern großen Städten lacht man über wahre Liebe, ſo wie man warme Freundſchaft für ein Unding hält. Beluſtigungen und Amüſements ſind an die Stelle des Vergnügens getreten, man quält ſich, um nur vor aller Welt glücklich zu ſcheinen, und bringt es endlich dahin, daß man ganz vergißt, es zu ſein. Man tanzt, man ſpielt, man hat Langeweile auf Bällen und in Geſellſchaften, weil man ſie nicht mehr beſucht, um das Leben zu verſüßen, ſondern umgekehrt, weil man blos lebt, um ſie zu beſuchen.

Ich ſage Ihnen nichts Neues, das wollte ich auch gar nicht Sie wiſſen, Sie fühlen, was ich hierüber weiß und fühle. Aber eben das iſt der Vorzug einer Korreſpondenz, die nicht Jedermann zu führen im Stande iſt, daß wir einander unſre eignen Gedanken und Gefühle entwickeln, und daß man die ſeinigen wieder findet, wenn man ſeinen Freund ſprechen hört.

Iſt das nicht ausgemacht, daß für Menſchen, die den wahren Werth des Lebens zu ſchätzen im Stande ſind, die den hohen Werth einer einzigen glücklichen Stunde, einer Reihe fader Tage und abgeſchmackter Zeitvertreibe vorziehen gelernt haben, daß für die alles Klagen und Murren über die Welt blos darin ſeinen Grund hat, daß ſie nicht Seelen genug finden, mit denen ſie harmoniren, in denen ſie ſich ihres Ueberfluſſes ſanft entladen, in denen ſie ihre Leeren reichlich ausfüllen können, oder daß ſie, wenn ſie ſolche Seelen gefunden haben, nach ihrem Umgange vergeblich ſeufzen,

oder wohl gar nach ihrem Umgang nicht ſeufzen dürfen? Sagen Sie mir, einige kleine phyſiſche Uebel abgerechnet, die ſich denn wohl würden ertragen laſſen, iſt das nicht allein der Grund aller unſrer mißvergnügten Tage? —

Nicht wahr? der Umgang mit vier oder fünf vortrefflichen Menſchen, aber ohne Zwang, ohne Rückhalt in der ungezwungenſten, glücklichſten Freiheit der Natur, durch keine Hinſicht auf Ceremoniell eingeſchränkt, durch keine Furcht vor Mißdeutungen verbittert, allenfalls im ruhigen Schoße der ſüßen, ſüßen Natur — wäre das nicht grade das Einzige, was Menſchen, wie wir ſind, glücklich machen könnte? Sagen Sie doch, würden wir mehr wünſchen, würden wir nicht gern allen eiteln Glanz der Welt den Thoren, alles Geld den Juden, alle Gelehrſamkeit der Schule überlaſſen, und aus unſerm kleinen frohen Cirkel hinausſehen in die große Welt, und in das ſtürmiſche Labyrinth, wo man Freunde kaufen will, und nicht ſieht, daß ſie nicht zu kaufen ſind, würden wir da nicht hinausſehen, wie der Bewohner einer guten, ſtillen, warmen Stube hinausſieht in die herbſtliche Gegend, wo der Abendwind in einem kalten Regen die abgefallnen Blätter erſäuft? — Wir brauchten nicht mehr. Und doch ſehnen wir uns vergeblich nach dieſen reizenden Gütern, und können nicht begreifen, warum ſie uns verſagt ſind, da ſie doch ſo ſimpel, ſo natürlich, ſo wenig koſtbar (nach der Weltſprache) ſind, können nicht begreifen, warum der Schätzeſammler, der nach Hunderttauſenden geizt, eher ſeinen unmäßigen Wunſch erfüllt ſieht, als wir den billigen, beſcheidnen, den Wunſch nach einem kleinen, kleinen Cirkel, von ächter Freundſchaft belebt!

Hören Sie mich an, liebe Graun, ich weiß, daß dieſe Zweifel oft Ihre Seele beſtürmen, ich weiß, daß ſie es im Grunde allein ſind, die Sie mit dem Leben unzufrieden machen, daß Sie oft, oft denken: Wie wenig wünſche ich, und doch wünſche ich vergebens! Hören Sie mich, den eben dieſer Kummer oft geplagt, eben dieſer Zweifel oft bis — zu einem weit furchtbarern Zweifel geführt hat. Mir iſt er gelöſ't. Wie in den meiſten Fällen, wo wir über Uebel

in der Einrichtung der Welt klagen, liegt die Schuld, ſo wenig und ſo ungern wir es uns auch geſtehen mögen, in uns.

Denken Sie ſich ein großes, fruchtbares Thal zwiſchen einigen hohen Bergen, die blos dahin geſetzt zu ſein ſcheinen, um es mit dem Regen des Himmels zu tränken, und gegen das wüthendſte Brauſen der Nordwinde zu ſchirmen; denken Sie ſich dieſes Thal mit goldenen Früchten aller Art reichlich gekrönt, und mit jeder wohlriechenden Blume ausgeziert, die die Natur ſo gern hinwirft, wenn man ſie nicht ſtört, bewohnt von einem friedlichen, glücklichen Völkchen, das vielleicht um deſto glücklicher iſt, weil es nie ſah, was jenſeits ſeiner Berge vorgeht. Denken Sie ſich, daß durch ein ſehr natürliches Ungefähr einer der Bewohner, indem er in ſeinem reichen, fetten, wohlthätigen Boden gräbt, einen Diamant fände. Was würde geſchehen? Der glückliche Sohn der Natur würde den Diamant bewundern wie einen hellen, wohlgeformten Kieſelſtein er würde ihn hinlegen und über den Thoren lachen, der ihm im Ernſt auch nur drei Kornähren für dieſes unnütze Kleinod anböte. Alle ſeine Brüder, gleichweit von dem Narrenjoche der Meinung und des Vorurtheils befreit, würden den Stein eben ſo gleichgültig liegen laſſen, und der Beſitzer von einem mongoliſchen Schatze und fünf Pflaumbäumen wäre ärmer als ſein Nachbar, der ſechs Pflaumenbäume und keinen Diamanten hätte.

Geſetzt aber, es käme durch einen Zufall ein angränzender Fürſt in dieſe ſeligen Gefilde, er ſähe den Diamanten, er hörte, daß er aus dieſes Landes Erde gegraben wäre, ſeine verdorbne, befleckte Seele käme ſogleich auf den barbariſchen Gedanken, dies friedliche Land zu unterjochen, und zu ſeinen gelddürſtenden Zwecken zu brauchen. Er würde es ausführen, er verjagte die Bewohner aus ihrer ſtillen Stube und ſchmiſſe ſie in den Ozean der Welt, er nähme ihnen ihre glücklichen Aecker und gäbe ihnen Geldfäſſer in ſeiner Hauptſtadt; er nähme ihnen ihre häuslichen Freuden, und gäbe ihnen alberne Ehrenſtellen an ſeinem Hofe. Das reiche, wollüſtige Thal würde in eine Diamantengrube verwandelt, ausgerottet alle Blümchen der verwaiſten Flur, niedergeriſſen alle Pflanzungen,

umgepflügt alle Getreidefelder, um Steine hervorzuſuchen, und im Zeitraum von einigen Jahren ſpottete man ſchon über die unwiſſende Nation, die ihr Korn verzehrt hätte, ohne zu ahnden, daß es auf einer Diamantengrube wüchſe.

Nach zehn Jahren käme einer von den ehemaligen Einwohnern unſers Thals auf einer Reiſe unvermuthet in ſein ehemaliges Vaterland. Matt von Hunger, matt von Durſt, dächte er mitten im Schoß des üppigſten Reichthums der Natur ſein Labſal und ſeine Stärkung zu finden. Blos einige rohe, ſaftige Früchte, die ihn ehmals oft erquickt hatten, zur Nahrung, blos ein Blumenbette, worauf er ſonſt ſo weich gelegen hatte, zum Lager, mehr wünſchte er nicht. Und ſiehe — es war alles wüſte und öde. In der umgewühlten Erde glänzte hin und wieder ein koſtbarer Stein, aber keine reizende Frucht; für Hunderte von Diamanten hätte er keine Kornähre kaufen können. Wo ſeine Brüder und ſeine Schweſtern unter Blumen ſpielten, da ſeufzen jetzt Sklaven in furchtbaren Bergwerken. Er ſtirbt vor Hunger unter den Schätzen, die tauſend Fürſten bereichert hätten. Keine Blume, keine Frucht, aber Edelſteine ohne Zahl!

O! meine Freundin! Sie haben die Anwendung ſchon gemacht. Mich hat ſie manche, manche Thräne gekoſtet. Wir haben uns die Welt in eine Goldgrube verwandelt, und — unſre Blumen ſind verwelkt. Wir haben uns in Diamanten arm gewünſcht, und — ach — keine Kornähren mehr.

Sehen Sie! das iſt es, was mich tröſtet, — nein! aber ſtill, ſtill macht, ſo oft ich denke: wie geringe ſind der edelſten Menſchen Wünſche, und ſie werden nicht gehört. Geringe? Sage ich geringe? Blumen zu leſen in einer Edelſteingrube? Freilich iſt Liebe und Freundſchaft, und herzliche Freude, und ſanfter, ruhiger Lebensgenuß ſo wohlfeil, ſo natürlich, ſo reichlich ausgeſtreut, als Veilchen und Trauben, wenn wir der Natur getreu bleiben. Aber ſo wie der Menſch jetzt iſt, in dieſem eiſernen Zeitalter, durch unſre Kultur vergiftet, durch unſre Vorurtheile umnebelt, durch unſre Leidenſchaften in ein Krankenhaus, durch unſre geſellſchaftliche Verhält-

niſſe in etwas noch weit Aergeres verwandelt — o! da ſind Liebe und Freundſchaft und ein ruhiges Leben in der Simplicität aller Begierden und aller Vergnügungen eben ſo ſelten als Blumen und Früchte im Diamantenthal, und eine Welt für einen Freund hingeben, fängt an, Gewinn zu werden.

Zum Glück oder zum Unglück (beides iſt wahr) ſind in dem Zeitalter, worin wir leben, und was ich Ihnen ſo eben ſchilderte, die Menſchen ſo geartet, daß ſie über ihren Diamanten Blumen und Früchte vergeſſen haben. Unter Millionen fällt es gewiß ſelten mehr als Zweien ein, mitten im Getümmel des Lebens eine Leere zu fühlen, die aller Rauſch der erkünſtelten Vergnügungen nicht ausfüllen kann; oder wenn es ihnen einfällt, ſo wiſſen ſie kein beſſeres Mittel, als, um einem Abgrunde zu entgehen, ſich in einen noch tiefern zu ſtürzen, — und, um nur keinen Ueberreſt des Lichtes mehr zu ſehen, löſchen ſie das Flämmchen vollends aus, das um ſie her zittert.

Wir aber — meine Freundin! — wir, die wir uns oft ſehnen nach einer friſchen Frucht auf dieſem trocknen Boden, nach einem weichen Blumenlager in dieſer kalten Steingrube, deren Schätze uns nicht ſättigen, wir Wenigen — ſollen wir künftighin noch klagen, daß unſre Wünſche, die doch ſo eng ſind, nicht erfüllt werden? — Nein! laßt uns vielmehr einſehen, daß nach der thörigten Umwühlung unſers Erdbodens jetzt Diamanten Staub an den Füßen, und Feldblumen ſeltner als Diamanten geworden ſind. Laßt uns den glücklichen Schritt preiſen und ſegnen, der in dieſer allgemeinen Dürre uns an eine Blume führte, und — ſtatt zu klagen, daß wir nicht mehr wie ſonſt auf Roſenbetten ruhen können, laßt uns die ſeltnen Blumen, die wir fanden, lieber recht genießen, einziehen ihren ganzen Wohlgeruch, uns berauſchen in ihrem wollüſtigen Duft, und — wenn ſie uns entriſſen werden, mit Gelaſſenheit denken: die Welt iſt zu arm, ſie zu tragen, weil die Tyrannen ſie verdarben.

Ich konnte es nicht laſſen, beſte Frau, Ihnen dieſe Idee, mit der ich mich nun ſchon ſeit geraumer Zeit als einer ſehr richtigen

Vergleichung, die aufs Leben vollkommen paßt, herumgetragen habe, ausführlich mitzutheilen. Freilich ſieht die ganze Parabel wieder einer kleinen Abhandlung ſehr ähnlich, und Sie werden ſagen, daß meine meiſten Briefe Predigten ſind. Doch das iſt ja gar nicht die Frage, was ſie ſind, — die Frage iſt blos, ob ſie Ihnen gefallen.

Weil denn das nun, wie ſich Ihr Mann bisweilen auszudrücken pflegte, in der Welt ſo traurig geht, was bleibt uns übrig? — Ich denke doch immer noch viel, für jeden viel. Was mir z. B. jetzt das Leben herrlich verſüßt, das wiſſen Sie wohl; ich weiß aber auch, was es Ihnen verſüßen könnte. Wollen Sie darüber noch ein kleines Kapitel anhören? Wohlan!

Ihre Kinder! Nichts iſt mir in dem Gewebe Ihrer Schickſale und in dem Syſteme Ihrer Empfindungen trauriger, als daß Sie es über ſich ſelbſt nicht erlangen können, Ihre lebendigen Kinder eben ſo zu lieben, als Ihr verſtorbnes. Und doch iſt das die einzige Thür, die Ihnen noch zur wahren, und — ich darf es ſagen — zu einer recht hohen Glückſeligkeit offen ſteht. Erziehung iſt Alles. Sagen Sie mir, bei der guten Erziehung, die Sie und die ich genoſſen haben, fällt es uns nicht in manchen Augenblicken, beſonders in mancher Stunde des Kummers ein, daß wir noch weit glücklicher ſein würden, wenn man uns mit noch größrer Sorgfalt erzogen hätte, wenn man unſre ſchwachen Seiten noch mit mehr Aufmerkſamkeit geſtärkt, die rauhen Stellen mehr abgeſchliffen, die weichen mehr abgehärtet hätte? uns gegen weniger — eingebildete Leiden fühlbar gemacht, und die unvermeidlichen mit größrer Standhaftigkeit ertragen gelehrt hätte? — Schon bei einer andern Gelegenheit habe ich Ihnen einſt meinen Grundſatz der Glückſeligkeit mitgetheilt. Die Umſtände können viel über uns, aber wir können noch mehr über die Umſtände. Die nächſte Folge daraus iſt, daß es keinen ſicherern Leitſtern in ein glückliches Leben giebt, als eine gute Erziehung.

Welch ein erhabnes Geſchäft haben Sie alſo ſo wie jede Mutter und jeder Vater, die ihre Pflicht verſtehen, beſtändig an Ihrer

Seite, ſo nahe, ſo gegenwärtig! Liebe, liebe Freundin! wir wiſſen ja, was das ſagen will: ein Menſch, der glücklich iſt. Sie haben es in Ihrer Hand, glückliche Menſchen zu bilden und zwar nicht auf Augenblicke und Stunden, ſondern für das Leben, und für den Tod. Nun weiß ich aber, wenn wir ſelbſt nicht vollkommen glücklich ſind, keine andre Erholung, keine andre Zuflucht, als andre vollkommen glücklich zu machen.

Ich ſchreibe dies am letzten Tage des Jahres 1785. — Was war das für ein Jahr für mich! Wie viel habe ich in dieſem Jahre gelernt! Am erſten Tage ſchrieb ich in mein Tagebuch folgende Stelle, davon ich Ihnen der Merkwürdigkeit halber den Anfang hieher ſetzen will! „Dunkel ſind die Wege der Zukunft immer für den eingeſchränkten Blick des kurzſichtigen Menſchen, aber noch nie hat ſich ein Jahr meines Lebens mit ſo begränzten Ausſichten für mich angefangen, als dieſes. Noch nie habe ich ſo wenig muthmaßen können, in welcher Lage ich mich wohl am Ende des Jahres befinden würde, als beim Anfange des jetzigen.“

Unter der unendlichen Reihe meiner Glückſeligkeiten iſt es eine der oberſten, daß ich gerade damals von Ihnen erkannt werden mußte. Erkannt, ſage ich, denn gekannt hatten wir uns lange ſchon. Es war am 3. Januar, Abends 10 Uhr, als Sie zum erſten Male das ehrenvolle Urtheil in Gegenwart Ihrer Mutter und Ihrer Geſchwiſter über mich ausſprachen, — daß Sie für die Aufrichtigkeit meiner Geſinnungen und für meine Denkungsart ſtehen wollten. O welch eine Quelle von Freude und Troſt würde dieſer Ausſpruch für mich!

Auch mir, auch mir iſt jede kleine und große Scene und jeder kleine Schatten, und jede kleine, helle Stelle in jeder Scene, die ſich nachher zutrug, ſo gegenwärtig, ſo lebendig, als die Stunde, in der ich ſchreibe. Unſre Morgengeſpräche, und unſer Geſpräch, als ich Sie einſt um fünf Uhr Abends nach Hauſe begleitete, und bis acht Uhr mit Ihnen am Fenſter ſaß, und meine ſtumme Raſerei, als ich mit Ihres Mannes Brief in Ihre Stube trat, und meine

Todtenbläſſe, und Ihre ſanfte troſtreiche Stimme, und der ganze Aufzug, wie Sie halb friſirt, im Pudermantel vor mir ſtanden, und mir den Brief vorlaſen — und dann den andern Tag bei der Mama, wie ich um 5 Uhr Abends in die Stube trat, wo Sie mit Cöleſtinen am Fenſter ſaßen, wie ich in der natürlichſten Bewegung einer forſchenden Angſt mich zuerſt auf Sie warf, und wir dann alle drei weinten, und ich halb aus meiner Geliebten, halb aus meiner Buſenfreundin Munde mein Glück vernahm, o was war das für eine Zeit!

Die Bitte, daß Sie mir im künftigen Jahre, und in allen künftigen eben das bleiben ſollen, was Sie mir in dieſem — goldenen Jahre geweſen ſind, die Bitte iſt überflüſſig. Die Erfüllung ſteht bei mir. So lange ich der bleibe, der ich war, können Sie mir Ihre Freundſchaft nicht nehmen, dürfen Sie mir nicht nehmen, denn Sie wiſſen wohl: Gute Seelen haben das Recht, auf einander zu trotzen.

Und mein Wunſch zum folgenden Jahre?

Wenig hoffen — nichts fürchten — viel genießen!
Des Lebens Augenblick iſt nicht werth der Anſchläge Dauer,
So vieler Sorgen und Pein! —

Wer immer nur zu genießen hofft, genießt niemals. Die Summe aller Weisheit iſt: Gebrauche das Gegenwärtige! In dem Schwarm von Irrthümern, die das menſchliche Geſchlecht belagern, iſt das der vornehmſte: Daß alle Menſchen immer im Begriff ſind zu leben. Young nennt das ſehr ſchön: daß ſie immer an der Schwelle der Geburt ſtehen.

Laßt uns leben, leben, und nicht blos exiſtiren; die größte Bürde drückt nicht beſtändig. Laßt uns empfinden und froh genießen jeden Augenblick des Nachlaſſes, jede ruhige Minute. Das iſt mein Rath!

Und nun noch meine Ermunterung für uns beide, und für alle glückliche und unglückliche Seelen: „Laßt uns Gutes thun, und

nicht müde werden, denn zu ſeiner Zeit werden wir auch ärndten ohne Aufhören!" —

Jetzt aber will ich Ihnen noch was erzählen. Wenn Sie es ſchon wiſſen, ſo hören Sie es noch einmal von mir. Wenn Sie es noch nicht wiſſen, ſo nehmen Sie es als ein Geheimniß auf:

Vorigen Dienſtag habe ich an Cöleſtine, Goſſow und den Münzmeiſter geſchrieben, und ſie um Erlaubniß gebeten, Schwinck, der jetzt bei uns iſt, in 3 Wochen nach Königsberg zu begleiten, und mich da 14 Tage aufzuhalten, um meine Sache ſelbſt zu führen. Alles iſt zu dieſer Reiſe ſchon richtig, wenn ich den Konſens von Königsberg erhalte. Heute über 8 Tage erwarte ich die Antwort. Iſt ſie ſo, wie ich ſie wünſche, ſo bin ich im Anfang des Februar dort.

Fühlen, fühlen Sie für mich, wie mir bei dieſer trockenen, ruhigen Erzählung das Herz ſchlägt, und das unruhige Blut wallt, wie ich zittre vor Angſt, Freude und Ungeduld. Wenn Sie dieſen Brief erhalten, iſt es ſchon entſchieden. Und wenn ich Urſach habe mich zu freuen, ſo weiß ich, daß Ihnen jetzt gewiß auch froh zu Muthe iſt. Himmel! Was ſollte das für ein Feſt werden.

Noch habe ich nicht recht das Herz, mich zu freuen; denn wenn es nicht geſchähe! — Habe ich erſt die Gewißheit: o! ihr Götter der Liebe und der Freundſchaft, dann will ich Farren auf eurem Altar opfern!

Nun leben Sie wohl, liebe Freundinn! Wenn wir uns ſehen ſollten, was werde ich Ihnen da Alles zu ſagen haben! Grüßen Sie Le Noble; ich bin faſt im Ernſt böſe, daß er mir gar nicht mehr ſchreibt. O! möchte ich ihn doch in eigener Perſon zur Rede ſtellen können!

Lottchen hat mich erinnert, daß ich Ihrem guten Bruder Fritz noch einen Brief ſchuldig wäre; hier iſt er; ſein Sie ſo gütig, ihn nächſtens weiter beſorgen zu laſſen. Mit Ihrem Mann bin ich jetzt wieder gar ſehr gut dran. Sollte mein Projekt dort nicht durch-

gehen, dann bitte ich Sie um aller Himmel willen, tröſten Sie mich durch Briefe. Und im Glück und Unglück denken Sie oft an Ihren treuen Freund

Berlin, den 31. Dezember 1785.

Genße.

Das Jahr 1785 iſt vorbei!

Ein Brief vom 17. Januar des nächſten Jahres erwähnt, daß ſein Reiſeprojekt verunglückt ſei; dann wendet er ſich an die Freundin: Wenn ihm jemand ſage, „die Regierungsräthin Graun ſolle eine charmante Frau ſein," — charmante? — falle ihm jedesmal ein, daß er neulich von jemand befragt worden ſei, wie ihm Oſſian gefiele? — Dagegen hat er an der Schwiegermutter ſeiner Freundin ſehr wenig Freude. „Wäre nicht der liebenswürdige, göttliche Kapellmeiſter Graun ihr Mann geweſen, ſagt er, ſo möcht ich beinahe ausrufen: o Hannchen Fiſcher! ſanftes, ſüßes Mädchen, unter was für harte Felſen biſt du gerathen!" — Wenn Eliſabeth einſt nach Berlin kommt, dann ruft er aus, wollen wir im Sommer hübſch auf dem Lande wohnen!

Doch das Intereſſanteſte in dieſen Zeilen iſt gewiß folgende Erwähnung: „Von Le Noble habe ich heute einen kurzen und ſchwermüthigen Brief erhalten; er klagt am Ende über Mendelsſohn's Tod; das iſt ein tiefer, tiefer Verluſt, liebe Graun, der Tod dieſes Mannes! ein großer und ein ſchöner Geiſt! Unſterblichkeit lehrend, wie Sokrates, und unſterblich, wie er. Das dritte Geſpräch ſeines Phädons iſt ein hohes Meiſterſtück philoſophiſcher Schreibart und glücklicher Gedanken.

„Leſen Sie denn noch im Klopſtock? Ich merke, daß Le Noble viel mit ihm umgeht. Er ſagt von Mendelsſohn; „Ehre ſei auch ihm von uns an den Gräbern hier", er wünſcht mir, „mit Blumen beſtreut das Grab, das auf uns alle harrt." O! ich dachte

an den Abend, da ich Ihnen die göttliche, göttliche Stelle vorſagte aus der Ode: die Geſtirne.

Dort ſchuf ſie der Herr; hier dem Staube näher der Mond,
Der, Genoß ſchweigender kühlender Nacht,
Die Erdulder des Strahls heitert — — —
Erde, du Grab, das auf uns alle wartet,
Gott hat mit Blumen dich beſtreut!"

8.

Ich bin in einer großen Schuld bei Ihnen, meine liebe, theure Freundin, und doch iſt mir recht wohl, daß ich darin bin, weil ich daß ſüße Vergnügen vor mir habe, mich ihrer in den Stunden, die dieſem Briefe gewidmet ſind, zu entledigen.

Ich ſehe, meine beſte Graun, aus Ihren beiden letzten Briefen, daß Sie — ein einziges Verhältniß, oder vielmehr, eine einzige Seite dieſes einzigen Verhältniſſes ausgenommen — noch in allen Betrachtungen ungefähr auf eben dem Punkte ſind, auf dem ich Sie verließ. Sobald von perſönlichem Intereſſe die Rede iſt, ſo kann dieſe Bemerkung keinem angenehmer ſein, als mir. Ich weiß, daß ich damals eine nicht unbeträchtliche Stelle in Ihrer Achtung, in Ihrer Freundſchaft, in Ihrem Herzen hatte. Ich weiß es, und freue mich, wenn ich ſehe und fühle, daß Sie mich noch, wie damals, für werth halten, der Vertraute einer ſo ſchönen Seele und ihrer geheimſten Empfindungen zu ſein. Sie wiſſen, was mir Ihre Freundſchaft von jeher geweſen iſt, und daß ſie allein mir das Leben werth machen konnte zu einer Zeit, wo es mir in allen andern Betrachtungen auf eine recht ſchreckliche Art gleichgültig zu werden anfing.

Wenn ich nun aber weniger auf mich, als auf Sie ſelbſt ſehe, ſo ſtellt ſich die Frage: „Iſt es gut, daß ſie ganz ſo blieb?" ſchon viel bedenklicher auf, weil ſich dann blos fragt: „Iſt es ihr gut?"

Recht glücklich ſind Sie nicht. Sie waren es einſt — aber auf kurze Zeit. Dieſe wenigen Jahre, die unter den Freuden und Hoffnungen des erſten Jugendtraumes ſo ſchön und ſo ſchnell — dahinfloſſen, ſollten ſie die Summe aller Glückſeligkeit enthalten, die Ihnen auf der Welt beſchieden war? Sollten Sie in Zukunft nur leben, um jene frühen Tage zu beweinen? Nein! Sie ſind viel zu ſehr geſchaffen, um glücklich zu ſein, als daß Sie, als daß ich es wagen wollte, dieſen Frevel zu denken. Was bleibt alſo übrig? Sie müſſen ſchlechterdings ſuchen, glücklich zu werden.

Die Natur hat unendlich viel an Ihnen gethan. Unendlich viel! o! dürfte ich das Ihnen erſt vorrechnen? Die Welt ſelbſt nennt Sie eine ſchöne, eine liebenswürdige, eine verſtändige, eine gute Frau. O! ſie kennt noch das Wenigſte. Nur der, der wie ich, in den Tiefen Ihres Herzens las, der dieſen unerkauflichen Reichthum der ſchönſten, wärmſten, edelſten Gefühle für alles, was gut und liebenswerth iſt, der dieſe Seele, offen durch ihre hohe Empfindſamkeit allen den Eindrücken, wofür Tauſende gar nicht einmal eine Idee, vielweniger einen Sinn haben, gekannt, geliebt — und wäre das zu ſtolz? — mit ſich vereinigt gefühlt hat, nur der darf ſagen: die Natur hat unendlich viel an Ihnen gethan. Fragen Sie ſich ſelbſt in Augenblicken, wo Ihr weiches, empfindſames Herz, Ihr feines, gebildetes Gefühl, ſie allen Leiden ausſetzt, die nur ein ſolches Herz oder doch gewiß nur ſo ſtark empfindet, fragen Sie ſich, ob Sie, ſelbſt in dieſen Augenblicken, dies Herz vertauſchen wollten? Nein! für keinen Preis würden Sie die Quelle unſäglicher Freuden hingeben, wenn Sie der Tauſch auch gegen hundert trübe Stunden auf ewig ſicherte. Ziehen Sie daraus den untrüglichen Schluß, daß dies Herz mehr werth iſt, als Alles, was Sie gegen ſeinen Verluſt gewinnen könnten, und daß Sie folglich wenigſtens Einen unverlierbaren Schatz mit ſich tragen, der mehr werth iſt, als Alles, was die Welt Ihnen jemals zu geben vermag!

Hätten Sie bei dieſem unausſprechlichen, mit nichts zu vergleichenden Vorzuge, deſſen hohen Werth nur der, und nur der allein fühlt, der ihn in ſich fühlt, nur von jeher einen weiſen, guten und lieb-

reichen Führer gehabt, so ist kein Zweifel, daß Sie eben so die glücklichste Frau geworden wären, als Sie die liebenswürdigste geworden sind. Aber, das hat Ihnen von jeher gefehlt. Ihre vortreffliche Mutter, mit aller ihrer unaussprechlichen Liebe für Sie, mit allen den Vollkommenheiten, die mir sie, wenn sie auch nicht Ihre Mutter wäre, auf ewig ehrwürdig machen würde, hatte nur einen Fehler. Aber unglücklicher Weise für Sie, gute Graun, unglücklicher Weise war es gerade derselbe, an dem Sie danieder lagen. Sie war zu weich. Um Sie zu erziehen, das heißt, um sie zur Glückseligkeit zu bilden, mußte man Ihr weiches Herz gegen die Uebel, die uns auf der harten Bahn des Lebens erwarten, stählen, mußte man Ihre Leidenschaften, die nie heftig sind, aber desto tiefer in der Seele liegen, unvermerkt beruhigen, Ihrem unüberwindlichen Hang zu allen Tugenden eine männliche Kraft geben; und, damit ich nur das ganze Geheimniß verrathe, man mußte Sie auf Kosten Ihrer Liebenswürdigkeit glücklich, weniger reizend, weniger bezaubernd für Alle, die sich Ihnen nähern, und desto zufriedener mit sich selbst machen.

War Ihre Mutter das nicht im Stande, so war es von allen andern, mit denen Sie je in naher Verbindung waren, vollends keiner. Ich kenne Ihren Vater fast gar nicht, aber mit aller Hochachtung, die der Vater einer solchen Tochter verdient, sei es gesagt: Eine solche Tochter überstieg seine ganze Erziehungsfähigkeit. Er konnte noch zehnmal feiner empfinden, noch zehnmal scharfsinniger beurtheilen, noch zehnmal richtiger Menschenwerth fühlen, und doch war er noch nicht im Stande, eine solche Tochter zu erziehen.

Die Freunde und Freundinnen Ihrer ersten Jugend — o! fürchten Sie nicht, daß ich sie tadeln, daß ich sie lästern werde. Ich weiß, was es heißt, mit Ihnen umgehen, und Ihnen predigen wollen. Ich weiß, wie Sie durch einen unwillkührlichen Blick, durch eine kaum überdachte Aeußerung einer Empfindung den Tadel selbst stumm machen können. Ich verzeihe es also Ihren damaligen Freunden, daß sie es nicht wagten, Fehler zu rügen, die selbst mitschimmerten in der Krone Ihrer Liebenswürdigkeit. Gern verzeihe

ich es Ihnen, daß ſie zu berauſcht waren in dem Wirkungskreiſe aller Ihrer Vollkommenheiten, um der Gottheit nur recht ins Geſicht zu ſehen, die ſie anbeteten. Wie oft habe ich ſelbſt mit Ihnen geweint, wenn ich vor Ihnen moraliſiren wollte!

Wer blieb übrig? Ihr Mann! Sollte der das gekonnt haben, was Ihre Mutter nicht vermochte? Sollte er es noch können? Ich bin weit entfernt, hier, da es mir blos um die Ruhe und Glückſeligkeit Ihres Lebens zu thun iſt, auf den Mann zu ſchelten, mit dem Sie nun einmal beſtimmt ſind, es hinzubringen. Im Gegentheil habe ich Sie oft ermuntert, anſtatt über ſeine ſchlimmen Seiten zu jammern, lieber ſeine guten aufzuſuchen und zu nutzen. So viel iſt indeſſen ausgemacht: Er konnte Sie nicht lehren, glücklich zu ſein. Unter den tauſend Urſachen, die Ihnen, ſo wie mir, von dieſer Wahrheit in die Augen ſpringen, darf ich nur Eins für Alles anführen. Er kannte Sie nie. Er kennt Sie ſo wenig, daß er ſogar einen Ihrer größten Fehler darin zu finden glaubt, was doch, in einem gewiſſen Grade, unſtreitig eine Vollkommenheit mehr an Ihnen ſein würde. Er hielt und hält Sie für kalt, und ahndet es nicht einmal, daß Sie glücklicher ſein würden, wenn Sie kälter wären, als Sie ſind. Er kann Sie alſo ſchlechterdings nie in einen andern Zuſtand verſetzen, weil er nicht einmal von Ihrem jetzigen eine richtige Vorſtellung hat, und was das Schlimmſte iſt, weil Sie aus tauſend nur allzu gegründeten Urſachen auf ſeiner, und aus tauſend nicht weniger gegründeten Urſachen auf Ihrer Seite, ihm auch nie eine richtige Vorſtellung davon machen dürfen.

In dem berühmten Trauerſpiele des Corneille, ſagt die Vertraute der Medea, da ſie ſieht, daß dieſe ſich ſchlechterdings bis auf den letzten Augenblick gegen ihr widriges Schickſal zur Wehr ſetzen will, zu ihr: „Sieh! dein Vater, dein Gemahl, dein Vaterland, die Welt ſelbſt verläßt dich, was bleibt dir übrig?“ — Und — Medea antwortet ſtolz und erhaben: „Ich ſelbſt.“ Erlauben Sie mir, daß ich den Ausſpruch auf Sie anwende. Um recht glücklich zu werden, haben Sie nur noch eine einzige Quelle, und die liegt in Ihnen ſelbſt.

Alle allgemeinen Maximen und Glückſeligkeitsregeln, ſo ſchön und erhaben ſie klingen, ſind eben wegen ihrer Allgemeinheit in einer gewiſſen Betrachtung unfruchtbar und unnütz. Denn ſollten Sie es nicht auch gefunden haben, daß, ſobald es darauf ankommt, ſolche allgemeine Regeln bei ſich ſelbſt in Anwendung zu bringen, man immer gewiſſe beſondre Umſtände, die in der ganz reinen Allgemeinheit nicht mit begriffen werden konnten, antrifft, die uns bald dahin führen, daß wir glauben, die Vorſchrift würde bei uns doch eine Ausnahme finden. Wenn Sie dieſe Bemerkung nicht ſchon gemacht haben ſollten, ſo ſtehe ich Ihnen dafür, ſie wird Ihnen bei gehöriger Aufmerkſamkeit nicht entwiſchen.

Der ſicherſte Weg zur Glückſeligkeit iſt alſo das Studium unſers eignen Herzens. Keine beſſern Arzneien für alle Seelenübel, als die, die wir uns ſelbſt vorſchreiben und zubereiten. Ein Menſch, der nur einiger Maßen geſchickt iſt, ſich ſelbſt zu beobachten, kennt immer ſeine Schwächen beſſer, als jeder Andre, und wir müßten in einem ganz beſondern Taumel ſein, wenn es uns nicht wenigſtens alle Tage einmal einfallen ſollte, welche Tugend wir am wenigſten ausüben.

Ihre größte Schwachheit iſt die, daß Sie die Uebel des Lebens nicht muthig genug tragen; und Ihr größter Fehler der, daß Sie Heilungsmittel ſuchen, die es ſchlechterdings nicht ſind.

(O wie gut iſt es, daß ich in dieſem Augenblicke nicht neben Ihnen ſitze!)

Die drei größten und wichtigſten Verhältniſſe, in denen Sie ſich befinden, ſind: das mit Ihren Kindern, mit Ihrem Manne, und — mit Le Noble. Sagen Sie dagegen, was Sie wollen: wäre das dritte nicht wirklich eins Ihrer wichtigſten, ſo hätte ich Ihnen weiter nichts zu ſagen.

Ueber den erſten Punkt habe ich ſchon neulich die Dreiſtigkeit gehabt zu ſprechen. Dreiſtigkeit nenne ich das, weil ich von Erziehung erſt nach — Jahren ſprechen ſollte. Aber Sie wiſſen, wir Philoſophen ſprechen vom Himmel und von der Hölle, ob wir gleich an beiden Orten nicht geweſen ſind. Genug, wenn Sie, was ich

ſagte, wahr fanden, ſo iſt kein Zweifel, daß Sie in der Erziehung Ihrer Kinder Erſatz für alle verlornen Lebensfreuden finden können. Für alle, ſage ich. Und habe ich Unrecht, ſüße, empfindungsvolle Mutter?

Ihr Mann — Sie wiſſen, wie ich über den Punkt denke. Es iſt unendlich ſchwer, daß Sie mit Ihrem Mann glücklich leben ſollen. Schwer, aber nicht unmöglich. Sobald es Ihnen im Ernſt darum zu thun iſt, glücklich zu leben, ſo werden Sie ſicherlich Mittel entdecken gegen alle Hinderniſſe, die Ihr Mann Ihren Bemühungen in den Weg legen könnte. Noch mehr, ginge es nach Ordnung in der Welt, ſo hätten Sie den vortrefflichſten, den erſten aller Männer verdient; aber im Reiche der Finſterniß kann ein wohlthätiger Engel des Himmels ja doch ſein Licht verbreiten, wenn er es auch nicht darin findet. Verſtänden Sie mich nicht? O! es muß ein hoher Triumph einer Frau ſein, Ihren Mann ſelbſt umzuſchaffen. Sie ſind ſeiner werth.

Ich glaube Ihnen auf Ihre wiederholten Verſicherungen, daß Ihr Umgang mit Le Noble nicht mehr derſelbige iſt, der er zur Zeit war, als ich Sie verließ. Aber, ſehen Sie, das iſt die Schwachheit von Seelen unſerer Art, wir gehen immer auf einer Seite zu weit. Ich ſehe aus Le Noble's ganzem Briefe, daß er unzufrieden mit Ihnen iſt, unzufrieden mit der Art, wie Sie mit ihm umgehen — (nebenbei ganz vorzüglich unzufrieden mit mir, den er für den Urheber dieſes ganzen Betragens anſieht.) Nun behaupte ich aber, und es wäre mir leid um Sie, wenn ich mich hierin jemals irrte, ich behaupte, daß Sie nie glücklich ſein können, wenn es Le Noble nicht iſt. Beweiſen darf ich Ihnen das nicht, aber Ihr Herz verſteht mich, und muß mich verſtehen, und mir Recht geben, weil ich ſonſt ſogleich überzeugt wäre, daß ich Sie nie gekannt hätte.

Sie müſſen ſchlechterdings dafür ſorgen, daß Le Noble glücklich, wenigſtens ſo glücklich werde, als er jetzt noch werden kann. Sie müſſen, ohne Rückhalt mit freiem, ganzem, offnem, Herzen, und mit aller Zuverſicht der Tugend und Unſchuld, ſeine Freundin ſein;

Sie müſſen ſich Mühe, recht ſorgfältige Mühe geben, ein Herz zu beruhigen, worin Sie doch die erſte Unruhe aufgeregt haben, und das doch wahrhaftig verdient, ruhig und glücklich zu ſein. Da muß denn aber auch jede Spur von anſcheinender Kälte, jede unzufriedne, mürriſche Laune, jedes fremde, gleichgültige Betragen eben ſo wegfallen, als jede hinſchmelzende, verderbliche Zärtlichkeit. Bisher haben Sie alles damit verdorben, daß Sie einen Tag Ihren Freund noch gar zu ſehr fühlen ließen, wie wenig Sie es vergeſſen können, daß er Ihnen einſt mehr war; den andern Tag gereute Sie das wieder (vielleicht mit Recht) und Sie verfielen in Mißmuth, Stillſchweigen und Kälte, und brachten den zur Verzweiflung, den Sie den Tag zuvor nicht hätten ſo hoch erheben ſollen. Auf dieſem Wege giebt es keine Ruhe für Sie Beide. Folgen Sie meinem Rath: Geben Sie ihm Ihre Freundſchaft, wie er es verdient, machen Sie ihn zum Vertrauten Ihres Herzens, nur niemals der geringſten Schwäche gegen ihn, wo nicht alles verdorben ſein ſoll, leben Sie mit ihm in immer gleicher, unſchuldiger, fröhlicher, glücklicher Einigkeit; ſprechen Sie über alles, ſelbſt über Ihre vergangenen Schickſale, nur ohne geheimnißvolle Verſchwiegenheit und ohne Vorwürfe. Denn dieſe beiden Abwege führen Sie gewiß vom Ziele, entweder in Kälte oder in Hitze, und beides iſt nicht für Ihre Herzen. Wäre Le Noble im Stande, mit dieſer reinen, edeln, unſchätzbaren Freundſchaft nicht zufrieden zu ſein, ſo wäre er nicht werth, Sie je geliebt zu haben, ſo müßte er nicht wiſſen und fühlen, daß der Rauſch der Liebe verfliegt, immer einmal verfliegen muß, und daß Freundſchaft ewig währt. Aber ich verſichre Sie: fangen Sie es nur recht mit ihm an, er ſoll bald das Leben wieder lieb gewinnen, denn — zittern Sie nicht für unſern Freund? — jetzt iſt es ihm gleichgültig.

Ich weiß, daß Sie einſt Rouſſeau's neue Heloiſe mit großem Vergnügen geleſen haben. Ich weiß wohl nicht, wie die deutſche Ueberſetzung dieſes unvergleichlichen Buchs, worin mehr Tugend wohnt, als in ganzen moraliſchen Bibliotheken, gerathen iſt; denn ich habe mich nie entſchließen können, ſie zu leſen; ſo viel weiß ich

aber wohl, daß Sie unendlich viel verlieren, wenn Sie es nicht im Franzöſiſchen leſen können. Indeſſen auch der Schattenriß eines ſolchen Originals iſt immer noch entzückend und lehrreich genug. Lernen Sie doch, liebenswürdige Julie, wenn es je in der wirklichen Welt eine gab, lernen Sie doch von jener bewunderten Julie von Wolmar die Art, wie ſie mit ihrem St. Preux umging, als er von ſeiner Reiſe um die Welt zurückkam. Ihre Schickſale haben viel Aehnlichkeit, und, vorausgeſetzt nur, daß die deutſche Ueberſetzung erträglich iſt, ſo würde ich Ihnen in Ihrer jetzigen Lage vorſchlagen, gar nichts andres zu leſen, als den dritten, vierten und die folgenden Theile der Heloiſe. Bemerken Sie aber wohl, nicht die beiden erſten. Ums Himmels willen nicht, und wenn Sie ſie gar im Franzöſiſchen beſitzen, ſo beſchwöre ich Sie um Ihrer Ruhe und Glückſeligkeit willen, rühren Sie ſie nicht an, werfen Sie ſie weg — und laſſen Sie die letzten Theile in Gold einbinden.

Zu dieſer freundſchaftlichen Offenherzigkeit mit Le Noble, als dem einzigen Wege, zu Ihrer vollkommnen Ruhe, gehört dann, meines Erachtens, auch, daß Sie ihm aus meinen Briefen gar keine Geheimniſſe machen. Ich weiß wohl, daß Sie ihm nicht immer jedes Wort, das ich ſchreibe, werden zeigen können; aber daß Sie es, wie ich höre, dahin gebracht haben, daß Le Noble meine Briefe an Sie gar nicht mehr leſen will, das gehört mit zu der falſchen und einſeitigen Verfahrungsart, die ich an Ihnen tadle. Ich nenne ſie nämlich falſch, weil ſie Sie nicht zum Glück führt. Meinethalben könnten Sie ihm ſelbſt dieſen Brief zeigen; denn wäre er nicht mit mir zufrieden, verlangte er mehr, als Ihr Freund, als Ihr Freund in unſrer Bedeutung (worin es ſich beſonders ſehr von dem Wort Bekannter NB. unterſcheidet) zu ſein, kurz, wäre er mit dem, was ich Ihnen in dieſem Briefe anrathe, nicht ganz einig, dann hätte ich, bei Gott, mit ihm nichts mehr zu theilen, und finge, wenn es mir möglich wäre, auch an, ſein Bekannter zu werden.

Das iſt alſo Ihr Weg: große, ſanfte Beruhigung aller Leidenſchaften, ſtille, friedliche Ertragung der Uebel, die Ihnen beſchieden

ſind, Erholung davon in der edeln Bemühung, Ihren Mann glücklicher (das heißt allemal beſſer) und Ihre Kinder zu guten Menſchen zu machen, in dem freien, ungezwungenen Umgange mit Ihrem liebenswürdigen St. Preux, und mit Ihrer rechtſchaffnen, lieben, guten Familie. Führt das Schickſal Sie nach Berlin, ſo finden Sie auch hier Menſchen, die es werth ſind, daß man das Leben liebt, und wenn Sie dann mit Le Noble auf dem Fuß ſind, wie ich es wünſche, ſo wird Sie. Ihre Trennung von ihm betrüben, aber nicht zerreißen.

Rauſchende Vergnügungen der Welt rathe ich Ihnen, ſparſam, ſehr ſparſam zu genießen. Sie ſind verderblich für Sie. Wiſſen Sie warum? Weil ich fühle, daß ſie es für mich ſind. Und ich fürchte, daß unſre Seelen ſich auch hierin ſehr ähnlich ſind. Worin dieſer ſchädliche Einfluß des Uebermaßes dieſer Vergnügungen auf empfindliche und höhern Gefühlen offne Herzen liegt, könnte ich Ihnen jetzt noch weitläuftig auseinander ſetzen, wenn ich nicht fühlte, daß es endlich einmal Zeit wird, Rechenſchaft zu geben, wie ich mich denn unterſtehen kann, und wodurch ich befugt und berechtigt bin, Ihnen eine mehr als zwei Bogen lange moraliſche Predigt zu halten. Und dieſe Rechenſchaft will ich nun noch ablegen.

Sie haben mir in Ihrem letzten Briefe eine Probe von Freundſchaft gegeben, die ich im Innerſten des Herzens gefühlt habe, die mir, wenn ich ſie von jedem Andern erhalten hätte, viel Freude gemacht haben würde, da Sie mich, weil ſie von Ihnen kam, in das reinſte und zärtlichſte Entzücken verſetzt hat. Was kann ich anders meinen, als Ihren äußerſt freundſchaftlichen und gütigen Vorſchlag, mir ein Journal Ihrer vorzüglichſten Gedanken und Empfindungen bei großen Vorfällen mitzutheilen? Ich will es hier nicht wiederholen, was ich Ihnen ſo oft über den unbeſchreiblich hohen Werth geſagt habe, den ich auf Ihre Freundſchaft ſetze, auch wäre es unnöthig, daß ich das wiederholte. Sie würden mich nicht auf eine ſo ausgezeichnete Art ehren, wenn Sie nicht überzeugt wären, daß mein Herz im Stande iſt, ſtolz auf einen genauern Umgang mit Ihnen zu ſein.

Eben dieſer Vorſchlag aber, der mich ſo herzlich erfreut hat, und der mir noch manchen frohen Augenblick verſpricht, eben der führte mir die Hand, als ich es wagte, Ihnen Ihren Lebensplan vorzuzeichnen. Großes Vertrauen erregt große Aufrichtigkeit; und weit ſchwächre Bewegungsgründe, als der, den Sie mir darboten, wären ſchon überwiegend geweſen, ſobald mich der Gedanke begeiſterte: zu Ihrer Glückſeligkeit etwas beizutragen. Ich denke, wenn meine Predigt noch zwei Bogen länger geweſen wäre, ſo wäre ſie hiedurch entſchuldigt.

Nun halten Sie aber auch Wort, ſchreiben Sie mir jeden wichtigern Vorfall in Ihrer Lebensbahn, zumal wenn er Ihnen Stoff zu Betrachtungen gab. Um aller Freundſchaft willen aber bitte ich Sie, ſchreiben Sie nicht an mich, als an den Moraliſten. Verzeihen Sie mir die kleine mißtrauiſche Bedenklichkeit. Ich fürchte, Sie würden dann nicht ganz ſo ſchreiben, wie ich es wünſchte. Nein! ſchreiben Sie an mich, als an den gutherzigen, redlichen — oft herzlich ſchwachen Freund. O! meine Freundin! Glauben Sie nicht, daß ich allen den weiſen Maximen, die ich Ihnen vorpredige, und, das weiß Gott, mit innerm Gefühl ihrer Wahrheit, vorpredige, immer ſo getreu bin, als ich es Ihnen wünſche. Tugendhaft, weiſe, ſtrenge ſogar, in der Stunde der Betrachtung; ſchwach, thöricht, leichtſinnig in dem Rauſch des Lebens, überſpringe ich oft genug die Linie, die ich doch ſo gut kenne, die furchtbare, feine Linie, die das Gute vom Böſen trennt. Dreiſt und ohne Rückhalt können Sie jede kleine Abirrung von dieſer köſtlichen Linie, jede kleine Schwachheit Ihres Lebens, in mein freundſchaftliches Herz ausgießen, und wenn es mir an Kraft gebricht, Ihnen zu helfen, ſo wird es mir nie an Thränen fehlen, Sie zu beweinen.

Einen neuen und nicht kurzen Weg könnte ich hier mit Ihnen durchlaufen, wenn es mir vergönnt wäre, dieſen Brief noch zu verlängern. Ich könnte Ihnen meine Schwachheiten, meine Verirrungen, meine trüben Stunden ausmalen. Aber wozu auch? Sie haben Mühe und Laſt genug auf Ihrem Rücken, ich, ich will

mit Ihnen theilen; warum ſollte ich Ihnen noch mehr finſtre Seiten zeigen an der hellen und herrlichen Welt Gottes?

Fragen Sie mich nicht über dieſe Stelle, ich kann Ihnen nie eine ſchriftliche Auskunft darüber geben, und Sie ſehen wohl, daß das ſo viel heißt als: ich kann ſie Niemand in der Welt geben. Aber mündlich will ich ſie Ihnen aufklären. Nur ſo viel muß ich Ihnen zu Ihrer Beruhigung, und meiner Rechtfertigung ſagen, ich bin nie zum Verräther an der Tugend geworden. Ich liebe Cöleſtinen, wie ich ſie am Tage meiner Abreiſe liebte, — und ich bin noch immer werth, Ihr Freund zu ſein.

Seelen von gewiſſer Art fallen ſelten oder nie über eine gewiſſe Gränze hinaus. Die größten Vergehungen, deren wir, liebe Freundin, nur fähig ſind, ſind immer blos die, daß wir uns auf kurze oder lange Zeit um den rechten Lebensgenuß, und um das volle Gefühl menſchlicher Glückſeligkeit bringen. Für die Ruhe des Gewiſſens iſt das vielleicht ſehr wenig, für die Ruhe des Lebens iſt es ſchon allzuviel.

Ich danke Ihnen noch ganz beſonders für das kleine Geſchenk, das Sie mir durch Le Noble geſchickt haben. Mancher große Brief, und manches prächtige Präſent, wäre meinem Herzen unendlich gleichgültiger geweſen, als dieſe wenigen Fäden Baumwolle, die Ihre Hand berührt, und Ihr freundſchaftliches Andenken an mich geheiligt hatte. Weil ich Ihnen doch nun aber ein Gegengeſchenk machen muß, und beſonders weil ſich Le Noble in ſeinem Briefe über Ihre Baumwolle ſehr luſtig gemacht hat, ſo ſchicke ich Ihnen hier ein Büſchelchen von der Feder, mit der ich den größten Theil dieſes Briefs geſchrieben. Zeigen Sie es ihm, ſonſt aber um aller Welt willen niemand, denn Sie wiſſen, daß ſehr viele Leute in ſolchen Kleinigkeiten nichts weiter ſehen, als was ſie ſind. Und die ſehen denn freilich — herzlich wenig.

Tauſend tiefe, unſäglich große, herzlich gefühlte Wünſche zu Ihrem Geburtstage, der in dieſe Woche fällt. O möchten Sie mit dieſem Tage ein glückliches Lebensjahr, und mit dieſem glücklichen Jahre eine Reihe glücklicher Jahre anfangen, die nicht eher abbräche,

als an dem ſpäten, weit entfernten Ende Ihrer Tage! Sagen Sie Le Noble, ich würde ihm auf ſeinen reichhaltigen und mir ſehr werthen Brief nächſtens antworten. Sie aber — erfüllen bald Ihr Verſprechen. Die frühe Rückkehr des goldnen Sommers verſpricht mir viel Gutes. Freuen Sie ſich mit mir; ich weiß, daß Sie es ungebeten thun. Denken Sie, daß Sie jedesmal, wenn Sie ſich hinſetzen an mich zu ſchreiben, einem Menſchen, den Sie ſonſt gern froh machten, eine ſehr glückliche Stunde bereiten, und daß ich, wenn es mir nur in dieſem unruhigen Berlin erlaubt wäre, gern mein tägliches Geſchäft daraus machte, an Sie zu ſchreiben, theuerſte, unſchätzbarſte Freundin meiner beſten Tage!

Gentz.

Berlin, den 8. April 1786.

Ihr Mann ſchimpft auf mich, ich höre es bis in meine Stube, und will dem Uebel abhelfen.

9.

Am 10. November 1786.

Schon ſeit geraumer Zeit habe ich Sie, theure, liebe, unſchätzbare Frau, in der vollkommenſten und lauteſten Uebereinſtimmung meines Herzens und meines Verſtandes, ſelbſt in der Epoche, wo mir meine Glückſeligkeit durch die Liebe ſo glänzend, und — ach! — ſo befeſtigt ſchien, in einem ſehr richtigen Sinn des Ausdrucks, meine einzige Freundin genannt. Schon zwei Jahre lang haben Sie mich durch eine unüberſehbare Reihe wahrer Freundſchaftsdienſte aller Art, durch eine beſtändige Theilnehmung an meinem Schickſal, und vorzüglich durch eine höchſt ſeltne und auffallende, mir eben ſo ſüße und troſtreiche, als heilſame und ehrenvolle Harmonie Ihrer Empfindungen mit den meinigen, und Ihrer Denkart mit der meinigen ſo unauflöslich an Sie gekettet, daß das, was ich

gegen Sie fühle, unmöglich eher und anders als mit meinem Tode in mir aussterben kann. —

Jetzt aber, jetzt mehr als jemals, — jetzt, da die glänzendste meiner Hoffnungen vorübergerauscht ist wie eine Welle vor dem Nordwinde, da ich mich getäuscht, gekränkt, verwundet in den empfindlichsten Stellen meiner Seele fühle, da mit dem Vertrauen auf das Mädchen, der ich so viel, so viel vertraute, zugleich so manche meiner angenehmsten Verbindungen, und meiner reizendsten Freundschaftsbündnisse zu Grunde gehen, und mein Glaube an Treue und Moralität und Menschengüte einen Stoß leidet, wodurch er fast gänzlich scheitern möchte, jetzt sind Sie in einem noch eigentlichern Sinn des Wortes meine einzige Freundin, nicht blos weil Sie es in einem so vorzüglichen Grade sind, sondern weil Sie es wirklich nur allein sind. Sie wissen selbst in was für einem Verhältnisse ich gegen alle meine hiesige Bekannte, und ehmals sogenannte Freunde stehe. Sie kennen ungefähr meine Berlinische Verfassung. Ich glaubte an Meschkern genug zu haben, ich hätte mich in ihm auch nie geirrt; aber er hat geheirathet, der Strom seiner Freundschaft, seiner Theilnehmung, seines Umgangs ist also zertheilt, ich kann ihn nur halb genießen. Sein Verhältniß mit mir ist nur das zweite im Range, er liebt und beglückt seine Frau.

Außer ihm habe ich vor keinem Sterblichen alle die geheimen Falten meiner Seele so ausgewickelt, als vor Ihnen. Sie kennen mich ganz, Sie wissen um alle meine Schwachheiten, Sie belohnen mit Ihrem Beifall das Gute in mir, was die Welt nicht einmal kennt. Wenn ich mit mir selbst zufrieden bin, so kann ich darauf rechnen, daß auch Sie meine Handlungen billigen, und wenn ich fehle, wünsche ich mir keinen andern Richter, und wenig, vielleicht keinen so guten Wegweiser, als Sie, weil Sie fast an eben den Krankheiten oft darnieder liegen, die mich drücken, weil der schwache Punkt in Ihnen und in mir auf der selbigen Stelle liegt. Den Platz, den Sie also in meinen Augen und für mich in diesem Leben behaupten, kann außer Ihnen, kann nach Ihnen — wenn mich

das harte Schickſal träfe, nach Ihnen noch zu leben, — Niemand mehr erſetzen.

Auf der andern Seite ſehe ich denn doch auch offenbar, und mit wahrer inniger Freude, daß Ihnen meine Freundſchaft werth und wichtig iſt. Alle Schmeicheleien eitler Männer, alle feurige Liebeslobſprüche entflammter Anbeter, und der laute Beifall der thörichten Menge kann für eine ſolche Frau, wie Sie in Ihren ruhigen Stunden ſind, unmöglich befriedigend ſein. Es iſt für Menſchen von einer gewiſſen höhern Denkungsart ein nothwendiges Bedürfniß, wenigſtens von Einigen, wäre es auch nur von Einem, ganz und vollkommen gekannt zu ſein. Eine einzige Stunde, mit einem ſolchen Menſchen verlebt, eine einzige Unterredung, worin unſre ganze Seele ſpricht, worin ſich alle, ſelbſt die geheimſten Behältniſſe des Herzens aufſchließen, und unſer wahrer unverſtellter, weder übertriebener noch verkürzter Werth dem Andern ganz und klar vor Augen liegt, kann den, der es weiß, was Glückſeligkeit iſt, für eine ganze Kette langweiliger Tage, und ſchaaler, unſchmackhafter Vergnügungen entſchädigen. Sie haben einen Sinn für dieſe Art von Lebensgenuß, und ich bin überzeugt, daß ich unter die Menſchen gehöre, an deren Beifall Ihnen mehr liegt als am Affenlobe des Haufens. Sie haben Vertrauen auf mich geſetzt, und Sie fühlen, wie ich es fühle, daß ich dieſes Vertrauens nie ganz unwerth werden kann.

Unſre Freundſchaft muß alſo ewig und unwandelbar ſein. Würde ſie mir entriſſen oder erkaltete ſie, ſo ſänke in dem ruinenvollen Gebäude meiner Liebe znm menſchlichen Geſchlecht die letzte Stütze, und ich würde recht lebhaft und herzlich wünſchen — daß für mich die Sonne niemals aufgegangen ſein möchte.

Sehen Sie das, was ich bisher geſagt habe, nicht etwa als die Vorrede des noch Folgenden an; nein! es iſt bei weitem das Wichtigſte. Blos als einen Beweis, was dieſe reine, hohe Freundſchaft im Stande iſt zu thun, will ich Ihnen jetzt mit einer Offenherzigkeit, zu der mich ſonſt in der Welt Nichts bewegen könnte, meine Vorſätze über einen wichtigen Theil meines künftigen

Lebens eröffnen. Ich übergebe ſie Ihnen aber nicht zur Prüfung, ich habe ſie mehr als hinlänglich ſelbſt geprüft, und Ihr Mund und Ihre Feder mögen dagegen ſagen, was Sie wollen, ich weiß doch, daß Sie mir im Herzen Recht geben müſſen.

Ich habe eine traurige Erfahrung gemacht, faſt hätte ſie mich um meine ganze Lebensglückſeligkeit gebracht — (Hier reißt der Brief plötzlich mitten auf der Seite ab, und Weiteres iſt nicht vorhanden.)

Seine Reiſe im Spätherbſt nach Königsberg mißlingt gänzlich. Er wohnt drei Wochen im Graun'ſchen Hauſe. Das Verhältniß mit Cöleſtinen löſt ſich völlig auf. Sie trat zurück. Außer dem unvollendeten Brief, den wir hier mitgetheilt haben, ſchrieb er am ſelbigen Tag, eine Stunde vor ſeiner Abreiſe, noch ein ganz in Schmerz zerfließendes Billet an die Freundin. „Erhalten Sie mich mir ſelbſt — ruft er darin aus; in Ihren Händen liegt in Zukunft ein großer Theil meines Schickſals. Laſſen Sie mich fallen, entziehen Sie mir den kleinſten Grad Ihrer Freundſchaft — ich wiederhole es hier noch einmal — ſo bin ich ohne Rettung verloren." —

Im Uebrigen enthielten gerade dieſe Zeilen, die er doch in ſo ſchmerzvollem, aufgeregtem Momente ſchrieb, nur hohle Worte, der beſte Beweis, daß ſelbſt der innerſte Sturm der Seele die Anlage zur Beredſamkeit, wenn ſie nicht auf dem reichen Grunde der Bildung ruht, leer ausgehen läßt. — Den 24. November, am Tage nach ſeiner Rückkunft nach Berlin, ergießt er ſich in melancholiſcher Stimmung gegen die getreue Freundin. Mit aller alten Herzenswärme fühlt er ſich jetzt allein in einer Welt, die ihm mißfällt, ohne Stoff, ohne Gegenſtand, an den er ſich halten und den er glücklich machen könnte. Eliſabeths Freundſchaft iſt ſein einziger Troſt und mit Don Carlos redet er ſie an: „Bei Allem, was dir heilig iſt,

— — — von dieſer Stelle, —

Verjage mich von dieſer Stelle nicht."

Auf einer langweiligen Winterreiſe, unter gleichgültigen Menſchen, hat er auf dem Poſtwagen nur an ſie gedacht oder im Emil geleſen. In ſeiner Eltern Hauſe ward er freundlichſt empfangen. Am Tage ſeiner Ankunft feiert die Familie ſeines Vaters 60jährigen Geburtstag. Gentz kann nicht mit Verehrung genug von ihm ſprechen, er rühmt von ihm, daß er noch im Beſitz aller ſeiner Kräfte und einer recht ſtarken Geſundheit ſei, und ohne eine Urſache zu haben, ſich den Tod zu wünſchen, mit einer Gelaſſenheit, und unaffektirten, großen, ruhigen Freimüthigkeit von der Annäherung ſeines Todes ſpreche, daß ihn der Gedanke überfallen, ſo leben, ſo ſterben zu können, als er.

Seine Eltern haben ſein ganzes Betragen in Königsberg gebilligt. Zu ſeinem Erſtaunen ſei die Auflöſung dieſer unglücklichen Geſchichte in Berlin ſchon ſehr bekannt; er könne nur zu den Vertrauteſten darüber ſprechen, er habe nichts Gutes darüber zu ſagen und wolle doch die ehemalige Geliebte durchaus ſchonen. Es ſei wirklich unter ihm, ſich auf eine ſo gewöhnliche Art zu rächen. Er will ihr demnächſt alle ihre Briefe zurückſchicken und auf ihr Bild ſchreiben, daß er ihr die Untreue vergebe, ihr jedes Lebensglück erflehe. Doch verſichert er noch, nicht ein Reſt von Liebe ſei es, die ihn dazu bewege, er will ihr vielmehr die Trennung von ihm bitter, vielleicht heilſam bitter machen. Wirke der Abſchied nichts mehr auf ſie, ſo ſei ſie moraliſch todt.

Schon plagen ihn die Leute wieder, wie er ſchreibt, von allen Seiten mit „verwünſchten“ Heirathsvorſchlägen. „Das weiß der Teufel, was die Leute an mir heirathsfähiges finden müſſen.“ Da er davon erzählt, ſcheinen dieſe Bemühungen doch einiges Intereſſe für ihn zu behalten. Dagegen beruft er ſich auf ſeine Vorſätze und ſeinen Plan. Wenn ihn die Leute genau kennten, würde ihnen die Luſt vielleicht vergehen, ihn auf dieſem Wege mit Gewalt glücklich machen zu wollen.

Den Don Carlos, den er in Königsberg gelaſſen hat, ſoll ſie behalten und ſich, wenn ſie ihn lieſ't, manchmal ſeiner erinnern.

10.

Berlin, den 20. Januar 1787.

Aus dieſer großen, furchtbaren Einöde der Welt hebe ich mein Haupt und meine Stimme einmal zu Ihnen auf, theure, erſte, einzige, unvergeßliche Freundin, und ſehe — mit Thränen, die mich faſt vom Schreiben hindern, auf den unermeßlichen Zwiſchenraum, der uns trennt.

Uns? — Nein! Uns trennt nichts. Unſre Seelen hängen zuſammen, und keine Ewigkeit zerreißt dies himmliſche Band. Aber die Maſſe von Staub, mit der ſie verbunden wurden, und die Umſtände, in die ſie geworfen — oft geſchleudert ſind, o meine Graun! die ſind mächtiger, ſcheinen mächtiger zu ſein, als wir. Als wir? Sollte das ſein?

Glauben Sie nicht — bei dem Schimmer von Glückſeligkeit, worauf Sie vielleicht noch hoffen, glauben Sie nicht in einer unglückſeligen Stunde der Verblendung, daß ich Sie vergeſſe, und daß ich glücklich bin. Ich bin es nicht, ich werde es nicht ſein. Ohne Sie glücklich ſein — ich würde roth werden vor Schaam, wenn der alberne Gedanke mich ergriffe. Ich konnte und ſollte nur mit Ihnen glücklich werden.

Aber in dieſem unaufhörlichen, kraftloſen Streben nach einem Schattenbild von Glückſeligkeit, das mich täuſcht, verirrt ſich mein elender, zerrütteter Geiſt in tauſend Labyrinthe elender, geſchmackloſer Beſchäftigungen, und falſcher, jämmerlicher Freuden. Meine ſchönen Gefühle werden ſtumpf, meine koſtbaren Ideale verfliegen, meine herrlichen Thränen vertrocknen; ich ſoll, ich ſoll ein Alltagsmenſch werden; aber der Uebergang zu dieſer elenden Verwandlung iſt mit Wehen verknüpft, die bei der Auflöſung meines Weſens oft nicht ſchmerzhafter ſein könnten, und ich bin in Gefahr, das einzige Gut zu verlieren, das mir noch aus der ſchönen Welt, die ich verlaſſen ſoll, mitzunehmen erlaubt ward, — den Verſtand, den die wohlthätige Natur mir gab.

Wundern Sie ſich noch, daß ich Ihnen ſo lange nicht ſchrieb? Was ſollte ich Ihnen ſchreiben? Sind Sie glücklich? Fort! Sie ſchicken ſich nicht für mich! Sind Sie unglücklich? Bei mir wächſt kein Troſt für Ihre Wunden; ich habe mit Akten und Berlin'ſchen Narrheiten zu thun. Wo könnte ich Zeit für meine Freunde haben?

Angebetete, göttliche Frau! Sie allein, Sie, Sie hätten der Schutzengel meines Lebens ſein müſſen. War es mir vergönnt mit Ihnen — abſcheulicher Gedanke, jetzt! — nein! nur bei Ihnen, nur unter Ihren Augen meine Tage hinfließen zu ſehen, ich weiß es, dann wäre ich glücklich geweſen. Meine köſtlichſten Gefühle nähren und ſtärken, meine moraliſchen Ideen realiſiren, meine herzliche Liebe zur Tugend beleben und halten, das konnten nur Sie! — Ich werde nie glücklich ſein.

Es vergeht kein Tag, keine Stunde keines Tages, wo ich nicht an Sie, vortrefflichſte Freundin, mit Wärme und Lebhaftigkeit dächte. Aber was hilft's? Ich ſehe, ich höre Sie nicht, ich weiß nicht einmal, wie Ihr Schickſal mit Ihnen umgeht. Wenn Sie todt wären, wäre ich nicht unglücklicher.

Nicht unglücklicher? Das fehlte noch, um meine Verirrung, meine Raſerei vollſtändig zu machen. Nicht unglücklicher, wenn der letzte Strahl von Hoffnung, der letzte, chimäriſche Funke von Licht in der Ferne, ausgegangen wäre, wie die letzte Lampe im dunkeln Kerker? Nicht unglücklicher, wenn ich auch nicht den trocknen, matten, traurigen Troſt mehr hätte, zu denken, daß ich mit Ihnen in Einer Welt lebe? Erhabne Vorſicht! rechne mir unter meinen andern Thorheiten auch dieſe gnädig nicht zu, daß ich glaubte, ich könnte nicht unglücklicher werden!

Was ſchließen Sie aus dem, was Sie bisher laſen? Was Sie wollen, alles, was Sie wollen, nur nicht, daß ich Ihrer nicht werth wäre. Nein! wer Sie ſo verehrt, wie ich, verdiente einen der erſten Plätze in Ihrem Herzen. Ich habe ihn, ich weiß es, ich habe ihn, und ich will ihn nicht verlieren, ſo lange ich mich ſelbſt noch nicht ganz verloren habe.

Auch den Schluß ſollen Sie nicht aus meinen bittern Klagen ziehen, daß ich unter dem Druck äußerlicher Umſtände oder Unglücksfälle litte, noch weniger, daß meine tiefe, entſetzliche Unzufriedenheit die Strafe des Gewiſſens für begangene Sünden wäre. Nein! Meine Lage iſt glücklich — wie etwa Goſſow, der Münzmeiſter ꝛc. das Wort nehmen — meine Ausſichten ſind ſo glänzend, daß ich vielleicht in einem halben Jahre Kriegsrath ſein werde — und mein Gewiſſen iſt rein, weil ich, wenn gleich nicht nach ſtrenger Moralität, doch auch nie ſo handle, daß ich mich mit großen Vorwürfen beladen ſollte.

Aber mein unaufhörlicher Kummer, und mein unabläſſiger Vorwurf iſt das: daß ich den Geſchmack an wahren Vergnügungen, weil ich ihn nicht kultiviren kann, verliere, daß ich hier kein Herz, daß ich in der ganzen Welt kein Herz finden kann, was ſo mit mir harmonirt, als das Ihrige, daß ich oft die Freude ſuche, wo ich ſie nicht finde, bei jedem fehlgeſchlagenen Verſuch muthloſer werde, daß ich nicht Kraft genug habe, blos mir zu leben, nicht lebendige Ueberzeugung genug, daß ich die Glückſeligkeit, die nicht in mir liegt, nirgends antreffen werde, und daß ich mich daher oft in einen Wirbel falſcher Freuden, zweckloſer Beſchäftigungen, und grundleerer Hoffnungen verſtricken laſſe, woraus mich nichts ziehen könnte, als ein Geſpräch von einigen Stunden mit Ihnen.

Daß ich glücklich ſein kann, daß mein Sehnen nach Glückſeligkeit nicht etwa leere, hypochondriſche Grille eines nimmerſatten Herzens iſt, das mitten im gewünſchten Genuß nach Veränderung ſeufzte, das habe ich bewieſen, weil ich bei Ihnen glücklich geweſen bin, weil ich nichts zu begehren übrig hatte, als ich bei Ihrer Herzensergießung in dem ſtillen Hauſe Ihrer Mutter, bei dem freundlichen Frühſtück, durch Ihre Hand bereitet und geheiligt, bei ſo manchen herrlichen Stunden, durch Ihre bloße Gegenwart geheiligt, fühlte, daß ich dazu geboren wäre, weil ich jetzt mit herzlicher Wolluſt daran zurückdenke. Ich konnte alſo glücklich ſein. Ich werde nie glücklich werden.

Wären Sie immer bei mir geweſen — ehemals, ehe ich Sie kannte — ſo hätte ich mir die Demüthigung erſpart, ein Mädchen zu lieben, die nicht werth war, daß ich Ihr Freund war, weit unter mir in allen wahren Vorzügen, die mich elend gemacht hat, da ſie nicht einmal verdiente, mich glücklich zu machen. Wären Sie jetzt bei mir, ſo würde ich nicht ſo oft meines Rangs in der Schöpfung vergeſſen, und aus Verzweiflung meine Freundſchaft — und Gott gebe, nur nicht meine Liebe — verſchleudere, weil ich ſie nicht nach Würden verſchenken kann.

Ich habe ſeit dem Augenblick unſrer letzten Trennung nur einen einzigen Brief von Ihnen geſehen. Er war fünf Wochen alt. Laval brachte ihn. Verantworten Sie ſich darüber, warum Sie mich ſo lange ſchmachten ließen. Gute Frau! wie kann ich das verlangen, da ich es ſelbſt nicht im Stande bin. Aber aus Großmuth, aus Freundſchaft, ſchreiben Sie bald an mich!

Ich höre von Ihrer Schwiegermutter, daß Sie bald aufs Neue Mutter ſein werden. Wenn das vielleicht die Urſache iſt, warum Sie ſo lange nicht an mich ſchrieben; ſo iſt ihre Entſchuldigung ehrwürdig, aber vollkommen gültig iſt ſie doch nicht.

Sehen Sie, theure, liebe Frau, dieſen Ausbruch ſtarker und drückender Empfindungen nicht etwa für den Brief an, den ich Ihnen ſchuldig bin. Nein! er iſt blos die Einleitung dazu. Ich werde ihn nächſtens anfangen und dann auch in einem Strich vollenden. Ich habe das gegenwärtige Blatt durch George beſtellen laſſen, weil ich hoffe, daß er ſeinen Auftrag prompt und gut erfüllen wird. Das kann er ja wohl recht gern thun, um ſich ein klein Verdienſt bei einer Perſon zu erwerben, die er anbetet.

Leben Sie wohl, einzige Freundin! Ihr Freund iſt ſehr krank, und wer weiß, wenn Sie und der Himmel ihn nicht retten, ob er je wieder geneſen wird. Aber geſund, krank oder todt, für Sie wird er immer leben, und wenn alle Bilder der Welt ſchon vor ſeinen Augen verſchwinden, ſo wird ihn das Ihrige nicht verlaſſen, das ſeine Freude und ſein Troſt in der Welt war. Ihr ewig ergebenſter

Gentz.

Auch den 8. Februar ſtimmt er ein Klaglied an: „Getrennt von Ihnen, mir ſelbſt, meinen Schwachheiten, meinen Leidenſchaften, den glühenden Phantomen meines unruhigen Kopfs, den Thorheiten meiner Geſellſchafter, dem Drang, dem Geräuſch der Welt überlaſſen, ſchweift meine unglückliche Seele in tauſend Labyrinthen falſcher Freuden, betrügeriſcher Hoffnungen, elender Zeitvertreibe, chimäriſcher Plane umher, und ſehnt ſich, von Ihnen und von der Zufriedenheit gleich weit entfernt, nach der Glückſeligkeit und — nach Ihnen.“

Das Gerücht, worüber er noch in dieſem Jahre einmal in enthuſiaſtiſche Freude ausbricht, daß ſeine Freundin mit ihrem Gemahl, der verſetzt wurde, nach Berlin kommen würde, beſtätigte ſich leider nicht; denn ſie blieb in Königsberg. Der Briefwechſel fängt ſchon an ins Stocken zu gerathen. Auch über Eliſabeth war ja inzwiſchen ein ſchönerer Himmel aufgegangen, während Gentz in einem zerſtreuteren Leben das Intereſſe an der Fernen mehr und mehr verlor. Noch zuweilen weckt ein Brief den andern wie aus langem Schlummer auf. Der letzte datirte Brief war vom 8. März 1788. Das Bruchſtück, das hier folgt, ſcheint ſchon aus ſpäterer Zeit. Unter allerlei Gährungen und Stürmen naht er ſich denn ſeiner höhern, manneskräftigern Lebensepoche, die wir dann in dem merkwürdigen letzten Briefe plötzlich erſtiegen ſehen. Mit ihm beginnt ein neuer Abſchnitt des Gentziſchen Lebens, in ſeiner öffentlichen Bedeutung der erſte. Daß dieſe Zeilen wirklich an Eliſabeth gerichtet waren, geht aus dem Entwurf einer Antwort hervor, die ſich, wie wir vernommen, in ihren Papieren vorgefunden haben ſoll.

11.

Ich lebe noch, theure, einzige Freundin, ich athme noch, und Gottlob! in derſelbigen Welt, in der Sie leben, obgleich ein fürchterliches Geſchick, uns ſeit einer undenklichen Zeit ſo getrennt hat, als wenn einer von uns ins Reich der Schatten gewandelt wäre. Gott im Himmel! hätte ich eine ſolche Trennung für möglich gehalten?

Ich weiß nicht, ob Sie noch je an mich denken, ob ich nicht zur Strafe meiner mannigfaltigen Verirrungen den Platz, den ich ſonſt in Ihrem Herzen einnahm, verloren habe. Nein! dieſe Strafe wäre zu ſchrecklich! Ich müßte untergehen. Theure Freundin, ſchon ſeit einer Weile erwacht aus einem abgeſchmackten, böſen Traum habe ich mich wieder gefunden mit allen meinen ehmaligen Zügen, mit meinem warmen Herzen, mit meiner unausſprechlichen Freundſchaft, mit meiner hohen, verehrungsvollen Liebe zu Ihnen, mit meinen melancholiſchen Seufzern, und mit meinen alten Thränen.

Da ich gar nicht mehr weiß, was Sie denken, fühlen, begehren, fürchten, in was für einer Situation oder Seelenſtimmung Sie ſind, ſo kann ich dieſen Brief durch nichts einigermaßen intereſſant machen, als dadurch, daß ich Ihnen ſage, was ich bin, mit ſo wenig Worten als möglich, aber mit einer ſolchen Wahrhaftigkeit, als wenn ich vor dem Throne der Unſchuld und der Wahrheit ſtünde. Mögen Sie doch ſagen und meinen, was Sie wollen; ich will lieber verdammt von Ihnen, als gerühmt und ſelig geſprochen ſein von der ganzen übrigen Welt.

O! meine Freundin! Wer war ich, als ich Sie das letztemal verließ? Zu welchem gefühlvollen, glücklichen, faſt möchte in gottesläſterlicher Verehrung Ihrer Vollkommenheiten ſagen, heiligen Menſchen, zu welchem glückſeligen Geſchöpf hatte mich Ihre Gegenwart, Ihr Umgang, in einer der rauh'ſten und dornigſten Epochen meines Lebens gebildet! Und was iſt aus dieſem Geſchöpf geworden! Was bin ich, Gott! was bin ich eine Zeitlang geweſen! Wie unwürdig Ihrer, wie unwürdig meiner! In einer ſchändlichen Vergeſſenheit meiner ſchönſten Empfindungen, in einer unverzeihlichen Vernachläſſigung meiner ſchönſten Talente, in einer gänzlichen Verwirrung aller meiner Sinne, im Todesſchlafe aller thätigen Seelenkräfte, bin ich beinahe ein Jahr lang durch alle Thorheiten dieſer abſcheulichen Welt hindurchgetaumelt, habe mich in allen ihren abſchmeckigten Freuden herumgewälzt, habe mit Aufopferung meiner ganzen Zufriedenheit den Genuß voll Unruhe, und die Foltern der Rückerinnerung auf hundert klippenvollen Wegen aufgeſucht, mich

mit mir ſelbſt bis zum gänzlichen Fremdwerden veruneinigt, und am Ende nach hundert vergeblichen Verſuchen, nach tauſendfachem ängſtlichen Ringen, mir nur auf einen Tag Glückſeligkeit zu verſchaffen, auf einmal in einer entſetzlichen, aber göttlichen Stunde die alte Wahrheit, die ich längſt gekannt hatte, wieder gefunden, daß alles Streben nach Glück umſonſt iſt, ohne Tugend, Zufriedenheit des Gewiſſens, und Friede und Beruhigung im Herzen.

Daß ich bereits ſeit geraumer Zeit auf der ganz entgegengeſetzten Bahn gehe, ſehen Sie theils aus der Aufrichtigkeit, mit der ich Ihnen meine vorigen Fehler bekenne, theils aus dem tiefen Abſcheu gegen mein voriges Leben, der aus jedem meiner Worte eben ſo hervorleuchten muß, als er jeden Winkel meines Herzens durchdringt.

Durch welche ſonderbare Vorfälle eine plötzliche, eine faſt augenblickliche Sinnesänderung in mir bewirkt ward, das denke ich Ihnen dereinſt mündlich zu erzählen. Nur das will ich Ihnen jetzt ſagen, wodurch dieſe merkwürdige Sinnesänderung in mir ſo ſehr befeſtigt worden iſt.

Nachdem ich mich ſchon eine geraume Zeit von dem beſtändigen Geräuſch der Welt zurückgezogen hatte, überfiel mich ein Fieber, welches ich mir durch eine Ueberladung des Magens bei einer Mahlzeit in unſrem eigenen Hauſe zugezogen hatte. Dieſes Fieber zwang mich, 5 Wochen lang faſt nicht aus meiner Stube zu gehen. So viel brauchte es nicht, um meinen abgeriſſenen Umgang mit mir ſelbſt wieder anzufangen. Ich fand ein neues und brennendes Vergnügen in den Wiſſenſchaften, meinen alten Geſpielinnen; und jetzt, da dieſe Krankheit beinahe ſchon wieder ſeit 6 Wochen vorüber iſt, bin ich noch eben ſo einheimiſch, eben ſo einſam, eben ſo geizig mit meiner Zeit, als damals.

Nichts gleicht der, mir ſelbſt unerklärbaren Erſchlaffung meines ganzen Selbſts während jener unglücklichen Periode, als die Kraft und die Kühnheit, mit der ich in wenigen Tagen alle die Feſſeln zerriß, die mich ſeit langer Zeit an die Welt gebunden —

[Der Schluß fehlt.]

12.

Aus dem Jahre 1792.

Sie ſind das einzige Weſen in der ganzen Schöpfung, was alle Revolutionen in mir überlebt, alle Perioden meiner Exiſtenz in ungeſchwächtem Glanze durchwandert hat. In den Jahren, die ſeit unſrer Trennung verfloſſen, hat der Maßſtab, mit dem ich die Menſchen meſſe, gewaltige Alterationen erlitten, er iſt zuletzt, ich läugne es nicht, durch die immer wachſende Entwicklung meines innern Menſchen, zum Theil auch durch einige Modelle hoher, vollendeter Menſchlichkeit, die ich auf meinem Wege fand, ſo groß geworden, daß ich jetzt das meiſte von dem, was mich ſonſt befriedigte, verachte, und, ſo ſtolz und hart es auch klingen mag, faſt alle Gegenſtände meiner ehemaligen Bewunderung, ſelbſt in den Menſchen, die ich noch jetzt, nur aus andern Geſichtspunkten ſchätze, mit Füßen trete.

Uebrigens ſag' ich Ihnen mit einem wahren Triumphsrauſch, denn hier iſt der Stolz das Vorgefühl der höchſten Seligkeit, daß ich Ihrer Freundſchaft werth bin. Was ſie auch ſeit meiner Abweſenheit für Gerüchte von mir gehört haben mögen, glauben Sie mir, mir, der ich Ihnen nicht lügen würde, und wäre ich ein Böſewicht, glauben Sie mir, mir, der ich mich und die Menſchen kenne, der ich mich mit unbarmherziger Strenge richte, und Reſultate über Menſchenwerth zu ziehen weiß, ich bin in den Jahren, die ich von Ihnen bin, mit unaufgehaltenem Schritt zur Vollkommenheit gegangen; mein

innerer Wachsthum iſt, ſelbſt durch mißliche und gefahrvolle Lagen, in die ich mich ſtürzte, durch manche Handlungen, die ſelbſt in dem vernünftigern Sinn der Welt Fehler waren, und durch unſägliches ſtilles, nagendes Elend, was dieſe Fehltritte über mich häuften, ununterbrochen, und nur um deſto kräftiger geweſen. Das war es gerade, was mich bilden mußte. Im Glück wäre meine weiche Seele verzärtelt worden, ich hätte mich nie zur Höhe und Stärke eines einzigen meiner jetzigen Gedanken, meiner jetzigen Ideen über die Welt und die Dinge emporgeſchwungen, wenn ich nicht gelitten, nicht durch eigne Schuld, faſt ſagte ich aus eigner Wahl viel gelitten hätte. Ich durfte keiner einzigen ſchweren Stunde entgehen, ich mußte ſelbſt ſo fehlen, wie ich gefehlt habe, wenn das aus mir werden ſollte, was aus mir geworden iſt. Die Glückſeligkeit iſt ein ſüßer, aber ein unnützer Traum, und dabei ein fliehender Schatten, wenn die Bruſt nicht geſtählt, der Geſichtskreis der Beurtheilung nicht erweitert, die Kraft, die da fühlt und wieder zurück wirkt, nicht geſichert, der Einfluß der äußern Weſen nicht — ohne Verluſt für die Empfänglichkeit der Seele — in ſeine gerechte Schranken gewieſen iſt. Der Enthuſiasmus für Schönheit und Würde mag immer bleiben, aber er muß nur für das Höchſte glühen, und gemeine Menſchen müſſen wie gemeine Freuden Staub in der Schaale werden; die Empfindlichkeit für den Schmerz ſoll nicht ausgerottet ſein, aber die armſeligen Uebel des phyſiſchen Lebens, und ſo manches, worüber man in der Kindheit der Erfahrung ſeufzt und verzweifelt, muß mit Hitze und

Kälte in eine Klaſſe geworfen werden, und die ſelbſtſtändige Kraft keinen Augenblick in der Fülle ihrer eigenthümlichen Wirkſamkeit ſtören. Dies iſt das Ideal, das ich mir vorgeſetzt hatte, das ich mit unverwandtem Auge verfolgt habe; mit ungleichem, aber nie mit zurückweichendem Schritt bin ich auf der Bahn gewandelt, an deren Ziel dieſe Leuchte der Vortrefflichkeit, dieſes Eine, was Noth iſt, ſtand, habe oft unter dem Beifall der Menſchen gezittert, ob ich auch fortſchritte, oft von ihrem Tadel wie in dickem Nebel eingehüllt, meinen herrlichſten Progreſſen eignen, ſelbſtlohnenden ſtillen und ſichern Preis zugeflüſtert.

Ihr alter treuer Freund

Gentz.

II.

An

Rahel.

Ein viel großartigeres und bleibenderes Verhältniß, als das zu Eliſabeth geweſen war, knüpfte Gentz, noch in Berlin, aber ſchon in den Jahren männlicher Reife, mit Rahel Levin oder Robert, nachmals Frau von Varnhagen, an. Dieſer Name iſt durch die vor einigen Jahren erſchienenen Briefe weithin bekannt und bedeutend worden. Das Buch Rahel hat die Zeitgenoſſen wie ein friſcher Lebensathem durchſtrichen, und die Welt, die ſo gern in konventionellen Formen erſtarrt, in eine lang fortwirkende An- und Aufregung geſetzt. Mitten in dem ungeheuren Reichthum des Gehalts und der Beziehungen nahmen ihre Briefe an Gentz und die Sonderbarkeit dieſes Verhältniſſes ein ganz ſpezielles Intereſſe in Anſpruch. Wer Rahel und Gentz nur äußerlich kennt, wird ſich zuerſt wundern, wie zwei Perſonen von anſcheinend ſo ganz entgegengeſetzten und diſparaten Eigenſchaften und ſo verſchiedenen Lebensſtellungen in ſo intimem und andauerndem Zuſammenhange bleiben konnten. Rahels Genius hatte eine mehr als ſelbſt bei geiſtreichſten Männern gewöhnliche Tiefe und Ausbreitung; ihre Bildung war in hohem Grade univerſell; ihr Sinn und Charakter war zunächſt nicht auf das Weltnützliche und Praktiſche, ſondern jederzeit auf das Wahre, und nur auf die Wahrheit, auf die höchſten Intereſſen des Menſchen, und wo ſie in engere Kreiſe einbog, auf eine Steigerung geſellſchaftlicher Kultur und ſozialer Freiheit gerichtet. Ganz anders ſtellt ſich Gentz in ſeinem Weſen und Walten dar. Zwar müſſen wir zugeſtehen, daß auch wenig Männer ſeines Schlages eine ſo gründliche und im ächtdeutſchen Sinne philoſophiſche Grundlage zu

einer ganz praktiſchen Laufbahn mitgebracht; an ausgebreiteten Kenntniſſen und an vielſeitigem, wenn auch in verſchiedenen Epochen mehr oder minder wachem Intereſſe, durfte ſich unter den Zeitgenoſſen, die nicht von einer Wiſſenſchaft Profeſſion machten, oder den literariſchen Betrieb zur freien, abſichtsloſeren Thätigkeit erkohren, wohl keiner mit ihm vergleichen; allein ſeine nächſten Blicke und ſeine letzten Gedanken waren ſtets auf etwas für Welt und Staat unmittelbar Brauchbares und Reelles gerichtet. Ihm galt es nicht ſowohl die Menſchen aus ihren Engen und Schranken emporzuheben, und es den hochfliegenden Seelen, aber auch der breiten und niederen Volkesmaſſe ſo gut und bequem als möglich zu machen. Die Kultur, die er für die Geſammtheit erſah, gründete ſich auf ein langſames Fortrücken der Menge neben der möglichſten Exemtion höherer Naturen, und von dem, was in der Welt geſchehen muß, galt ihm nichts wichtiger und dringender, als das Beſſere, das ſchon vorhanden iſt, zu erhalten. Wenn man uns nicht mißverſteht, kann man Rahel dem konſervativen Gentz gegenüber als eine vorherrſchend revolutionaire Natur bezeichnen. Nun kam dazu, daß ſich jene in den freiſten, ungenirteſten und zwiſchen hoch und niedrig bunt gemiſchten Geſellſchaftskreiſen, und zwar hauptſächlich Berliniſchen, in regſamſter Weiſe hin und her bewegte, für dieſen dagegen ſich die Welt in einen immer iſolirteren Kreis vornehm ariſtokratiſcher Bezüge einſchloß, zu welchem höchſtens noch einige Jugendbekanntſchaften, unter ihnen allerdings vorzüglich Rahel, und ſolche Auserwählte Zutritt behielten. Ueberdies drängt ſich den Staatsmännern, beſonders in unſern verwickelten Zeiten, von der Stellung, die ſie in öffentlichen Maßregeln nehmen zu müſſen glauben, meiſthin etwas Ausſchließendes und am Ende Befangenes auf, und dies drückt ihrem Charakter nicht ſelten ein Gepräge ein, auf dem Wahrheit und Täuſchung immer ſchwieriger unterſchieden werden. Und wie oft hat Rahel ihrerſeits in ihren Briefen über dieſe Veränderung des Freundes zu klagen! — Trotz dem lagen zwiſchen dieſen beiden Naturen gegenſeitige Verbindungsfäden, die ſie unauflöslich verketteten. Gentz hatte ſich unter allen Umſtänden die reizbarſte

Empfänglichkeit für großartige Eindrücke bewahrt, Rahel gewährte ihm ſolche jederzeit und an ihr wie an einigen anderen Zeitgenoſſen entzückte und imponirte ihm nichts mehr, als ein ſo erhabener Flug des Geiſtes, wie er ſeinem Weſen abging. Es war in beiden ein faſt ſybaritiſches Gelüſt nach geiſtiger Unterhaltung und Anſprache; er ließ ſich von ihr gern und leicht in die entwöhnteſten Regionen geleiten. Dabei beſaß Rahel nicht blos die ausdauerndſte Anhänglichkeit an jeden, der ihr einmal ſo nahe ſtand, ſondern ſie wußte, wie in ſo manchen Andern das Schöne, ſo auch in Gentz, deſſen Geiſtes- und Gemüthskern ſie früh begriffen hatte, noch immer das Kind zu entdecken, als es ſich ſelbſt in vielen Umhüllungen kaum noch erkannte, und von ſeiner erſten Friſche allerdings eingebüßt haben mochte. Rahel ſagte immer, ſo oft ſie ſeine Anſichten für erlogene hielt, dieſer Freund ſei ihr doch unendlich lieber, als viele Andere, die mit Bewußtſein ihre Unwahrheit trieben, während er ſich wirklich einbilde, was er ſage, und gewiß ſeine Anſicht fahren laſſen würde, ſobald eine andere von ihm verſtanden worden. Rahel ſchätzte an ihm eine Fülle von Geiſt und Talenten und anziehenden Eigenſchaften, beſonders die Grazie und Liebenswürdigkeit, die faſt Jeden feſſelte, für immer feſſelte, der ihm einmal näher gekommen; auch entzückte ſie, die immer in ungebundenem Rhytmus einherwandelte, ganz beſonders die ſchöne, feſte, klaſſiſche Form aller ſeiner Aeußerungen in Rede und Schrift, kurz der Reichthum ſeltener Vollkommenheiten; vor allen aber konnte eine Rahel nie einem ſo weiblich-ſchmiegſamen und Antheil-bedürftigen Weſen, wie Gentz, ſich entziehen; ihr großes Herz hing gerade an denen mit Vorliebe, die, mit größten Gaben, ihren ſittlichen oder freigeiſtigen Forderungen nachzukommen nicht im Stande ſchienen. Gerade in dieſem Zuge des herrlichen Weibes liegt der überirdiſche Reiz, der ihrer ganzen Erſcheinung, Licht, Liebe und Gnade ſpendend, inwohnt, der alle ihre Aeußerungen, ihr ganzes Leben durchathmet. Als ſie unmittelbar nach Gentz's Tode gleichſam die Summe ihres ganzen Verhältniſſes mit ihm zuſammenzog, legte ſie folgendes letztes, denkwürdiges Urtheil in einem Brief an Leopold Ranke nieder:

„Wie falſch, wie ſchief ſagen wir alles, was wir ausdrücken wollen; nichts kann auch verſtanden werden, wenn es der Andre nicht vorher weiß. So können Sie nicht wiſſen, daß ich meinen verſchwundenen Freund nur dann, nur deshalb liebte, wenn er recht etwas Kindiſches ſagte, oder that. Da liebt ich ihn; deshalb wiederholte ich es, daß er ſagte: er ſei ſo glücklich, in Prag der Erſte zu ſein, daß alle oberſte Behörden, große Damen, und Herren zu ihm ſchicken müßten! ꝛc., mit entzücktem Lächlen, und in die Augen Sehn! So klug, dies zu verſchweigen, iſt jedes erzogene, verlogne Vieh: aber wer hat die hingebungsvolle Seele, das liebe Kinderherz, es zu ſagen? Seine Perfidien — er übte ſie reichlich, gegen mich — ſind anders, als der Andern ihre: er gleitete wie in einem Glücksſchlitten fliegend auf einer Bahn, auf der er allein war; und niemand darf ſich ihm vergleichen; auf dieſem Wege dann ſah er, nicht mehr wie auf der Erde, weder rechts, noch links: hatte er Schmerz, litt er Widerſpruch, dann war er nicht mehr auf dieſer Bahn; und dann verlangte er Hülfe und Troſt; die er nie gab. Keiner aber darf dies wagen, und doch liebenswürdig, und liebenswerth ſein. Ungeſtraft ließ ich's, ſo lange er lebte, nicht hingehn. Nun aber, beim Facit, bleibt mir nur reine lebendige Liebe. Dies ſei ſein Epitaph! Er reizte mich immer zur Liebe: er war immer zu dem aufgelegt, was er als wahr faſſen konnte. Er ergriff das Unwahre mit Wahrheitsleidenſchaft. Viele Menſchen muß man Stück vor Stück loben: und ſie gehn nicht in unſer Herz mit Liebe ein; andre, wenige, kann man viel tadlen, aber ſie öffnen immer immer unſer Herz, bewegen es zur Liebe. Das that Gentz für mich: und nie wird er bei mir ſterben.

„Uebrigens glaube ich jetzt, wir werden nach dem Sterben von einander wiſſen: oder vielmehr, uns zuſammen finden. Dies geſagt, grüße ich Sie, und bin überzeugt, mein Schreiben freut Sie."

Bekanntlich war Rahel von Jugend auf einer der Hauptſammelpunkte der höheren Geſelligkeit in Berlin. Auch Gentz trat in denſelben, zur Zeit etwa, als ſeine ſchriftſtelleriſche Berühmtheit eben angefangen hatte, in Schwung zu kommen. Es waren dies jene

Jahre, die Rahel ſelbſt nie vergeſſen konnte, da ſie damals in erſter, friſcheſter Geiſtesregung einen Kreis der bedeutendſten und intereſſanteſten Perſönlichkeiten der Hauptſtadt um ſich verſammelt hatte, eine Geſellſchaft, die man hinlänglich charakteriſirt, wenn man Leute, wie den Prinzen Louis Ferdinand, einen Gentz, die beiden Humboldt, Friedrich Schlegel, Tieck, Guſtav von Brinckmann und ſolche einzelne Hauptglieder aufzählt. Die Verbindung zwiſchen Gentz und Rahel mußte hier ſchon beſonders innig geweſen ſein, da ſie ſich ſeit ſeinem Abgang von Berlin — 1802 — in fortdauerndem briefſlichen Verkehr bekundet.

Dieſe Briefe ſind der Welt übergeben worden. Die von ihr findet man in dem Buche Rahel; einen großen Theil der Gentziſchen gab kurze Zeit darauf (1836) Varnhagen von Enſe in der „Galerie von Bildniſſen aus Rahels Umgang und Briefwechſel" mit der bekannten vortrefflichen Lebensſkizze von Gentz heraus. Dieſe beiden Stücke — der Lebensabriß und die Briefe brachten einen gewaltigen Eindruck hervor. Es war die erſte würdige Erinnerung an einen Mann, der, gleich ſo vielen andern ausgezeichneten Menſchen, vor einigen Jahren, noch in einer ſtürmiſchen Epoche, ziemlich unbemerkt aus der Welt und den öffentlichen Verhältniſſen geſchieden war. Was aber beſonders den Eindruck der Briefe erhöhte, war die Fülle und Rückſichtsloſigkeit, in welcher Gentzens Weſen ſich darin wiedergab, die Größe der Verhältniſſe, in denen er ſich augenfällig bewegt, und deren nur ein kleiner Theil des Publikums kundig war oder ſich erinnerte, der Geiſt, der überall darin ſprüht, die Schönheit der Form, die keck hervortretenden großen und kleinen Schwächen an einer ſo ungemeinen Perſönlichkeit, der ganze weltverachtende Epikuräismus, und noch am Ende ſeiner Tage ein Liebesglück, deſſen Beſchreibung den Vergleich des ſchönſten Gedichts nicht ſcheuen durfte. —

Bis zum Jahr 1813 ging das alte vertrauliche Verhältniß zwiſchen Gentz und ſeiner Berliner Freundin in gewohnter Innigkeit fort. Während der Zeit unmittelbar vor und nach dem Beitritt Oeſterreichs zum Kampfe gegen Napoleon hielten ſich Beide länger

in Prag auf. Hier änderte ſich ihr Verhältniß weſentlich. Rahel fand, daß ſich ihr Freund in den letzten Jahren vielfach umgewandelt; ſie klagte über perſönliche Vernachläſſigung; kamen endlich ſchon hier und noch mehr während des Kongreſſes und der Pariſer Friedensſchlüſſe auch heftige politiſche Differenzen und Reibungen dazu — Rahel war eine gute Preußin, — ſo iſt hierdurch eine gegenſeitige Erkaltung auf Jahre hinaus hinlänglich zu begreifen. Um ſo wohlthuender iſt es, dieſe Freundſchaft eine gute Reihe Jahre vor dem Tode Beider (Rahel ſtarb den 7. März 1833) in voller Wärme wieder erſtanden zu ſehen. Mitten uuter den niederſchlagendſten Zeitereigniſſen hatte ſich Gentz in faſt wunderbarer Kraft verjüngt; die Zuſprache einer ſolchen Freundin ward wieder Herzensbedürfniß; wie ſonſt und vielleicht mehr als je ſchüttete er die Geheimniſſe großer Freuden und großer Schmerzen in ihren Buſen aus. So ſtand Jugend und Alter verknüpfend, dieſe Freundſchaft in unveränderter Blüthe, bis der Lebensfaden des Einen ein Jahr früher und damit das Verhältniß zerriß. Die Bekenntniſſe, die Gentz in ſeinen Briefen aus früherer Zeit und im ſpäteren Alter gegen dieſe hochſinnige Frau auszuſprechen wagte, ſind um ſo werthvoller, als ſie vielleicht mehr als irgend etwas, das von ihm bekannt werden dürfte, die geheimſten Züge ſeines Weſens entfalten und für Manches, was uns in der Laufbahn dieſes ausgezeichneten Mannes unerklärt bliebe, die willkommenſten Aufſchlüſſe darreichen. Man kann freilich ſagen, daß Gentz, dem Charakter dieſer Frau gegenüber, die ihn, ſo oft er zugänglich war, jedesmal im Innerſten, und nicht ſelten wie einen Träumenden aufrüttelte, — im Nachtheil und gleichſam büßend und beichtend erſcheint. Seine Schwäche liegt allerdings offen darin zu Tage. Es bleibt aber nichtsdeſtoweniger ehrenvoll für ihn, ein ſo anders geartetes Weſen ſich freundlich geſinnt erhalten und gerade an ihr ſeinen eigenen höhern Lebensgeiſt aufgefriſcht und belebt zu haben.

Nach dem Erſcheinen dieſer Briefe wurde ihrem Herausgeber von vielen Seiten vorgeworfen, er habe durch dieſe Veröffentlichung, namentlich der jüngſten Liebesbekenntniſſe und politiſchen Klagen,

gegen den Verſtorbenen ſowohl als die ſonſt betheiligten Perſonen und Verhältniſſe eine große Indiskretion begangen. Dies war freilich vorauszuſehen. Ungleich mehr muß man ſich wundern, wenn ſelbſt Freunde und Verehrer von Gentz ſich verlauten laſſen, Varnhagen habe ſich durch die Veröffentlichung der Briefe an Rahel überhaupt ſchwer verſündigt, etwa, wie Einige behaupten, ſo arg, wie Frau von Arnim (Bettina) an Göthe's Gedächtniß. Hier ſei kein ernſtes Lebensbild gegeben, wie es eines ſolchen Mannes Leben und Wirkſamkeit fordere. In dieſe Anſicht, ſo wohl gemeint ſie ſein mag, können wir ganz und gar nicht einſtimmen. Die ſchwachen Seiten von Gentz waren Vielen bekannt, und ſind ganz in ſeine großen und liebenswürdigen Anlagen, ſo wie mit der ausgezeichneten Summe ſeiner Leiſtungen verwachſen. Wir wiſſen, daß die hochgeſtellteſten Perſonen, über ihm und um ihn, nicht ſelten lächelten, während ſie doch nicht aufhörten, ihn hoch und in Ehren zu halten. Dies eben iſt ein großer Vorzug bedeutender Menſchen, daß man nicht nöthig hat, ihre Menſchlichkeit, ihre Schwäche zu verhüllen, um eine brauchbare Figur von Größe, Talent, Charakter und Verdienſten zuſammen zu ſtoppeln. Wer wird aus Gentz eine Perſon von ſittlicher Erhabenheit machen wollen? Eine ſolche war er nie, obwohl es ihm, ganz abgeſehen von dem, was er überhaupt geleiſtet, zumal in den Jahren ſeiner vollen Kraft, gewiß nicht an hohen, großen Ideen und dem entſprechenden Streben gebrach. In der ſchönſten Zeit ſeines Lebens wog auch der Epikuräer nicht über. Daß unſere ordinären Liberalen und eine gewiſſe moraliſche Klaſſe deutſcher Narrheit ſich an die hier aufgedeckten Blößen hängen würden, war nach dem Beiſpiel, das ſie noch an ganz anderen Männern deutſcher Nation verübt hatten, nicht zu verwundern, und ſie haben es hie und da ſchon tüchtig ausgebeutet. Dies iſt aber gerade die rechte Art, wenn die Anhänger einer Sache ſich erſt der Privatſchwächen ihres Gegners bemächtigen müſſen, um daraus die Verfehltheit ſeiner Richtung, ſeines Gemüths und Charakters, oder gar die Schlechtigkeit ſeiner Perſon und ſeines Wirkens zu deduciren. Es iſt ſogar gut, ſolchem Urtheil Gelegenheit zu geben, ſich in

ſeiner Armſeligkeit recht breit, recht offenbar zu machen. Denn wir wollen nicht wünſchen, daß uns um ſolcher Rückſicht willen die Bildniſſe unſerer bedeutungsvollſten Männer halb verſchleiert blieben, oder in ihrer emporgeſchraubten Leerheit nur zu früh gleichgültig und vergeſſen würden. Allerdings gibt es eine Gränze, über die hinaus das Publikum mit Privatverhältniſſen nicht weiter behelligt werden darf. Stellung und Bedeutung der Perſonen, das Intereſſe ihrer Angelegenheiten und ein gewiſſes Verhältniß ſolcher Mittheilungen zu den Vorzügen und Verdienſten eines Mannes, — dies zuſammen möchte ungefähr der Maßſtab ſeyn, ſolche Mittheilungen zu veröffentlichen und zu beurtheilen. — Hätte man demnach Varnhagen von Enſe's Mittheilung noch irgend wie beanſtanden wollen, ſo hätte man lediglich fragen dürfen, ob einem Publikum, welches die glänzenden Vorzüge und Verdienſte eines Gentz entweder nur aus kurzen Berichten kennt, oder ſich doch kein anſchauliches Bild davon machen kann, gleich nach der trefflichen, die Perſönlichkeit jedoch rückhaltlos beurtheilenden Lebensſkizze, dieſe Briefe vorzulegen waren. Doch der Herausgeber hat es daneben, mehr als irgend Einer von Gentzens Freunden und Verehrern, nicht an Eifer fehlen laſſen, dem Manne auch von ſeiner ernſthafteſten und ruhmvollſten Seite ein erwünſchtes Denkmal zu bereiten, und dieſe Briefe haben wahrſcheinlich das meiſte dazu beigetragen, ein ſolches, wenn es nur irgend möglich iſt, zu beſchleunigen.

Wir dürfen uns auf keinen Fall ſcheuen, dieſe Briefe jetzt einer ſolchen Sammlung Gentziſcher Reliquien wieder einzuverleiben; ihr Ausfall würde der größte Mangel darin ſein. Ueberdies ſtehen ſie hier im Verein mit Schriften und Blättern aller Art zuſammen, die von der Bedeutung des Gentziſchen Lebens ſelbſt für die Unkundigſten und Abgeneigteſten hinlängliches Zeugniß ablegen. Wir freuen uns deshalb um ſo mehr, daß es uns zugleich vergönnt wird, dieſe Briefe in größerer Vollſtändigkeit aufzunehmen, und namentlich eine zuſammenhängende Reihe von Briefen und Billetten aus der merkwürdigen Periode ſeines Aufenthaltes zu Prag im Jahre 1813 mitzutheilen.

Wegen dieſes geſchloſſenen Zuſammenhangs bilden dieſe 56 Blätter füglich einen eigenen Abſchnitt in den Briefen an Rahel, und zwar einen um ſo wichtigern, weil darin zugleich der oben angedeutete Umſchwung ihres perſönlichen Verhältniſſes begründet wurde. Wenn irgend etwas der Art von deutſchen Briefen den Inhalt und Eindruck von Memoiren zu erſetzen im Stande wäre, ſo ſind es gewiß vor allem ſolche flüchtige, ſchnell auf einander folgende Blätter, die den rückhaltloſen, unmittelbaren Ausdruck des Tages liefern. Darin liegt ein beſonderer, auch dem Hiſtoriker ſchätzbarer Werth dieſer Billette von Gentz aus dem Jahr 1813 — aus jener wichtigen, großartigen, friſchen Zeit, wo die Deutſchen, Preußen voran, mit Hülfe Rußlands muthvoll in die Schranken traten, Oeſterreich die letzte Vermittlung verſuchte, bei des franzöſiſchen Kaiſers Geſinnungen aber, eben in Prag, nur ein vergeblicher Kongreß zuſammentrat, wo auf deutſcher Seite Wilhelm von Humboldt, und als Vertreter des vermittelnden Staates der Graf von Metternich nebſt Friedrich von Gentz zuſammenwirkten, der Waffenſtillſtand zu Ende ging, jetzt auch Oeſterreich den Krieg erklärte und der allgemeinen deutſchen Sache beitrat, die Schlachten an der Katzbach, bei Dresden, bei Kulm, bei Jüterbogk geſchlagen wurden, Napoleon immer mehr von den drei großen Armeen, der ſchleſiſchen des Blücher, der Nordarmee des Kronprinzen von Schweden, der Hauptarmee des Fürſten von Schwarzenberg umzingelt wurde, bis endlich die Tage von Leipzig den verabredeten Ausſchlag gaben und die Sache der Alliirten auf deutſchem Boden entſchieden. Gentz, welcher die diplomatiſchen Hauptfäden zwiſchen dem Hauptquartier, dem der Kaiſer und Metternich gefolgt waren, und dem übrigen Oeſterreich zuſammenhielt, befand ſich gewiß in einer nicht minder bedeutſamen Stellung, und wir dürfen es für einen neuen und erwünſchten Zuſchuß halten, hier über die Fortgänge und die Leitung im Innern des Kaiſerſtaats einiges Licht zu bekommen.

I.

Aus älterer Zeit.

1.

An Rahel, in Berlin.

Wien, den 28. September 1803.

Ich ſchäme mich, beſonders nach ſo langem Stillſchweigen, einen Brief an Sie zu ſchreiben, der eigentlich nichts anders als ein Geſchäftsbrief ſein wird; denn ich nenne Geſchäftsbrief einen jeden, den man aus einem unmittelbaren, beſtimmten, perſönlichen Intereſſe ſchreibt. Ob dies Intereſſe um Königreiche, Geldſummen, oder — wie es hier der Fall iſt — ſichre Nachrichten über einen gewiſſen Gegenſtand betrifft, iſt gleichgültig. Um mir alſo auch nicht einmal das Anſehen zu geben, als könnte ich Ihnen heute einen wahren Brief ſchreiben, gehe ich gleich in die Sache ein. — —

Ich habe keine Leidenſchaft mehr für Chriſtel, und werde, aller menſchlichen Wahrſcheinlichkeit gemäß, keine wieder für ſie faſſen. Es iſt mir ſogar — doch dies

bleibe ſtrenge unter uns — in mancher Rückſicht unlieb, daß ſie nach Wien kommen will. Es kann mich auf eine oder die andere Weiſe in meiner Ruhe ſtören; und ich will mich nun ſchlechterdings forthin nur für große Objekte in Bewegung ſetzen. Chriſtel aber iſt denn doch am Ende nur ein kleines. —

Wenn man Ihnen geſagt hat, daß ich Mariane Eybenberg heirathe, ſo ſage ich Ihnen, daß dies die grundloſeſte und dümmſte aller Neuigkeiten war, daß es auch noch nicht einen Moment in meinem Leben gegeben hat, und keinen je geben wird, wo auch nur der Gedanke an die Möglichkeit eines ſolchen Schrittes mir einfiele. Auch werden Sie es wohl nie geglaubt haben.

Ich möchte unendlich gern wiſſen, wie es mit Ihnen, und mit Ihrem Herzen jetzt ſteht. Ihre Neigung iſt mir das ſeltſamſte, paradoxeſte, unerklärbarſte Phänomen Ihres ganzen Lebens. — Sie wiſſen aber, wie geneigt ich immer bin, alles zu begreifen, mich allem zu unterwerfen, was aus Ihrem großen und lieben Gemüthe hervorgeht; es bedarf alſo nur Eines recht ordentlichen Briefes, — und ich bin gewiß ganz einverſtanden mit Ihnen. Dieſer Brief wird mich auch auf's neue anfeuern, Ihnen ſo recht von der Seele weg zu ſchreiben. Heute bin ich nicht dazu geſtimmt; und da ich Ihnen einmal durch Roſenſtiel, der dieſen Abend abgeht, den gegenwärtigen ſchicken will, ſo habe ich nicht Zeit auf eine beſſere Stunde zu warten.

Grüßen Sie Gualtieri und Vetter. Ich höre von jenem nichts mehr; aber ich denke oft und gern an ihn. Ich bin überhaupt ganz unverändert derſelbe, der ich war,

als ich zu Ihren Füßen ſaß, meine Lehrerin, mein Orakel, meine Freundin, mein alles!

Auch Ihrem Bruder Ludwig Robert ſagen Sie ſo viel Schönes als Sie können von

Gentz.

2.

Wien, den 19. Oktober 1803.

Liebe! wie ſoll ich Sie denn nun wieder nennen? — Engel! „Sein Sie nur nicht aus reiner Schwäche ſchwach" — „Unter dieſem Ekel verſtehe ich allerlei ſchönen Ekel" — „Im Winkel meiner zarten, tiefen, und auch heftigen, und überaus ſanften Liebe." — Schreiben denn Menſchen ſo? Nein! aber auch Götter nicht! Mitteldinge zwiſchen Göttern und Menſchen, kindiſche große Geiſter, erhabene Kinder, Seelen, in denen ſich immer auf Einmal die ganze Welt, die hohe, und die tiefe, abſpiegelt, die die größten Gedanken, und die größten Gefühle, wie Haſelnüſſe von ihren ewig vollen Stauden abſchütteln, und dann, mit allem Sand und Würmern, und was ſonſt auf ihrem Boden gerade liegt, in's gemeine Leben hineinwerfen, — Rahletten ſchreiben ſo: und Sie allein ſind, bei dem lebendigen Gotte, Ihr ewiger Typus und Archetypus, das Alpha und Omega, und der reiche Baum des Lebens für alle, die noch einen Funken von Sinn und Geiſt haben. Gott! welch ein Glück, daß ein ſolcher Brief noch immer ſo auf mich wirkt, wie ſonſt Ihre ätheri-

ſchen Geſpräche! Aber alt werde ich ja, Gott Lob — wie Sie wiſſen —, nie — zuweilen ſogar jünger. Ob ich gleich alſo hier nur an trockner Koſt zehre, ſo bleibt doch meine Empfänglichkeit für die wahre Himmelsſpeiſe immer dieſelbe. Und, wenn ein Weſen mir ſagt: „Unter dieſem Ekel verſtehe ich allerlei ſchönen Ekel," ſo bete ich das Weſen für eine ſolche Redensart, „die noch kein Verſtand der Verſtändigen erſann," gleich auf neue Aeonen hinaus an.

Ich erhielt allerdings Ihren Brief vom Monat März; und ich las ihn ſicher hundertmal. — Da Sie nun wiſſen wollen, warum ich nie davon ſprach, ſo muß, und ſo will ich es Ihnen ſagen; wie ſich von ſelbſt verſteht, ohne Rückhalt, wenn ich es gleich für ein raſendes Opfer halte, das ich Ihnen bringe, in einem ſo delikaten Punkt ganz aufrichtig zu ſein. Die Liebe, die Sie ſchildern, fand ich reizend, zauberiſch und göttlich; Ihre Schilderungen davon liegen weit jenſeits meiner dummen, ſteifen Worte. Aber zwiſchen dieſer Liebe und dem Gegenſtande derſelben lag für mich — eine bodenloſe Kluft. — Mit Einem Worte: das tiefe Erſtaunen ſchloß mir den Mund; und es ſchien mir auch etwas Hartes, und Unziemliches, ja Unartiges — „darunter verſtehe ich hier allerlei noch ſchöne Unart" — darin zu liegen, einer ganz friſchen Leidenſchaft mit einem ſo kraſſen, ungeſchlachten Skrupel in's Geſicht zu fahren; jetzt, da die Leidenſchaft reif und feſt iſt, thut es ihr gewiß tauſendmal weniger weh, daß ich mit meiner Anſicht hervortrete, als es ihr damals gethan haben würde. Dies können Sie nicht läugnen, wenn ſie auch der Erzengel Eloah wären. — —

Jener Gegenſtand erſchien mir ein äußerſt gewöhnlicher. Nun bin ich zwar kein ſo unter-gewöhnlicher, daß ich noch meinte, man müßte nur außerordentliche lieben: aber dieſe Liebe bedurfte für mich eine Art von Erklärung. — Ich halte ihn nun für liebenswürdig, ich meine dieſer Liebe würdig, denn für liebenswürdig im gewöhnlichen Sinne hielt ich ich ihn von jeher, aber dieſer Liebe würdig, weil er geliebt wird, und mit dieſem Grunde begnüge ich mich auch, wenn Sie wollen. Da Sie aber einmal Rechenſchaft über mein erſtes Stillſchweigen verlangten, ſo mußte ich Ihnen doch ſagen, daß eigentlich blos der Widerwillen, Ihnen die Frage: Wie es geſchah? vorzulegen, mir ſo lange den Mund band. Und dies thue ich nun mit deſto leichterm Herzen, da ich mich jetzt gar nicht mehr ſcheue, Ihnen dieſe meine einfältige Frage vorzulegen. Vielleicht war mein einziger Fehler nur der, daß ich mich je vor dieſer, oder überhaupt vor irgend einer an Sie zu richtenden Frage ſcheuen konnte.

Sonſt habe ich Ihren Brief vom März abgeſchrieben, um, da ich ihn oft leſe, der Qual Ihrer ſchlechten Hand und Schreiberei überhoben zu ſein, und den reinen Genuß zu behalten. Ich ſchreibe mir jetzt alle Ihre Briefe ab. Ich weiß gar nicht, wie ich Sie für mich ſelbſt genugſam ehren ſoll. Hätte ich das Glück, katholiſch zu ſein, ſo errichtete ich Ihnen einen kleinen Altar in meinem Zimmer, unter dem Vorwande, er ſei einer Heiligen gewidmet, und triebe allen Frevel mit Ihrem Bilde.

Es freut mich übrigens, daß Sie glücklich ſind. — Denn ohne mich an alle Martern, von denen Sie ſpre-

chen, zu kehren, weiß ich einmal, daß ein ſo ganz aus Liebe geſponnenes Herz, wie das Ihre, in welchem ſelbſt alles andre Große und Schöne nur immer aus dem lieben blauen Liebesgrunde herauswächſt, glücklich ſein muß, ſobald es wahrhaft liebt. —

Nun aber noch ein Wort über den Geſchäftstheil Ihres letzten Briefes, der wirklich über meinen Dank erhaben iſt; denn welche Anſtrengung mußte Sie dieſe ausführliche und genaue Auseinanderſetzung einer im Grunde doch nur geringfügigen Sache koſten! — — Ich war kaum vier Wochen hier, als ich einen (äußerſt zärtlichen) Brief von Chriſtel erhielt, worin ſie mich fragte, was ich von der Idee dächte, ſich hier zu engagiren. Ich ſchrieb ihr, daß ich mir hierüber noch ſchlechterdings kein Urtheil anmaßen könnte, da ich in Wien noch kaum warm geworden, da Wien eine Welt, eine Welt in ganz anderm Sinne als Berlin, ſei, und da ich vollends vom Theater noch gar nichts wiſſe. — Uebrigens ein Brief voll der höchſten Zärtlichkeit, auch von meiner Seite —. Seitdem Stillſchweigen. — Alles ohne mich betrieben. — — Uebrigens unterſchreibe ich alles, was Sie von Chriſtels Unzuverläſſigkeit, und geheimer Duplizität, theils halb, theils ganz glauben. Im Grunde iſt es mir lieb, daß ſie mich nicht konſultirt. So bin ich von aller Verantwortung, und allen eignen Vorwürfen, in jedem Ausgange, frei; und daß ich ihr aus Leibeskräften helfen werde, wo ich weiß und kann, verſteht ſich ja ohnedies. Jetzt bin ich in Wien völlig orientirt; und ich verſichre Ihnen, daß Chriſtel ſich Glück zu wünſchen hat, in dieſem ſehr ſtür-

miſchen, und oft ſehr treuloſen Ozean, einen ſolchen erſten Führer und Vormund zu finden, als mich. Das, was man le bon genre nennt, iſt vielleicht an keinem Orte der Welt ſo ſchwer von den mille et mille nuances du mauvais zu unterſcheiden, als hier; und was das Aergſte iſt, niemand ſcheint es mit dem Unterſchiede genau zu nehmen, und dennoch kann der, der ihn übertritt, ganz feſt verſichert ſein, daß er bei dem beſſern Theile der Geſellſchaft ſofort verdammt und verloren iſt. Darin ſetze ich die Treuloſigkeit der Fahrt auf dieſem Ozean.

Für mich beſorgen Sie nichts. Die Leidenſchaften haben ſchlechthin ausgetobt in mir, und ob ich gleich lange noch, und ich hoffe immer, der lebendigſten Gefühle, und ſelbſt Aufwallungen, fähig bleiben werde, ſo iſt doch die Freiheit meines Gemüths nun ein für allemal gerettet, erobert, und gegen alle Gefahren gedeckt. Von dieſer Seite betrachtet, iſt meine Jugend, ſeit dem 20. Juni 1802 — dem Tage meiner Abreiſe aus Berlin — geſchloſſen; und es freut mich ewig, daß ich ſie nicht, wie ein Lumpenhund, langſam auslaufen ließ, ſondern im höchſten Rauſche — e vita, plenus conviva recedam — „vom Tiſch des Lebens, ein geſättigter Gaſt, mich emporhob.“ —

Hier werde ich alſo über Chriſtel herrſchen, in ſofern ſie es werth ſein, und bleiben wird, von mir geleitet zu werden; ſie aber nie über mich. — Die Aufklärung über die Sache mit Caſa-Valencia iſt ganz ſo, wie ich ſie erwartete: finden Sie nicht, daß kluge Leute die wahren Geſchichten Ihrer Freunde und Bekannten faſt immer ſchon

vorher wiſſen, ehe man ſie ihnen erzählt, wenn ſie auch an ſich noch ſo abentheuerlich und außerordentlich wären?

Mariane Eybenberg iſt noch ſchlechter von Berlin gekommen, als ſie hinging. Das Bischen, was ich ihr durch vieles Reden angedrechſelt hatte, haben die Schund-Seelen, die ſie dort, freilich auch ſchon vorher in Töplitz, Eger, Dresden ꝛc. ſah, und die ihr Gott weiß welche Schmeicheleien vorplauderten, völlig wieder verwiſcht. Zum zweitenmale fange ich nicht an. Ich habe in Wien mehr zu thun.

Nun bitte ich Sie, Liebe, mir bald wieder zu ſchreiben, und bald wieder himmliſch zu ſchmeicheln. Ihre Schmeicheleien ſind ein wahres, wollüſtiges Seelenbad, aus dem man erquickt und geſtärkt hervorgeht. Auch Ludwig Robert wird fortdauernd von mir geliebt. Sagen Sie ihm viel Gutes, und leben Sie wohl!

Gentz.

3.

1803.

Engel des Himmel! Giebt es denn eine Sprache auf Erden, in welcher man Ihnen ſchreiben kann? — Giebt es denn Antworten auf ſolche Briefe? Haben Sie ſich denn vorgeſetzt, mich wahnſinnig zu machen? — O! meine tiefe, meine durchdringende Klugheit, meine Gelehrſamkeit, meine gelehrte, feſte, unerſchütterliche Feſtigkeit, wenn es auf das Innerſte vom Innern des Menſchen ankömmt. Wie oft habe ich es geſagt, daß Sie das erſte

Weſen auf dieſer Welt ſind! Wo iſt denn noch eins, das ſo lieben, ſo denken, ſo raſen, ſo ſchreiben kann? — Großer Redner, vor dem ich mich beuge in den Staub, und den ich doch zu lieben wage! Organ der Gottheit in mir, und der Gottheit außer mir! Welche Tiefe von Genuß, und welche Tiefe von Belehrung aus Ihren Briefen mich anblickt! Von Belehrung — von wem lernte ich denn etwas, als von Ihnen! in jedem Worte blüht die Welt auf! Und ſolche Liebe! und beſonders — ſolche Wahrheit! Solche bodenloſe Wahrheit — Sie nennen mich ein Kind; es iſt das Höchſte, das Süßeſte, was Sie mir ſagen können. Aber Sie allein, Sie machten mich zum Kinde. Wiſſen Sie denn nicht mehr, wie groß und erwachſen ich war? Und wie ich neben Ihnen, in dem Blüthendufte Ihrer alles aufthauenden, auflöſenden, ſchmelzenden Atmoſphäre, wieder zum Kinde herabſank? Wie ich mich täglich, ſtündlich verjüngte! — Es war das Leben, das Sie mir einhauchten; wie Kinder, die mit Greiſen ſchlafen, dieſen Greiſen, ſagt man, neue Kräfte beibringen, ſo war es mir, als ich meine Seele von der Ihrigen durchdrungen fühlte! — Hab' ich Recht, daß ich Ihnen nicht ſchreiben will? Worte ſollen das ausdrücken! Ja! wenn ich ſchreiben könnte, wie Sie! oder vielmehr, wenn ich das verſtände, wodurch Sie das Schreiben erſetzen! Ihre Briefe ſind gar nicht geſchrieben: es ſind lebendige Menſchen, die mit ſchönen, lieben, weichen Händen, vollen Buſen, kleinen Füßen, göttlichen Augen, beſonders göttlichen rothen Lippen einhergehen, vor mir auf und ab ſpaziren, mich küſſen, mich an ihre Bruſt drücken —. Solche Briefe ſoll

ich beantworten. Nein! ich thue es nicht mehr; es iſt genug, daß ich Ihre Briefe leſen muß; dies geht wirklich ſchon auf Tod und Leben; vom Verſtande ſage ich nichts; um den haben Sie mich längſt gebracht.

Wiſſen Sie, Liebe, warum unſer Verhältniß ſo groß und ſo vollkommen geworden iſt? Indeß will ich es Ihnen ſagen. Sie ſind ein unendlich produzirendes, ich bin ein unendlich empfangendes Weſen; Sie ſind ein großer Mann; ich bin das erſte aller Weiber, die je gelebt haben. Das weiß ich: wäre ich ein phyſiſches Weib geworden, ich hätte den Erdkreis vor meine Füße gebracht. Nie habe ich etwas erfunden, nie etwas gedichtet, nie etwas gemacht; bemerken Sie dieſe Sonderbarkeit: aus mir allein ziehe ich nicht den lumpigſten Funken heraus; ich bin unelektriſcher als Metall: aber eben darum ein Ableiter der Elektrizität, wie kein Andrer. Meine Empfänglichkeit iſt ganz ohne Gränzen; Ihr ewiger, ewig thätiger, ewig fruchtbarer Geiſt (ich meine nicht Kopf, ſondern Seele, alles) traf auf dieſe unbegränzte Empfänglichkeit, und ſo gebaren wir Ideen, und Gefühle, und Sprachen, die alle ganz unerhört ſind. Was wir beide zuſammen wiſſen, ahndet kein Sterblicher. —

Von fremden Sachen Ihnen zu ſchreiben, bin ich nun vollends nicht im Stande. Ich weiß gar nicht mehr, was ich Ihnen von Goethe habe ſagen wollen. Wenn es mir einſt wieder einfällt, ſollen Sie's haben. Um Ihre Joſephine bekümmern Sie ſich nur nicht mehr. Ich weiß nicht, was ſie war; aber daß ſie jetzt nichts iſt, das weiß ich. In einen mir höchſt mißfälligen Menſchen ver-

liebt, die Bizarrerie ſuchend, als wenn die was rechts wäre, zum Schrecken häßlich, halb gelehrt, gemein-revolutionair, und ſehr übel gegen ihre Familie, die gar nicht verdient, daß ſie ſo behandelt wird, und die weit klüger iſt, als ſie —, was wollen Sie mehr? Nein! da habe ich, wenn es einmal Weiber gilt, in Prag andere Weiber geſehen!

Grüßen Sie alle meine Lieben! Ich verdiene das Konzert von Liebe, wovon Sie ſprechen, weil — Sie wiſſen es ja — niemand ſo ſchmeichelbar iſt, als ich. Ludwig Robert, dem ganz vortrefflichen, ſagen Sie nur, ich würde mir ſeine Lehren beſtens zu Herzen nehmen; noch hätte ich zwar nur erſt einen Kammerdiener und zwei Livreebedienten, aber es würde ſchon ärger kommen. — Gualtieri, Vetter, Kurnatowski, alles, was Sie lieben, und was Sie liebt, und was mich liebt, grüßen Sie von mir. — —

Welche Sachen Sie mir ſchreiben! Nein! Wo auf Erden wäre denn noch eine Rahel zu finden!

Ich wohne Kohlmarkt **1215**, habe ſchon hübſche Meubles, und lebe raſend gut.

Gentz.

4.

Töplitz, den **21.** September **1810.**

Ihr herrlicher Brief ſetzte mich ganz in die Zeiten zurück, wo ich mich an der Fülle und Originalität Ihres großen Gemüthes weidete! Es iſt eigentlich ein unendlicher

Mißgriff — ſoll ich ſagen von uns oder der Natur? — geweſen, daß wir nicht zur Liebe gegen einander — ich meine zur ordentlichen, vollſtändigen, gelangt ſind! — Es wäre zwiſchen uns ein Verhältniß ausgebrochen, deſſengleichen die Welt vielleicht nicht viele gehabt. Anſtatt deſſen haben wir Beide unſer Beſtes an Leute (wie Sie dieſe Klaſſe ganz vortrefflich bezeichnen) verſchwendet, und ſind — ein jedes auf ſeine Weiſe — verarmt. Es war doch hauptſächlich Ihre Schuld; Sie ſtanden höher, ſahen freier und weiter, als ich. Sie mußten, in Rückſicht auf meine, in verderbter Hülle unſchuldig gebliebene Seele, alle gemeine Scheu bei Seite ſetzen, und mir ſogar Gewalt anthun, um mich ungeheuer glücklich zu machen.

So ſollte es nicht ſein. Es iſt ſonderbar, daß auch der wahre Menſch, ob er gleich nur Einmal lebt, wie der ſchlechteſte, ſich am Ende doch immer ſagen muß, daß er ſchlecht gelebt hat, weil er es nicht beſſer wollte, daß er das Beſte, was ihm dargeboten wurde, muthwillig von ſich ſtieß. Und im Grunde, wenn man es recht unterſucht, iſt es immer nichts als die niedrigſte aller menſchlichen Tücken, nämlich: die Eitelkeit, das unſinnige Streben nach Schein, was uns um allen wahren Genuß, um die ganze ächte Realität des Daſeins betrügt. In dieſem ſchmachvollen Kloak geht unſre Weisheit, unſre Kraft, mithin auch unſre Glückſeligkeit unter.

Das Poſtkript Ihres Briefes iſt faſt noch ſchöner als der Brief. Solchen Definitionen von Treue begegnet man nicht alle Tage. Ich danke es der F. ſehr, daß ſie Ihnen mitgetheilt hat, was ich ihr ſagte, was ich natür-

lich auch fühlte, und, trotz Ihrer erhabenen Kritik, noch immer fühle. — Freilich iſt dies ebenfalls nur ein Spiel der Eitelkeit; aber heilt man denn von dieſem Krebsſchaden, wenn einmal der ganze Menſch davon angefreſſen iſt?

Die F. iſt ſo, wie Sie ſagen; mit wenigen Worten haben Sie ſie himmliſch charakteriſirt. Wie konnte Ihnen aber je einfallen, daß ich mich bei ihr über Sie Raths erholen würde? ſie kann ja nicht einmal über Sie ſprechen, ja kaum lallen. Marwitz allein ſcheint etwas von Ihnen zu wiſſen. Ich ſchätze ihn ſehr; aber ihm etwas abzufragen, wobei das Herz im Spiel iſt, vermag ich doch nicht recht, weil er ſo ſtarr, ſo ſteif, ſo eiſern, ſo über alle Maßen unjugendlich iſt. — Wie Sie übrigens zu der Idee gekommen ſind, daß ich glaubte, Sie hätten ſich verändert, begreife ich nicht. Die, welche Ihnen dergleichen hinterbracht, müſſen mich ganz ungeheuer mißverſtanden haben. Ich habe höchſtens dieſen oder jenen nach Ihrer äußern Lage gefragt; das andre weiß ich ja beſſer, als ich es von irgend jemand erfahren könnte.

Mit Goethe habe ich dieſen Sommer viel gelebt. Daraus „mache ich mir aber nicht viel" (im Paulinen-Sinne geſprochen). Sie haſſen das Trennen und Zerfleiſchen; auch nicht mit Unrecht. Von Goethe muß ich aber behaupten, daß zwei Menſchen in ihm ſtecken. Eine Art von Mephiſtopheles, und das nicht einmal ein pikanter —, dann das allmächtige Dichtergenie. Sonſt war er mir als Menſch zuwider; dieſen Sommer hab' ich ihn ertragen gelernt; jedoch blos — es ſchmerzt mich, mit

dieſem Geſtändniß herauszugehen, und Gott bewahre Sie, daß Sie es je weiter verbreiteten — blos, weil ich inne ward, daß ich ihn zu hoch nahm, indem ich ihn mit Widerwillen betrachtet. Aus dem perſönlichen Umgang mit ihm kömmt in aller Ewigkeit nichts heraus. Er iſt auch eigentlich mit niemanden recht aufrichtig gern, als mit Mariane Eybenberg! Dies iſt das Schrecklichſte, was ich über einen Menſchen zu ſagen weiß. Gegen dieſe iſt Ihre Freundin eine Göttin, ein Wunder der Natur u. ſ. w.

Vor einigen Tagen ſah ich Humboldt wieder; ſeit zehn Jahren zum erſtenmale. Auch ihn fand ich durchaus nicht verändert; eben ſo klug, eben ſo amüſant, eben ſo dämoniſch als ſonſt. Sie haben mir meine Intimität mit H. nie verzeihen können, ſie mir als eine Art von crime contre nature vorgerechnet. Im Grunde hatten Sie vermuthlich Recht; aber — der Reiz, mich ewig an einem Sophiſten von ſolcher Ueberlegenheit, daß ich, ihn einmal beſiegt, keinen andern mehr fürchten durfte, zu reiben — und der Triumph, ſelbſt dieſer eiskalten Seele ein wirkliches Attachement für mich eingeflößt zu haben — dieſe Lockungen waren für meine Eitelkeit viel zu ſtark. Am Ende kann ich indeſſen doch mein Verhältniß mit Humboldt nie bereuen; ich habe nichts Weſentliches dabei verloren, und an Genuß und Bildung manches gewonnen.

Entſchließen Sie ſich nur bei Zeiten, künftigen Sommer nach Böhmen zu kommen; thun Sie aber nichts zur Ausführung, bevor Sie nicht mit mir darüber zu Rathe gingen. Je ſpäter im Jahre Sie nach Töplitz kommen, deſto angenehmer werden Sie leben. Die F. und die

Schweſter, die ich nur zur Erläuterung dieſes Satzes nenne, mögen Ihnen ſagen, wie gut es ihnen hier im Monat September gegangen iſt; im Juli hätte niemand Notiz von ihnen genommen.

Erklären Sie mir gelegentlich, wie und warum Sie jetzt gerade, wo ich Sie für freier, und in ſo fern für glücklicher als ſonſt gehalten haben würde, ſich ſo ganz unglücklich fühlen; und glauben Sie feſt und unverrückt, daß alles, was Sie angeht, nie aufhören wird, mich auf's lebhafteſte zu intereſſiren. — Ihre Briefe an mich adreſſiren Sie noch immer nach Prag, und ſchenken Sie mir von Zeit zu Zeit den unvergleichlichen Genuß, den ich daraus ſchöpfe.

Ich darf Ihnen nicht erſt ſagen, wie wohl Sie thun würden, dieſen Brief ſogleich zu verbrennen.

Gentz.

5.

Töpliz, den 21. Oktober 1810.

Welch ein Brief, Ihr letzter! Und welch ein Thor wäre ich, wenn ich nicht öfter den wohlfeilen Angel der meinigen auswürfe, um ſolchen Fang zu machen. Ihre Briefe wirken gar nicht auf mich, wie Briefe; es ſind auch keine; es iſt eine Art von beſtändiger Muſik, die bald ſanfter, bald milder und gewaltiger alle Fibern meines Herzens in Bewegung bringt. Ich weiß Ihnen nichts zu ſchreiben; bin auch nur ſelten aufgelegt dazu; alſo ein

ſchlechter Zahler für die köſtlichen Genüſſe, die Sie mir auftiſchen. Sein Sie aber feſt verſichert, daß Sie jetzt, da doch einmal kein nahes großes Intereſſe Sie zieht, kein dankbareres Geſchäft auf Erden wählen können, als an mich zu ſchreiben. Ich mag ſein, wo, und unter welchen Umſtänden ich will — Ihre Briefe werden mich immer begeiſtern — bis zur Trunkenheit. So ſchreibt niemand. Von mir ſagen Sie das, großmüthiger Engel, von mir, der ich doch nur lalle wie ein Kind, während Sie wechſelsweiſe mit Himmels- und mit Donnerſtimmen ſprechen, daß die innerſten **entrailles** (weil Eingeweide zu brutal klingt) ſich in einem umkehren.

Es iſt eine Stelle in Ihrem letzten Briefe, über welche Sie mir eine nähere Erklärung geben müſſen. Sie ſchreiben: „Was ich bei Andern bis zum ſtrengſten Bruch verabſcheue, Verletzung des Unverletzlichen in der Geſellſchaft, thut mir bei Ihnen nichts", u. ſ. f. — Ich möchte wiſſen, weil ich es nicht errathen kann, was Sie hierunter meinten. Dieſe Worte haben mich einigermaßen geängſtiget, ob ſie gleich in einem ſo beruhigenden, ſo ſchmeichelhaften Zuſammenhange ſtehen, daß ich mich gar nicht daran ſtoßen ſollte. Aber verſtehen will ich ſie doch.

Kehren Sie ſich nicht daran, wenn Sie hören, ich ſei in Wien. Für Ihre Briefe bin ich immer am nämlichen Orte. Adreſſiren Sie ſie nur an den Fürſten Paul Eſterhazy in Dresden; das iſt der ſicherſte Weg.

Seit dem 8., wo Clary's und der ganze Reſt der Geſellſchaft von Töplitz abgingen, blieb ich hier ganz allein

mit, und wegen der Prinzeſſin von Solms und der Frau von Berg. Dieſe vierzehn Tage waren ein ſtilles Paradies. Ich liebe die Prinzeſſin bis zur Leidenſchaft, ſo ſtark wie ich nur irgend noch lieben kann; es iſt auch ganz unbegreiflich, wie vollſtändig ſchön, wie harmoniſch ſchön, wie immer gleich liebenswürdig, und von welchen unendlichen Reſſourcen ſie iſt. — Glauben Sie mir, ich bin hölliſch blaſirt, habe ſo viel von der Welt geſehen und genoſſen, daß man mit Illuſionen und Schaugepränge nichts mehr bei mir ausrichtet. Es muß jetzt arg kommen, wenn ich von einer Frau ſo ſprechen ſoll. Dieſe verdient es. Ich habe ſie oft von Ihnen unterhalten, und ſie iſt eigentlich voll Begierde Sie kennen zu lernen. Kommen Sie nur künftigen Sommer — und zwar in welchem Monat Sie wollen — nach Töplitz; dies, und vieles andre, muß ſich nach meinem Wunſche fügen. Seit Ihrem letzten Briefe fühle ich erſt recht, daß ich, weit entfernt, mit Ihnen ausgeſprochen zu haben, noch kaum angefangen habe mit Ihnen zu reden, und daß noch ganze große Welten zwiſchen uns abzuhandeln ſind. Unterdeſſen hören Sie nicht auf, zu muſiziren, damit ich mich von einem Konzert ins andre wiege. Sein Sie glücklich! Wie froh wäre ich, wenn ich das bewirken könnte. Und wenigſtens — ſein Sie gut!

Gentz.

6.

An Rahel, in Töplitz.

Wien, den 8. Auguſt 1811.

Es iſt wahr; ein verdammtes Mißgeſchick waltet über uns. Als ich Ihnen im Monat Oktober des vergangnen Jahres ſchrieb, dachte ich gewiß nicht, daß irgend etwas mich abhalten würde, dieſen Sommer nach Töplitz zu gehen. Und doch hätte ich es eigentlich vorausſehen ſollen. Ich ahndete ſchon damals, daß es mit meiner Reſidenz in Böhmen überhaupt zu Ende ging, mochte es mir nicht geſtehen, malte mir hundert Täuſchungen vor; wenn Sie wüßten, wie ich in Prag etablirt war! Das iſt nun alles dahin. Sie haben ganz recht geſehen. Geld war auch hier der eigentliche Knoten. Denn, wenn mich gleich im Ganzen noch andre Verhältniſſe von neuem an Wien ketten, ſo hätte ich doch in jedem Fall von hier aus auf einige Wochen gerade nach Töplitz reiſen können, wenn ich, wie früher wohl, vier- bis fünftauſend Gulden nicht hätte achten dürfen. Aber Gott, und ſein Würgengel Bonaparte, ſind über uns. Die Zeit der Entbehrungen und der Beſchränkungen iſt gekommen; und Lebensluſt und Lebensmuth, ſo wundervoll ſie mir der Himmel auch immer noch erhalten hat, ſinken denn doch auch unter dem Druck von außen. Sie werden dies alles vortrefflich verſtehen; was verſtänden Sie nicht?

Mit Ihnen nicht einige Tage ſprechen zu können, und — das Geſicht der Prinzeſſin Solms nicht zu ſehen,

das ſind Privationen, für welche ich dem Stifter des Kontinentalſyſtems eine eigne Hölle wünſche. Sonſt geht es mir gerade nicht poſitiv ſchlecht in Wien. Adam Müller, einer der erſten Menſchen dieſer und aller Zeiten — im Geſpräch mit keinem zu vergleichen — hat ſich hier niedergelaſſen. Außerdem lebe ich mit der Bagrathion, mit Graf Metternich, mit der Gräfin Fuchs (Schweſter der Plettenberg, die Sie kennen), einem unendlich hübſchen und lieblichen Weſen, mit einem höchſt geiſtreichen kleinen Reuß-Köſtritz, mit Humboldt ꝛc. Humboldt hat alles das verloren, wodurch er ſonſt tragiſch auf Sie wirkte, iſt jetzt nichts als ein ungemein angenehmer Geſellſchafter, würde Ihnen gewiß ſehr gefallen. Gewalt — wie Sie mir neulich einmal ſchrieben — übt er ſo wenig über mich aus, daß ich mich vielmehr heute weit über ihm fühle, und alle Furcht, und alles Imponiren ganz verſchwunden iſt. Frau von Humboldt iſt immer die alte; ſie mißfiel anfangs hier im höchſten Grade. — Ich ließ ſie aber nie fallen, behauptete, zuweilen **au milieu des murmures et des éclats de rire**, in ſechs Monaten würden ſie Alle von dieſem ſtrengen Urtheil zurückkommen; und der Sieg iſt ſchon mein.

Fürſt L. hatte nicht nöthig, Ihren Brief zu erbrechen, da Sie ihn kaum verſiegelt hatten; es liegt aber nichts daran, daß er ihn geleſen hat; was verſtehen ſolche von unſrer Sprache? — M. S. S. N. W. A. M?

Warum hat man hieher geſchrieben, daß Sie Varnhagen heiratheten? Und ſo, daß ich, nebſt mehrern Andern, es geglaubt. Daß er Sie anbetet, weiß ich. Anfangs

war er auch gegen mich ſehr gut. Nachher hat er ſich auf Einmal von mir gewendet. Er iſt ſehr exaltirt, und ſcheint keinen Widerſpruch vertragen zu können. Ich war natürlich nicht immer ſeiner Meinung. Dies hielt er für eine Art von feindſeliger Stellung gegen ihn; woran meine Seele nie dachte. Wenn Sie Gründe, ordentliche Gründe haben, ihn zu heirathen, ſo laſſe ich mir es gefallen; ſonſt mache ich mir (in Paulinens Sinne) nicht viel daraus, daß Sie einen ſolchen Schritt thäten.

Sie würden ſich wundern über die Veränderung, die mit dem **prince de Ligne** ſeit dem Herbſt vorgegangen iſt. Es iſt doch eine ſchreckliche Sache mit Alter und Tod. Niemand verſtand es ſo herrlich, mich darüber zu tröſten, wie Sie. Ich meine, menſchlich zu tröſten; denn in der Religion habe ich mehr gethan als Sie; ich vermuthe, Sie ſind ſehr heidniſch geblieben (welches unter andern aus Ihrer blinden Liebe zu dem Heiden aller Heiden, Goethe, klar hervorgeht); ich hingegen bin in den letzten zehn Jahren durchaus chriſtlich geworden, und betrachte das Chriſtenthum als den eigentlichen Mittelpunkt der Welt. Alles was in mir noch jugendlich iſt, habe ich dieſer wohlthätigen Revolution zu danken.

Unter einer gewiſſen Bedingung muß ich zu Ende Septembers nach Prag, auf einige Tage. Wenn Sie alſo bis in den Oktober in Töplitz bleiben, ſo giebt es noch einen ſchwachen Schimmer von Hoffnung, Sie zu ſehen. Adieu.

Gentz.

7.

An Rahel, in Berlin.

Wien, den 20. December 1812.

Das Erſte, was ich Ihnen zu ſagen habe, iſt, daß Ihr vom 3. Oktobr. datirter Brief, nicht eher als vorgeſtern in meine Hände kam. Denn, wenn Sie mich auch — um hier nicht viel mit Worten zu tändeln — für den infamſten und verruchteſten aller Menſchen hielten, ſo würden Sie doch wohl Mühe haben zu glauben, daß ich einen ſolchen Brief unbeantwortet gelaſſen hätte. Ob er bei Zichy in Berlin, ob er hier in der Staatskanzlei liegen blieb, weiß ich nicht; beides iſt gleich möglich; durch Geſandte, beſonders durch zerſtreute, immer halb träumende, Briefe, an welchen etwas liegt, beſorgen zu laſſen, iſt die gefährlichſte aller Operationen und Täuſchungen.

Zum größten Glück geht gerade morgen Graf Voß nach Berlin, und ich habe alſo eine erwünſchte Gelegenheit zu antworten. — —

Ich danke Ihnen für die rührenden Aeußerungen von Freundſchaft und Partheilichkeit, die mitten unter Ihren unverdienten Anklagen hervorbrechen. Sie irren ſich grauſam, wenn Sie wähnen, ich intereſſirte mich nicht mehr für Sie. Es iſt wahr, ich habe Sie vernachläſſigt; aber wenn Sie wüßten, in welcher Epoche, unter welchen innern und äußern Stürmen Ihr letzter (d. h. vorjähriger) Brief mich traf? — Da ich dieſen einmal unbeantwortet gelaſſen hatte, ſo wagte ich es nun nicht mehr, wieder

anzuknüpfen. Ich wäre aber nur gar zu froh, wenn Sie mir ja wieder ſchreiben wollten, wie es Ihnen denn eigentlich geht.

Wenn Sie öfter nach Töplitz reiſen, kommen wir doch noch einmal wieder zuſammen. Jetzt ſind es zwei Jahre, daß ich Wien nicht mehr verlaſſen habe, und in dieſen zwei Jahren bin ich ſehr alt geworden. Doch in gewiſſen Stellen meines Gemüthes dringt noch die Jugend durch.

Adieu. Schreiben Sie mir nie anders als unter folgender Adreſſe:

An den K. K. Zeitungs-Expediteur Herrn Schwartz
in
Prag.

Dieſe Briefe bekomme ich gewiß und ſo ſchnell als möglich.

Gentz.

II.

Im Jahre 1813.

1.

An Rahel, in Prag.

Ratiborzitz bei Nachod, den 23. Juni 1813.

Ich verließ Wien ſchon am 8. vorigen Monats. Ihr Brief iſt dorthin gewandert, und von dort zurück, erſt heute in meine Hände gekommen. Ich war Ihnen alſo weit näher, als Sie glaubten. Unbegreiflich, daß Ihnen dies niemand geſagt hat, da doch z. B. Bentheim es leicht hätte errathen können, weil er doch wohl wußte, was ſeit dem 4. in Gitſchin vorgeht.

Der Ort wo ich mich befinde iſt ein Luſtſchloß der Herzogin von Sagan, eine Meile von Nachod; ich habe dieſen Ort zu meinem Hauptquartier gewählt, weil ich hier in der Mitte aller großen Verhandlungen ſitze, und doch zugleich alle Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten des Lebens genieße. Sie wiſſen doch, daß jetzt, durch eine in der Geſchichte wohl einzige Konſtellation, die vier

größten Souverains von Europa, mit ihren Kabinettern, Miniſtern, Höfen, und ſechs- bis achtmalhunderttauſend Mann Truppen, in einem kleinen Strich Landes, von einigen zwanzig Meilen in der Länge, und zehn Meilen in der Breite, konzentrirt ſind, und daß in dieſem Augenblick Paris, Wien, Berlin und Petersburg in Nichts verſinken gegen Gitſchin, Reichenbach, Ratiborzitz, Opotſchna, und andre dieſer Art. — In Gitſchin, ſechs Stunden von hier, hält der Kaiſer ſich mit Graf Metternich ꝛc. auf; in Opotſchna, drei Stunden von hier, war acht Tage lang der Kaiſer Alexander mit ſeinen beiden Schweſtern. Dort war auch ich zwei Tage, und ſah vorgeſtern den König von Preußen, der zu Mittag mit dem Kaiſer ſpeiſte. Humboldt war mit mir; wir haben einen großen Theil dieſer ewig denkwürdigen Tage gemeinſchaftlich verlebt. Heute — jetzt eben — hat der Kaiſer mit uns in Ratiborzitz bei der Herzogin geſpeiſet, und geht eben nach Reichenbach zurück. Ich ſah ihn viel! — Ratiborzitz iſt der Zentral-Verſammlungspunkt; hier haben die ganze vorige Woche, bald Metternich, bald Stadion, bald der Staatskanzler Hardenberg, bald mehrere zuſammen gehauſet. Hier ſind große Dinge getrieben worden. Humboldt iſt mit Hardenberg hieher gekommen, hat ſich aber ebenfalls hier fixirt, und bleibt nun, bis das Weitre zur Reife kömmt. Von der Bewegung, in welcher ich ſeit einigen Wochen lebe, haben Sie keinen Begriff. In einer ſolchen Zeit würde ich in Wien bleiben!!

Ich weiß alles; kein Menſch auf Erden weiß von der Zeitgeſchichte, was ich davon weiß; denn in ſo tiefer

Intimität mit ſo viel Hauptpartheien, und Hauptperſonen zugleich, war niemand, und kann nicht leicht ein Andrer wieder ſein. Es iſt nur Schade, daß es für die Mit- und Nachwelt alles verloren iſt. Denn zum Sprechen bin ich zu verſchloſſen, zu diplomatiſch, zu faul, zu blaſirt, und zu boshaft; zum Schreiben fehlt es mir an Zeit, Muth und beſonders Jugend. — Ich wiederhole Ihnen heute, was ich Ihnen ſchon vor einigen Jahren ſchrieb: ich weiß nicht, ob wir einander noch verſtehen, noch für einander paſſen werden. Ich bin unendlich alt und ſchlecht geworden; Sie hingegen ſcheinen mir noch ſehr redlich, ſehr friſch, ſehr liebevoll. Doch, wie dem auch ſei, Ihr Brief, Ihre Treue, Ihre Beharrlichkeit, Ihr feſter Glaube, das alles rührt mich ſehr. Wir werden uns ſehen, und in kurzem. Denn, es mag Krieg oder Frieden das Reſultat ſein, nach Prag komme ich in jedem Fall, und wahrſcheinlich bald. Schreiben Sie mir nur gleich, wie lange Sie dort zu bleiben gedenken. Mein Rath iſt, daß Sie die endliche Auflöſung der Sachen, die nicht ſehr entfernt ſein kann, in Prag abwarten. Dann, je nachdem ſich eins oder das andre entſcheidet, will ich Ihnen, wenn Sie weiter meines Raths bedürfen, gern und freudig damit dienen. Schicken Sie Ihre Briefe für mich nur an den Zeitungsexpeditor Schwartz auf die Poſt; dieſer beſorgt alles pünktlich; in vierundzwanzig Stunden erhalte ich, was Sie mir ſchreiben. Wenn meine Ankunft in Prag nahe ſein wird, benachrichtige ich Sie davon, ſchreibe Ihnen auch in der Zwiſchenzeit ſo viel

als es mir nur das geſchäftige und wüſte Leben, das ich hier (in einem Paradieſe!) führe, zulaſſen wird. Adieu, Theuerſte!

Gentz.

2.

Prag, den 16. Juli 1813.

Ich bin ſeit vorgeſtern hier, habe aber Geſchäfte und Verhältniſſe vorgefunden, die es mir bisher unmöglich gemacht, Sie zu beſuchen. Ich fürchte, es wird mir auch heute noch ſo gehen. Morgen ſpäteſtens will und muß ich Sie auf jeden Fall ſehen. Melden Sie mir unterdeſſen, welche Stunden Ihnen die bequemſten ſind. Ihr letzter Brief hat mich ſehr erfreut und gerührt. Es waltet aber noch ein großes Mißverſtändniß zwiſchen uns ob, welches nur durch Unterredung gehoben werden kann. Sie ſcheinen zu glauben, ich bildete mir etwas darauf ein, weiſer und ſchlechter geworden zu ſein, als Andre; ich führte das blos an, damit Sie nicht zu ſehr über mich erſchrecken ſollten. Denn der letzte Ueberreſt von Jugend iſt bei mir blos in den Schmerz, ſie verloren zu haben, konzentrirt, und ich tauge daher wirklich nicht mehr viel. Deſto edler von Ihnen, daß Sie ſich entêtiren, mich gut zu finden.

G.

3.

Prag, Juli 1813.

Ich ſchlage Ihnen Folgendes vor. Fahren Sie morgen um 10 Uhr Vormittag zum Borſchitzer Thor hinaus auf die Hetz-Inſel; ein Ort, den jeder Fiakre kennt. Dort werde auch ich mich einfinden. Des Abends iſt es viel ſchwerer, weil der Graf Metternich ſelbſt ein großer Nachtvogel iſt, und die, welche den Abend mit ihm zubringen, vor 1 oder 2 Uhr nicht gern losläßt, wie ich denn geſtern mit ihm und Humboldt bis halb 2 Uhr zu meiner großen Plage in den ſchlecht gepflaſterten Straßen dieſer Stadt herumziehen mußte. —

Es wird ſich bald alles zwiſchen uns aufklären.

Gentz.

4.

Prag, Juli 1813.

Es iſt nicht blos die Perſon Metternich, was meine Zeit beſchränkt. Ich habe auch unendlich viel zu arbeiten; und es iſt leider eine Reiſe und ein Entſchluß, zu Ihnen zu gehen. Nichts deſtoweniger komme ich morgen zwiſchen 12 und 2 Uhr. Glauben Sie denn, daß es etwas Angenehmeres für mich giebt, als mit Ihnen zu ſein?

G.

Schreiben Sie nur, ſo oft Sie Zeit und Luſt haben; ich leſe Sie faſt eben ſo gern, als ich Sie höre.

5.

Prag, — 1813.

Dies durften Sie mir nicht erſt ſagen; es verſteht ſich von ſelbſt. Ich meinte das Gern-Leſen Ihrer Briefe übrigens nicht en grand-seigneur. Wüßten Sie nur, wie einem zu Muthe iſt, der ſechs, zehn, zwölf Stunden hinter einander mit dem Kopfe arbeiten ſoll, und jeden Augenblick durch kurrente Dinge, Nachrichten, Geſpräche unterbrochen, bewegt, turbirt wird! Heute iſt beſonders ein ſchwerer Tag; alſo Verzeihung für alles, was nicht in der Ordnung wäre!

G.

6.

Prag, Juli 1813

Sie ſehen es nun ein, daß ich völlig Recht hatte. „Ich verſtehe keins Ihrer Worte." — Wie ſollte ich denn? Der innre Sinn, die Empfänglichkeit iſt abgeſtumpft. Sie leben; ich bin todt. Allerdings wäre es — doch vielleicht nur — anders geworden, wenn ich in Ihrer Atmosphäre fortdauernd geathmet hätte. Aber jetzt iſt es nicht blos Scheintod; die geſchickteſten Experimente bringen mich nicht in's Leben zurück. Dabei ſprechen und ſchreiben Sie nun noch, obgleich immer göttlich, ſo räthſelhaft, ſo geheimnißvoll, daß ich gar nicht weiß, wie ich ſelbſt meine Dummheit, die noch außer der Leere in mir iſt, vor Ihnen verſtecken ſoll. Ich ſuche Sie doch

wieder. Auch neben Ihnen zu vegetiren, zu radotiren, hat einen gewiſſen Reiz.

Mit dem Schreiben iſt es auch leichter gedacht als gethan. Die Kehle wird mir ja immer enger zugeſchnürt. Wenn ich denke, daß bis zum 10. Auguſt — — Nein! Ich wundre mich nur, daß ich es noch aushalte. Ziehen Sie nur die Hand nicht immer weg, wenn ich Sie anfaſſe. Dieſe Bewegung kommt mir vor wie ein ſchauerhaftes Sinnbild der Getrenntheit unſrer Seelen. So fahren Sie vielleicht oft zuſammen, wenn ich Sachen ſage, die Ihnen platt, ſeicht, ſchlecht erſcheinen. Adieu. Ich könnte in dieſem lamentirenden Tone ganze Bücher ſchreiben; es iſt gut, daß ich es nicht darf. Beſſer doch noch zu thun, was man durchaus muß. Die Freiheit hilft mir nichts mehr.

Gentz.

7.

Prag, Ende Juli's 1813.

Das Ausbleiben der Berliner Poſt hängt beſtimmt mit nichts Wichtigem zuſammen, und bedeutet nichts. — Ob geſchlagen wird, weiß ich heute noch ſo wenig, als was am jüngſten Gericht geſchehen ſoll. Zwiſchen hier und Uebermorgen Abend werde ich es wiſſen, und dann Ihnen gewiß, ohne Rückhalt und vor allen Andern ſagen. Der Krieg iſt höchſt wahrſcheinlich, er iſt es auf mehr als eine Weiſe; er kann durch mehr als eine Thür hereinbrechen; ſeit acht Tagen haben ſich die Dinge unend-

lich geändert. Und doch kann auch plötzlich Friede eintreten. Es ist eine gräuliche Zeit. Ich wünsche mit der tiefsten Sehnsucht Sie bald zu sehen. Ich komme, wenn Sie wollen, heute Abend um 8 Uhr, sei es auch nur auf eine halbe Stunde, zu Ihnen.

G.

8.

Prag, Sonntag den 1. August 1813.

Ich rathe Ihnen, meine Liebe, alle Ihre Anstalten so zu treffen, daß Sie zwischen dem 10. und 16. von hier abreisen können. Der Krieg war schon so gewiß, daß er nicht mehr gewisser werden kann. Eine Möglichkeit ist freilich, daß in den letzten Tagen vor dem 10. Napoleon plötzlich durch eine großmüthige Erklärung der ganzen Sache eine andere Wendung gäbe; diese Möglichkeit ist aber sehr schwach, und überdies die einzige. Eigentliche Unterhandlungen werden und können nicht anfangen. Bis jetzt ist noch nicht der erste Punkt der bloßen Form berichtigt; wie sollte — anders als auf jenem außerordentlichen Wege — in acht Tagen ein Friede geschlossen sein?

Ich bin seit gestern, weil mir einiges gelang, nicht übel gestimmt, aber dergestalt in Arbeit begraben, daß ich noch nicht weiß, wenn ich Sie werde sehen können. Doch schiebe ich es gewiß nicht länger auf, als es schlechterdings nöthig ist. G.

N. B. Wenn Sie einmal entschlossen sind, nie da zu bleiben wo Krieg ist — aktiver Krieg, denn sonst

müßten ſie an's Nordkap reiſen — ſo richten Sie ihren Marſch auf Brünn und Olmütz. Von da ſteht Ihnen Ungarn immer offen. Daſſelbe thue auch ich, wenn ich nicht dem Hauptquartier folgen muß. Bis zum 10. können Sie alles ruhig abwarten.

9.

Prag, Auguſt 1813.

Was Sie verlangen, Theuerſte, iſt unmöglich. Von einem Ungariſchen Paß rede ich noch gar nicht. Aber Sie können von hier nicht nach Brünn gehen, ohne daß Ihr Paß, die Perſon Ihres Paſſes, nicht eine Quittung, dahin gerichtet werde. Schicken Sie mir alſo, ohne Weiteres, den Paß. Ich werde dann über das Weitere nachdenken, ſprechen, ſorgen. Ihre Skrupel über das Abfordern des Paſſes von der Polizei ſind ganz grundlos. Auch können Sie, wenn er einmal berichtigt iſt, zur weitern Reiſe ihn dann brauchen, wie Sie wollen. Es wird niemand Sie turbiren. Aber ohne Paß, auf bloßes Reden, kann nichts geſchehen. Trauen Sie mir hierin. Es iſt übrigens keine große Gefahr im Verzuge. Vor dem 20., vor dem 25. d. M. gehen wir gewiß nicht von Prag. Warum Sie mit mir gauche ſind, kann ich durchaus nicht begreifen; denn trotz meiner offenen Geſtändniſſe über die ſchwache Geſtalt, in der ich mir in Bezug auf Sie erſcheine, bin ich doch vollkommen unbefangen in Ihrer Gegenwart. Warum ſagen Sie mir nicht alles,

was Sie denken? Bei mir fände gewiß jedes Wort eine gute Statt. Ich halte Sie ja für ſo geiſtreich, ſo ſinnreich, und ſo liebenswürdig, daß, wenn es Ihnen je widerfahren könnte, etwas falſches zu ſagen, ich es gar nicht einmal bemerken würde. Ich würde eine tiefere Bedeutung hinein legen. Es iſt mir unbegreiflich, wie eine ſo gewandte und weltkluge Perſon ſich über ihre Stellung gegen einen Andern ſo irren kann. Ich würde Sie bis zur Verliebtheit lieben, wenn Sie mich nicht durch Ihre ewige Verlegenheiten gewaltſam zurückſtießen. Dies erkläre ich Ihnen ein für allemal. Ob ich Sie morgen ſehe, weiß ich nicht. Morgen — iſt ein großer Tag! Aber Uebermorgen ſehe ich Sie gewiß, es ſei nun im Garten oder bei Ihnen.

G.

10.

Prag, Auguſt 1813.

Sein Sie vollkommen ruhig, und verlaſſen Sie ſich auf mich. — Ich habe bis jetzt wegen Ihres Paſſes noch nichts thun können; denn geſtern Abend und bis heute Morgen um 2 Uhr waren wir beſchäftigt — Krieg zu erklären; denn nun iſt er erklärt. Und heute iſt Graf Metternich ſchon früh nach Brandeis gefahren. Sie ſollen aber morgen von mir hören. Ich komme in jedem Falle morgen gegen 1 Uhr zu Ihnen. Denn Sie heute zu ſehen, iſt unmöglich, da es nicht genug iſt, den Krieg

zu erklären, ſondern auch nöthig, ihn zu rechtfertigen, alſo Manifeſte zu ſchreiben.

Gentz.

11.

Prag, den 12. Auguſt 1813.

Ihr Bote ſelbſt kann bezeugen, daß meine Stuben ſo beſetzt ſind, daß ich nicht die Zeit habe, nur Ihren Brief zu leſen. Sogleich als ich allein bin, ſoll das geſchehen, und wenn er Antwort erfordert, ſchreibe ich ſie dann auch gleich zu Ihnen.

G.

12.

Prag, 13. Auguſt 1813.

Jetzt habe ich Ihren Brief geleſen. Und welch einen Brief! Eine Perſon wie Sie, iſt nur Einmal geboren; und ein ſchwerer Kummer, daß Sie, wie ich nun ganz klar erkenne, eigentlich für mich in die Welt kamen. Dies Verderben, dieſe Verzweiflung — nämlich, ein ſolches Glück verſcherzt zu haben — danke ich meiner verfluchten innern Poltronnerie — die Menſchen nennen es Beſcheidenheit —, die mich ſtets abhielt, zu glauben, es ſei Ihnen ſo Ernſt, wie ich es jetzt weiß. Dieſer Brief iſt nicht räthſelhaft; er iſt nur zu verſtändlich; er macht mich vor Gram und Scham vergehen. So ein Poltron, ſo ein Eſel war ich, bin ich nun einmal, und Sie wun-

dern ſich noch, daß ich vor Einſamkeit und Geſchäftsloſig-keit zittre! Die größte Erſcheinung meines Lebens habe ich nicht begriffen; ſind Sie nicht wie eine **ombre chinoise** bei mir vorüber gegangen? habe ich Sie benutzt? habe ich nur gemeine Dankbarkeit an Ihnen ausgeübt? — Verſtehe ich es auch nur, in dieſem Labyrinth von Reue, Verlegenheit, Sehnſucht nach feſterm Boden, einen Aus-weg zu finden? Ich bin ja in den Ketten der Welt ſo ſchmählich befangen, daß nicht blos Freiheit, ſondern Muth, nach ihr zu ſtreben, mir abgeht. Und doch iſt Ein gutes Haar immer noch an mir. Denn ich fühle den überſchwänglichen Werth einer ſolchen Zuneigung wie die Ihrige iſt, bin ungeheuer davon geſchmeichelt, leide wenigſtens indem ich fühle, wie ſolche Süßigkeiten den Weg in mein vertrocknetes Herz ſuchen.

Ich werde morgen in den Mittagsſtunden zu Ihnen kommen. Sie müſſen ſich in Reinerz fixiren, ſo lange es nur irgend geht! Dort ſind wir ſo gut als bei einander, wenn ich in Ratiborzitz wohne. — In zwei, drei Tagen wird ſich aufklären, wo eigentlich der Hauptſchauplatz des Kriegs zuerſt etablirt wird.

Leben Sie wohl, nach der herrlichen That, die Sie ausführten, indem Sie mir dieſen Brief ſchrieben, der eine Revolution in mir hervorbringen müßte, wenn die Beweglichkeit nicht verloren wäre — mit ſo vielem andern, **hélas!**

Gentz.

13.

Prag, den 21. Auguſt 1813.

Heute geht Graf Metternich mit ſeinem Bureau von von hier ab; und ich bleibe für's erſte in Prag. Ich werde dieſen Abend gegen 7 Uhr zu Ihnen kommen; ſollten Sie eine Abhaltung haben, ſo melden Sie es mir gütigſt, und ſchreiben mir, in welcher Stunde Sie mich morgen am liebſten ſehen würden. Denn jetzt bin ich ſo ziemlich Herr meiner Zeit und meiner Bewegungen.

Gentz.

14.

Prag, Donnerſtag Abend den 26. Auguſt 1813.

Ich weiß nicht, wie die Sachen ſtehen, und Ihnen will ich es nicht verhehlen, daß ich in großen Sorgen bin. Ein Beſuch, der mich eben verläßt, hat mich mit den ſchwärzeſten Bildern erfüllt, und es iſt beſſer, ich ſchreibe Ihnen in dieſer Stimmung nicht. Laſſen Sie ſich von Graf Clamm nichts einreden, aber gefaßt und bereit zu ſein, iſt immer gut. Ich fürchte ohnehin, wenn wir Prag verlaſſen müſſen, wird es ein furchtbares Gedränge geben. Sie können ſich denken, daß ich meine Poſtpferde ſicher habe, aber was iſt in ſolchen Momenten nicht alles möglich!

G.

15.

Prag, Freitag den 27. Auguſt 1813.

Ich bin nicht allein hier, ſondern habe auch noch keinen Augenblick daran gedacht, Prag zu verlaſſen. Ich war aber ſeit geſtern früh in der übelſten Laune von der Welt, weil ich von einer Stunde zur andern Neuigkeiten vom Krieges-Schauplatz erwartete, und zu meiner großen Verzweiflung noch bis dieſen Augenblick keine erhielt. Die Sachen können aber nicht anders als gut ſtehen. Ich vermuthe, daß man in der Nähe von Dresden Schwierigkeiten gefunden hat, die man nicht gleich überwinden konnte. Dies ſind denn gewöhnlich die Zeiten, wo man ſchweigt, bis irgend ein Reſultat erreicht iſt

Sie wiſſen vermuthlich ſchon, daß die Gefahr, die uns von Reichenberg und Gabel her bedrohte, nun ganz vorüber iſt. — Geſtern Abend wäre ich zu Ihnen gekommen, fühlte wirklich ein Bedürfniß, Sie zu ſehen, ließ es aber fallen, weil ich gewiß wußte, daß Sie im Theater ſein müßten. Dieſe Theaterſtunden haben mich ſchon mehr als einmal um das Vergnügen, Sie zu ſehen, gebracht. Den übrigen Theil des Tages darf ich gar nicht mehr ausgehen. Denn jetzt iſt meine eigentliche Beſtimmung d'être le canal des graces, das heißt, die einzig authentiſchen Nachrichten zu empfangen, und an die zahlreichen Kunden, die mich vom Morgen bis Abend beſtürmen, weiter auszugeben. Zugleich bin ich, Gott weiß wie, eine Art von oberſter Cenſur- und faſt von geheimer Polizei-Behörde geworden; denn die Autoritäten von Prag nehmen in zwei-

felhaften Fällen alle ihre Zuflucht zu mir; es iſt eine ſonderbare Sache um das Geſchäftsleben im Großen; wenn ich von Liſſabon nach Konſtantinopel verſetzt worden wäre, ſo könnte nicht eine größere Veränderung vorgegangen ſein, als zwiſchen meiner Lage den Tag vor der Abreiſe des Grafen Metternich und meiner heutigen; und doch iſt es im Ganzen immer daſſelbe Verhältniß; nur daß ich damals durchaus in einem Andern und durch einen Andern lebte, anſtatt daß jetzt alle Andern in mir und durch mich leben wollen.

Ich mache doch heute oder morgen einen Verſuch, Sie zu Hauſe zu finden.

G.

16.

Prag, Freitag Abend den 27. Auguſt 1813.

Es iſt ja die größte aller Thorheiten, ſich ohne alle Noth zu quälen. Ich komme um 11 Uhr Morgen ganz einfach zu Ihnen, und wir künſteln weiter an Nichts. Hiebei bleibt es. Sie ſollen dieſen Zettel erſt morgen um 10 Uhr erhalten, damit Sie nicht mehr Zeit haben, zu proteſtiren. Freitag Abend: morgen heißt alſo: Sonnabend.

G.

17.

Prag, den 28. Auguſt 1813.

Am ganzen 26. ſchlug man ſich in den Straßen von Dresden, die barrikadirt waren, und wo man großen

Widerſtand leiſtete. So weit gehen meine letzten Neuigkeiten. Der Kaiſer und Metternich ſind ſeit geſtern Mittag in Töplitz, und bleiben dort vor der Hand. Die franzöſiſche Armee kam endlich aus der Lauſitz zurück; und es wird nun darauf ankommen, ob ſie bei Dresden noch über die Elbe zurück kann oder weiter hinunter gehen muß. Es ſteht alles bis jetzt ſehr gut.

G.

18.

Prag, den 29. Auguſt 1813.

Dresden war am 27. noch nicht genommen; es ſoll aber gänzlich zerſtört ſein. Die Franzoſen ſind am 27. Abends bei Königſtein über die Elbe gekommen, welches einigen Allarm im Rücken der Armee, und beſonders in Töplitz verurſacht hat; der Kaiſer iſt indeſſen nicht von Töplitz abgegangen, und alles war dort geſtern Abend noch ruhig. Der König iſt nicht in Töplitz, ſondern blos Hardenberg; ich vermuthe den König in der Gegend um Lowoſitz und Außig, oder vielleicht auf dem Schloſſe Tetſchen an der Elbe. Wenn Sie Graf Clamm nicht mißverſtanden haben, welches ich jedoch ſtark glaube (er wird geſagt haben: ſie waren noch einmal bei mir), ſo kann die Beſetzung von Reichenberg immer nur etwas höchſt Unbedeutendes ſein. Uebrigens haben wir in dieſer Gegend jetzt eben über 20,000 Mann, unter einem der beſten Generale (Merveldt) geſammelt, und es wird von weitern Einfällen wohl ſobald nicht mehr die Rede ſein.

Gentz.

19.

Prag, den 30. Auguſt 1813.

Ich glaube, daß die Sachen mittelmaßig ſtehen, weil ich es immer als eine ſchmerzhafte Sache anſehe, daß der Verſuch auf Dresden mißlungen iſt. Und für mißlungen halte ich ihn durchaus. Unterdeſſen war der Fürſt Schwarzenberg vorgeſtern noch in Dippoldswalde, der Kaiſer geſtern noch in Töplitz, wohin in der vorgeſtrigen Nacht auch der König von Preußen gekommen war. Was ſeit geſtern geſchehen iſt, weiß ich noch nicht. Blücher hat am 26. bei Goldberg einen namhaften Sieg erfochten; unglücklicher Weiſe hat der Ueberbringer ſeiner Depeſchen, Graf Moltke bei Turnau oder irgendwo ſonſt, in der Iſer ertrinken müſſen.

G.

20.

Prag, den 30. Auguſt 1813.

Ich komme nicht zu Ihnen, weil auf dieſer ganzen Seite [Kleinſeite von Prag] kein einziger Wagen zu haben iſt. Morgen früh, ſo früh als es mir möglich ſein wird, komme ich gewiß. Gehen Sie ja nicht eher aus.

Ich hoffe, Sie haben doch ſchon einige Anſtalten zur Reiſe gemacht, ſind ſicher, Pferde zu haben, ꝛc.? — Es bedroht uns Gefahr von mehr als einer Seite; die Franzoſen ſind im Bunzlauer Kreiſe weit vorgerückt, zwar nicht mit großer Macht, doch immer ſtark genug, um

gegen Prag zu marſchiren, wenn ſie auskundſchaften, daß auf der Seite, woher ſie kommen, alles von Truppen entblößt iſt. Sie hätten ſchon vorgeſtern reiſen ſollen, wenn es irgend möglich war, Pferde zu erhalten. Die Großfürſtinnen machen uns eigentlich todt; dieſe verlangen zur Reiſe nach Wien nicht weniger als achtzig Pferde. — Schreiben Sie mir, ob Sie das alles denn nicht wiſſen, und wie, wenn Sie es wußten, Sie ſo ruhig ſein konnten.

G.

21.

Prag, den 31. Auguſt 1813.

Ich werde im Laufe des heutigen Tages ſicher zu Ihnen kommen. —

Bei Töplitz iſt der Feind zurückgeworfen. Moreau iſt wahrſcheinlich todt. Die Neuigkeiten aus Berlin ſind noch nicht recht klar.

G.

22.

Prag, den 31. Auguſt 1813.

Ich komme zwiſchen 8 und 9 Uhr gewiß. Opfern Sie mir heute das Theater auf! Es wird Sie nicht gereuen, mich abgewartet zu haben. Ich habe ſehr gute Neuigkeiten.

Gentz.

23.

Prag, den 1. September 1813.

Ich weiß nichts Authentiſches über das Vorrücken gegen Brix.

Daß Sie es mir als Milde anrechnen, wenn Sie nicht böſe ſind über vergebliches Warten auf mich, iſt eine Ungerechtigkeit, die ich Ihnen verzeihe, die ich aber kaum von Ihnen erwartet hätte. Sie wiſſen alſo noch nicht, daß es eine Art von heroiſchem Entſchluß für mich iſt, auf die Altſtadt zu fahren, und daß, außer dem Vergnügen Sie zu ſehen, mich nichts dazu bewegen würde? Sie wiſſen alſo noch gar nicht, was es mit dem Gedränge, in welchem ich mich vom frühen Morgen bis ſpät in die Nacht befinde, auf ſich hat? und daß mein Wagen zuweilen fünf Stunden lang angeſpannt vor meiner Thüre ſteht, ohne daß ich einſteigen kann.

Ihr Memoire erwarte ich mit Sehnſucht; jeden Auftrag erfülle ich mit größter Bereitwilligkeit.

G.

24.

Prag, Freitag den 3. September 1813.

Geſtern kam ich den ganzen Tag über faſt nicht zu Sinnen, und konnte Ihnen nicht antworten, da Ihr Billet gerade mit dem ankommenden Kourier zuſammen traf. Hier haben Sie das neuliche, und das heutige Extrablatt, und außerdem die Verſicherung, daß nach gemäßigten

Kalkuls Napoleon ſeit zehn Tagen 80,000 Mann und 198 Kanonen verloren hat. Auf dieſe Weiſe wird es doch hoffentlich bald zu Ende gehen. Humboldt war vorgeſtern hier, iſt aber geſtern früh fort. In Wien war man von aller Furcht zurückgekommen. Und wenn Graf Paar mit den Adlern und Ehren-Legions Standarten und „Marengo und Auſterlitz" u. ſ. w. in Wien einreiten wird, ſo denkt niemand mehr an Gefahr. Ich glaube ſelbſt, ſie iſt vorüber. Er wird uns noch einige giftige Biſſe und Hiebe beibringen, — dann fallen.

Sie lieben zwar Adam Müller nicht; leſen Sie aber das beiliegende Billet mit Wohlwollen, weil es mir großes Vergnügen gemacht hat; und ſchicken Sie es mir durch den Ueberbringer zurück.

Gentz.

25.

Prag, den 4. Septmeber 1813.

Unſer Hauptquartier iſt in Dux; die Souverains ſind noch immer in Töplitz, wo bis geſtern Abend alles ganz ruhig war. Wo der Kronprinz von Schweden eigentlich ſteht, weiß ich nicht; habe aber die ſtärkſten Gründe zu vermuthen, daß die Franzoſen ſich von ſeiner Seite nach der Elbe, und vielleicht ganz über dieſelbe zurückzogen. Ich habe dieſen Augenblick durch einen Engliſchen Kourier mehrere Briefe von Berlin erhalten, wo man am 31. Auguſt ſehr ruhig war. Am 22. hatte man dort große Angſt ausgeſtanden; die heftige Kanonade bei Teltow warf alles

in die äußerſte Beſtürzung; doch gleich am folgenden Tage beruhigte man ſich. — Tauentzien hat, mit Ausſchluß der Gegend um Luckau, die ganze Nieder-Lauſitz beſetzt. Auch von der nordöſtlichen Gränze von Böhmen, und aus der Ober-Lauſitz ziehen die Franzoſen ab; dagegen ſtehen ſie en force im Erzgebirge längs der Gränze vom linken Elbufer bis Kommotau. Vielleicht iſt das blos eine Demonſtration, um zur Entfernung von Dresden Zeit zu gewinnen; vielleicht verſuchen ſie auch wirklich aufs Neue in Böhmen einzudringen. Ich hoffe, dies ſoll ihnen übel bekommen. Eine ſtarke Poſition zwiſchen dem Thüringer Walde und dem Harz wäre, militairiſch betrachtet, das Furchtbarſte. In andern Rückſichten würden wir Friedens-Freunde recht froh darüber ſein. —

Es thut mir unendlich leid, daß ich Sie jetzt, da ich noch immer ſo vortrefflich geſtimmt bin, ſo wenig ſehen kann. Aber es iſt rein unmöglich. Den ganzen Tag über bin ich im Belagerungs-Stande; die Herzogin von Sagan iſt noch dazu ſeit geſtern wieder hier, wohnt wieder neben mir an. Und der Abend iſt kaum lang genug, um daß ich nur meine dringendſten Geſchäfte und Korreſpondenzen abſolvire. Von ordentlichem Schreiben, Leſen oder Denken iſt gar nicht die Rede. Indeſſen wäre es ja noch ungleich ſchlimmer, in den Gräueln eines Hauptquartiers zu leben. So tröſte ich mich, befinde mich wohl, vergeſſe (möglichſt) den Tod, und liebe Sie von ganzem Herzen.

Gentz.

26.

Prag, den 5. September 1813.

Ich mag auch noch ſo große Anſtrengungen machen, um zu thun, was Sie wünſchen, aber ich kann auf Ihr Schreiben jetzt nicht antworten. Die Gefahr iſt in dieſem Augenblick zu entfernt und Ihre ganze Hypotheſe zu chimäriſch; Sie werden bald näher vernehmen, warum. Es iſt gar nicht mehr die Rede von Weggehen aus Prag; und auf die Frage: Wohin? weiß ich alſo für jetzt keine Antwort.

Ich reiſe dieſen Abend (welches aber ganz unter uns bleibt) nach Laun, um dort morgen Graf Metternich zu ſprechen. Dienſtag komme ich zurück. Bis dahin haben Sie nun gewiß nichts zu fürchten; denn Sie ſehen, daß ich dem Feinde gerade entgegen gehe. Daß mein Billet von geſtern Abend doch auch gar nichts auf Sie gewirkt hat, ſchlägt mich einigermaßen nieder, und beweiſet mir, daß Sie auf meine Worte in dieſer Sache nicht viel geben. Ein Kourier, den ich dieſen Morgen um 6 Uhr erhielt, und der mich eben nach Laun berief, bringt die Nachricht, daß die Franzoſen ſich von unſrer Gränze entfernen, daß Frauenſtein, Seyda, Gießhübel von unſern Truppen beſetzt ſind. Am 31. Auguſt war kein Franzoſe mehr in Schleſien. Eine rührende Proklamation von Blücher, die ſo eben gedruckt wird, ſoll Sie davon belehren.

Adieu bis Dienſtag. Und trauen Sie mir: die Sache ſteht über alle Begriffe gut.

Gentz.

27.

Prag, den 8. September 1813.

Ich habe zwei göttliche Tage verlebt, wovon die Details mündlich. Schon die Stimmung, in welcher ich Metternich fand, war einer dreimal so langen Reiſe werth; wenn ein ſolcher, wie Er, in dieſem Grade, und auf dieſe Art ſeiner Sache gewiß iſt, ſo ſteht ſie ſicher nicht ſchlecht. — Allerdings iſt Napoleon auf der Straße von Bautzen dem Blücher entgegen gegangen, deſſen Vorrücken bis Görlitz er unmöglich ertragen konnte. Allerdings zieht ſich Blücher zurück. Ich glaube aber, Napoleon wird in wenig Tagen auf dem rechten Elbufer genug andre Beſchäftigung finden, um Blücher nicht gar weit zu verfolgen. Ein neuer Akt hebt an. Sein Sie ganz ruhig. Es kann nicht mehr ſchlimm gehen. Was Ihre Perſon betrifft, ſo nehme ich dieſe, wie hiemit geſchieht, ganz unter meine Obhut, und werde Sie unter keiner Bedingung verlaſſen. Selbſt gegen augenblickliche terreurs ſind Sie alſo gedeckt. Ich werde heute, entweder zwiſchen 5. und 6. Uhr, wenn ich bei Clamm gegeſſen habe, oder, wenn dies nicht möglich wäre, zwiſchen 8. und 9. Uhr zu Ihnen kommen.

G.

Sie wiſſen vielleicht noch nicht, daß Körner zwiſchen Gadebuſch und Schwerin geblieben iſt?

28.

Prag, den 9. September 1813.

Schicken Sie künftig nie Ihr Mädchen zum zweitenmale nach einer Antwort. Sie haben nur dieſe einzige Perſon; es iſt grauſam für Sie und das Mädchen, ſie dieſe ſchreckliche Reiſe zweimal machen zu laſſen. Ich habe jetzt ſechs Leute zu meiner Dispoſition; ich werde Ihnen ſicher keine Antwort ſchuldig bleiben, und wenn Sie mir geſtatten, in dem Augenblick zu ſchreiben, wo ich mich am freiſten fühle, ſo wird ja meine Antwort überdies etwas beſſer ausfallen, als im Drange der Noth.

Napoleon iſt ſeit dem 5. Abends wieder in Dresden. Er hat abermals einen falſchen Kalkül gemacht. Blücher zog ſich allenthalben zurück und brannte die Brücken ab. Vermuthlich ahndete Napoleon auch etwas von unſrer Bewegung. Jetzt ſcheint er auf den Kronprinzen losgehen zu wollen. Dieſer wird es eben ſo machen, wie Blücher. Unterdeſſen werden wir fort operiren. Wittgenſtein ſteht abermals vor Dresden, hat Pirna wieder genommen. — Es iſt ein Wirwar vom Teufel; aber alles ſteht gut für uns. Die 25,000 ſind falſch. So weit ſind wir noch nicht von jener Seite.

Ich danke für Ihr höchſt liebenswürdiges Billet. Ich fürchte aber, ich zittre davor: Sie fliegen zu hoch für mich. Ich ergriffe Sie lieber auf einem etwas niedrigern Punkte. Das geht nicht; ich fühle es, fühle praktiſcher, mithin richtiger als Sie.

Wenn Sie nur nicht am Ende der Welt wohnten! Denken Sie ſich nur einen Menſchen in meiner Lage. Heute habe ich nun ſchon — die Korrektur der Zeitung — eine Fahrt nach dem General=Kommando nebſt einer Stunde **pour parler** daſelbſt — die Expedition nach Linz — die Expedition des Kouriers nach Töplitz — und vor einer Stunde einen Extra=Kourier von Töplitz, den Metternich dieſen Morgen an mich abgefertigt hat, und die Re=Expedition dieſes Kouriers nach Wien — das alles habe ich ſchon hinter mir! **Um 3 Uhr!** Wie gefällt Ihnen das? Ich eſſe zum Glück bei Jackſon um **5 Uhr**, habe alſo noch zwei Stunden zum Verpuſten, wie man in Berlin ſagt. Adieu.

Gentz.

Den Brief von Schlegel kann ich nicht finden. Hier haben Sie unterdeſſen den Brief von Humboldt, von welchem ich übrigens dieſen Morgen einen wichtigen, gründlichen, ſehr apoſtoliſchen erhielt, den ich aber nicht mittheilen kann.

Zum größten Unglück iſt mir nun auch der Brief von Humboldt unter den Händen verſchwunden, und es iſt mir ganz unmöglich, ihn zu ſuchen. — Sie erhalten ihn morgen gewiß.

29.

Prag, den 11. September 1813.

Sie werden heute unangenehme Neuigkeiten hören. Die Franzoſen ſind wieder bei Nollendorf vorgedrungen,

und der Kaiſer hat Töplitz verlaſſen. Es iſt beſſer, daß ich Sie darauf vorbereite. Sagen Sie nichts davon, bis Sie es im Publikum hören. Sein Sie ruhig. Ich werde Sie gewiß nicht vergeſſen. Ich komme dieſen Abend um 8 Uhr zu Ihnen.

Gentz.

30.

Prag, den 12. September 1813.

Reiſen Sie noch nicht! Es iſt möglich, daß die franzöſiſche Armee definitiv die Elbe verläßt; alles deutet darauf; in dieſem Fall hat die Gefahr für Prag ein für allemal ein Ende. In drei Tagen muß dies ſich entſcheiden. Warten Sie dieſen letzten Stoß noch ab! Kommt es anders, ſo werde ich Sie gewiß zur rechten Zeit benachrichtigen. Ich ſehe, Sie gehen ungern nach Wien; alſo iſt es weiſe, dieſen Entſchluß nur zu faſſen, wenn er wirklich durch die Umſtände geboten wird.

Gentz.

Die Affaire von vorgeſtern fiel bei Graupen vor; 15,000 Mann waren über die alte Straße des Geyersberges vorgedrungen. Sie wurden aufs glänzendſte zurückgeworfen; Abends um 7. Uhr war nichts mehr von ihnen zu ſehen. Geſtern früh um 10 herrſchte die tiefſte Stille in Töplitz, welches übrigens der Kaiſer keinen Augenblick verlaſſen hat.

31.

Prag, den 13. Septbr. 1813.

Allgemeiner Grundſatz: Ich gebe nie eine Nachricht, ſolange ſie nicht ganz ſicher iſt. Die von Jüterbogck erhielt ich erſt dieſen Morgen um 10 Uhr, wo ein Kourier mich weckte. Um 2 Uhr Nachmittags habe ich aber einen andern erhalten, der noch ganz andre Dinge brachte. Morgen früh werden Sie ein Extrablatt leſen, das Sie in Verwundrung ſetzen wird. Von unſrer Seite iſt alles abmarſchirt; dieſer Allarm war der letzte; rechnen Sie darauf. Die Briefe aus Töplitz von dieſem Morgen ſind alle in einem Taumel von Freude geſchrieben; ſelbſt Metternich hält ſich nicht mehr. Die Sache iſt entſchieden. Wieweit Napoleon zurückgeſchlagen werden wird, weiß ich nicht; aber weichen muß er nun. Sein Stern geht unter. Unſre Länder, Oeſterreich, Preußen, Sachſen ꝛc. ſind für immer gerettet. Wenn ich es ſage, können Sie es glauben. Mündlich das Nähere!

Gentz.

32.

Prag, den 13. September 1813.

Ich erhielt geſtern Nachmittag um 5 Uhr Briefe, die geſtern ſehr früh geſchrieben waren, und nach welchen man, da die franzöſiſchen Korps fortdauernd auf den Höhen hinter Nollendorf ꝛc. ſtanden, geſtern einen großen Schlag erwartete. Heute Morgen um 4. Uhr erhielt ich weitere

Briefe von geſtern Abend. Von Mittag an ſtanden **150,000** Mann in Linie, und **800** Kanonen vor den Defileen aufgepflanzt, um den Feind zu empfangen. Man ſchreibt mir: „**Il parait, que ce coup d'oeil n'a pas flatté Napoléon.**“ Um **2** Uhr bemerkte man, daß die franzöſiſche Armee ſich zurückzog.

Er hat am **6.** wieder eine große Niederlage erlitten. Der Kronprinz von Schweden hat die Korps von Ney, Oudinot und Bertrand bei Dennewitz in der Nähe von Jüterbogck total geſchlagen; **16** bis **18,000** Mann, **60** Kanonen ꝛc. ꝛc. gingen an dieſem Tage verloren. Der Ueberreſt wollte bei Torgau über die Elbe gehen; man glaubt, es wird ihnen bei dieſer Gelegenheit noch ſehr ſchlecht mitgeſpielt worden ſein.

Bald werde ich Ihnen melden können, daß Sie nun ganz frei Athem ſchöpfen dürfen.

Gentz.

33.

Prag, den **14.** September **1813.**

Ich habe heute noch gar nichts erhalten. Die vorigen Tage waren ſo reich, daß der heutige davon zehren zu wollen ſcheint. Ich bin aber heute verſtimmt; nämlich zäh und faul; ich war bis Mittag in der vortrefflichſten Laune. Dann ſchlug es — ohne allen Grund — um, und ich fühlte eine gewiſſe Blaſirtheit, die noch fortdauert. Ich könnte heute zu Ihnen kommen, weil ich nicht ſehr viel zu thun habe. Ich mag mich aber ſo nicht

produziren. Es iſt morgen gewiß wieder anders. Wenn ich nicht durch den Kourier von heute Abend zuſammengerüttelt werde, ſo lege ich mich um halb 11. Uhr zu Bette. Sie wiſſen, was das heißt:

M. S. S. N. W. A. M?

34.

Prag, den 15. September 1813.

Ich habe vor einer Stunde Nachricht von geſtern Mittag. Alles gut; aber durchaus nichts von Bedeutung. Ich kann nicht mehr ſchreiben, bin in Arbeit und Menſchen bis über den Kopf.

G.

35.

Prag, den 15. September 1813.

An mich iſt dieſer Kourier nicht gekommen. Auch habe ich von keinem Kourier gehört. Wenn ſie den Geyersberg geſtürmt haben, ſo muß es in der vergangenen Nacht geſchehen und die Nachricht dieſen Morgen durch einen Luftballon hieher gebracht ſein. Wie es geſtern gegen Mittag ſtand, werden Sie unverzüglich in der Prager Zeitung leſen, die in einer halben Stunde ausgegeben werden muß. Man hielt geſtern für möglich, daß es heute mit Blücher bei Biſchoffswerda zum Gefecht käme; Andre im Hauptquartier glaubten es nicht. Ich bin etwas böſe auf Sie, daß Sie bei jedem, auch dem abſurdeſten

Gerücht, immer gleich alles vergeſſen, was ich Ihnen Tage und Wochen lang geſagt habe. Sie wiſſen, daß ich keine thörichten Illuſionen nähre, aber ſo wie Sie ſich die Sache denken, iſt ſie wahr- und wahrhaftig nicht. Das Geſpenſt, welches Sie Napoleon nennen, peinigt Sie ohne alle Noth; und der Genuß, zu bemerken, wie das wahre Ding, welches Napoleon heißt, täglich magrer und dürftiger wird, entgeht Ihnen ganz über allen Ihren eingebildeten Schreckniſſen.

Empfehlen Sie mich Marwitz verbindlichſt, wenn es nämlich der iſt, welchen ich kenne. Ich ſchicke Ihnen hier Ihren Paß zurück, feſt überzeugt, daß Sie nicht nöthig haben werden, nach Wien zu reiſen.

Gentz.

36.

Prag, den 15. September 1813.

Noch ein Wort vor Schlafengehen! Laſſen Sie ſich durch angeblich neuere Nachrichten, die meinen guten widerſprechen, nicht aus der Faſſung bringen! Der Kourier, der ſie brachte, war früher abgeſchickt, als meine Briefe geſchrieben worden, das ergiebt ſich mir aus der Vergleichung der Angaben unwiderſprechlich. Aber doch hat mich der Vorfall beunruhigt und verſtimmt. In das Gedränge einer Flucht zu kommen, wäre mir entſetzlich! Morgen wird ſich vieles durch beſtimmte Nachrichten aufklären.

G.

37.

Prag, den 16. September 1813.

Ich weiß nichts, bei dem Allwiſſenden nichts. Denn ich erwarte erſt heute Abend vielleicht ſpät in der Nacht einen Kourier. Ich ſitze aber und ſchreibe in großem Drange, weil ich morgen ganz früh einen Menſchen auf meine eigene Hand nach Wien abfertige, der eine Menge Sachen, die ich ſelbſt dem Kabinets-Kourier nicht anvertrauen mag, mitnehmen ſoll, und den ich nicht mehr zurück- noch aufhalten kann.

Gentz.

38.

Prag, den 20. September 1813.

Sie haben geſtern Abend oder heute früh einen erſten Bericht von der Affaire am 17. geleſen, und werden heute Nachmittag einen zweiten erhalten. Vorgeſtern und geſtern bis früh um 10 Uhr fiel nichts vor, und man ſollte glauben, die Franzoſen zögen ſich endlich ganz zurück, wenn man nicht in dieſer Erwartung ſchon ſo oft getäuſcht worden wäre. Doch iſt man über neue Verſuche zum Vorrücken ganz gleichgültig.

Wenn ich die Kommiſſion für Pilat's Vater ausrichten kann, ſo geben Sie ſie mir nur. Es wäre weitläufig, Ihnen zu beſchreiben, wo Sie ihn zu finden haben.

Ich war in dieſen Tagen von der Mannigfaltigkeit — nicht Wichtigkeit — meiner Geſchäfte ſo erdrückt, daß

ich gar nicht an die andre Seite der Stadt denken konnte. Auch weiß ich, daß Sie jetzt Marwitz beſtändig bei ſich haben, deſſen Geſellſchaft von Rechtswegen eine große Reſſource für Sie ſein muß. Nichts deſtoweniger beſuche ich Sie nächſtens.

G.

39.

Prag, den 22. September 1813.

Jetzt will ich Ihnen ſagen, warum ich Bedenken trug, und noch trage, Sie und Pilat's Vater bekannt zu machen. Pilat müſſen Sie betrachten, als wenn er mein Kind wäre; es iſt ein Menſch, für den ich ſorge, der vieler Pflege bedarf; und der von manchen Seiten verwundbar iſt. Die Humboldt iſt eine unruhige Perſon, die leicht mit Pilat's Vater irgend etwas anzetteln könnte, was dem Sohne, der auch meiner iſt, unangenehm werden könnte. Ich bitte Sie alſo: Miſchen Sie ſich in keinen Auftrag dieſer Art, wenn nicht der Gegenſtand deſſelben durchaus harmlos, oder evident unbedeutend iſt.

Die Bücher für Marwitz werde ich aufſuchen laſſen.

Metternich war von vorgeſtern Abend um 6 Uhr bis dieſen Morgen um 3 Uhr hier. Geſtern war daher ein ſehr guter Tag für mich. Die franzöſiſche Armee hat ſich nun ganz von der böhmiſchen Gränze zurückgezogen, und verhungert in und um Dresden, Napoleon hat Narbonne zum Gouverneur von Torgau ernannt; hierin wittern ſeine eignen Leute, wie aus einem aufgefangenen Briefe hervor-

geht, Wahnſinn. Thielmann hat bei Artern einen zweiten Kourier und zwar diesmal den Kabinets-Kourier aufgefangen, mit welchen Uns die ſämmtlichen Piècen, die zur Antwort auf Unſere Kriegserklärung dienen ſollten, nebſt vielen Briefen von Maret, Daru, Caulaincourt, Narbonne ꝛc. in die Hände gefallen ſind. — Ich vermuthe, wir werden in kurzer Zeit Baiern auf unſrer Seite haben. Wenn wir nur irgend ein Land auffinden könnten, das Dänemark angeboten werden könnte (ſtatt Norwegen), ſo hätten wir morgen auch Dänemark. Mit einem Worte, die Sache ſteht vortrefflich, und zuletzt werden Sie mir denn wohl glauben müſſen, ſollte man von andern Seiten auch noch ſo viel thun, um Ihren Glauben zu untergraben.

Weshalb Sie aus Prag fliegen möchten, kann ich nicht einmal errathen. Wodurch kann Ihnen denn Prag auf einmal ſo unangenehm geworden ſein? V. Z. V. kann ich durchaus nur als eine Formel betrachten; wie ſollte ich das nicht fühlen, wenn es wahr wäre? Sie denken es blos.

Gentz.

40.

Prag, den 23. September 1813.

Es iſt mir gar nicht eingefallen, daß Sie mit dem alten Pilat etwas an das Oeffentliche Gränzendes verhandeln wollten. Ich beſorgte — und nicht ohne Grund — Familien-Kommerage, an welchen ich Sie — aus den

beſten Abſichten — verhindern wollte, unbewußte Theilnehmerin zu werden.

Das war es alles. — Bei der außerordentlichen Schwere der von Marwitz verlangten Bücher wird er es gewiß nicht übel nehmen, wenn ich fürs erſte nur den 1. Theil des Montalembert ſchicke, und morgen die übrigen nachtragen laſſe.

G.

41.

Prag, den 4. Oktober 1813.

Der beiliegende Brief iſt mir ganz beſonders empfohlen worden. Ich ſehe Sie nicht mehr, und höre auch nichts mehr von Ihnen. Ich darf nicht darüber klagen; denn es iſt mein Schickſal, was dieſes gebietet. Ich bin jetzt für alles, was nicht unmittelbar zum Geſchäft gehört, verloren und verdorben. Sie kann man nicht **à bâton rompu** kultiviren. Sie ſind ſelbſt ein Geſchäft, ein großes und verwickeltes, welches allein die ganze Zeit eines Menſchen fordern würde. Alſo muß ich mich hierüber reſigniren. Bleiben Sie mir nur immer etwas gut. Es kommt doch noch die Stunde, wo wir einander näher rücken.

Gentz.

42.

Prag, den 6. Oktober 1813.

Es freut mich über die Maßen, daß Sie den Zuſtand, worin ich mich nun ſeit drei Monaten befinde,

wenigſtens von fern — denn was iſt das, was Sie drückt, gegen meine Noth — kennen lernten; weil auch die beſten und größten Menſchen, wie ich oft bemerkt, hierin immer unbillig ſind, immer nicht recht begreifen mögen, wie doch der Bedrängte nicht, wenn er nur recht wollte, Zeit finden würde für alles, wozu ſie ihn brauchen.

Unſre Lage iſt kürzlich die: Blücher ſollte geſtern oder heute bei Mühlberg den Uebergang über die Elbe verſuchen; der Kronprinz operirt gegen Leipzig; die große Armee iſt im vollen Marſch über Marienberg, Chemnitz ꝛc. auf Leipzig; und bei Töplitz ſtehen **70,000** Mann unter Bennigſen und Hieronymus Colloredo. Napoleon iſt alſo von vier Armeen enge eingeſchloſſen, und muß ſich Luft machen. Es kommt wahrſcheinlich in ſechs bis acht Tagen zu ungeheuren Schlägen. Die Franzoſen ſind ſehr herunter, moraliſch und phyſiſch; Napoleon ſelbſt wird immer problematiſcher. Metternich bleibt aber dabei, daß es umſonſt iſt, darüber viel zu ſpintiſiren, daß man ſein heutiges Benehmen eben ſo wenig erklären kann, als warum zuweilen eine hübſche Frau einen ſehr häßlichen Kerl liebt. Es iſt ſo. Gott hat ihn geſchlagen. Er ſoll zu Grunde gehen.

Metternich iſt äußerſt heiter und muthig; er bleibt bis Uebermorgen hier, und geht nicht mehr nach Töplitz, indem der Kaiſer ſich morgen früh mit Sack und Pack nach Kommotau begiebt. Das Töplitzer Stück iſt ausgeſpielt. Eine neue Scene beginnt.

Hier die Bücher für Marwitz. — Was meinen Sie mit **déparer**? Marwitz oder die Sorge um die

Bücher? Ahnden Sie vielleicht, daß Marwitz mir nicht sehr gefällt?

J. M. M. S. V. A. J.

G.

43.

Prag, den 8. Oktober 1813.

Ihr Horreur bei dem bloßen Gedanken, „an der Wirkung, die er auf mich macht, Theil zu haben" — ist eben so originell und großartig, als komisch und liebenswürdig. Das wußten Sie also auch. Ich hätte es kaum je gewagt, es gegen Sie merken zu lassen; ich dachte mir, diesen müßten Sie sehr lieben, weil er so ganz unmäßig stolz ist. Ich habe gar nichts wider ihn; er ist gescheidt und brav, und ein sehr achtungswerther Mensch; für meine weichliche Gemüthsnerven aber zu hart; so wie gewisse Leute, die einem immer sehr weh thun, wenn sie einem die Hand drücken.

Metternich ist diese Nacht um 3 Uhr nach Kommotau gegangen. Jetzt werde ich ihn sobald nicht wieder sehen, denn nun entfernt sich der Krieg von unsern Gränzen, und nimmt einen durchaus aktiven Charakter an. Ich werde Ihnen Verschiedenes mittheilen, was Sie interessiren wird. Vielleicht komme ich morgen selbst.

Gentz.

Ich erhalte Ihr Billet von diesem Morgen. Ich komme in jedem Fall morgen zu Ihnen. Sollte auf unsrer Seite etwas recht Gutes vorgehen, so melde ich

es Ihnen gewiß gleich. Was bei Blücher ꝛc. geſchieht, wiſſen ja die, welchen Sie es melden könnten ohnehin früher.

44.

Prag, Oktober 1813.

Ihre Kommiſſion wegen der Bücher peinigt mich mehr, als Sie es glauben werden. Ich habe nicht ein franzöſiſches Buch bei mir; die Herzogin von Sagan iſt in demſelben Falle. Ich weiß mich auch auf niemand zu beſinnen, der eine franzöſiſche Bibliothek hier (in der Stadt) hätte. Im Lande giebt es einige ſehr ſchöne. Dann müßte ich auf jeden Fall wiſſen, was Sie eigentlich verlangen; denn ſo, wie Ihr Auftrag lautet, wäre ich ganz außer Stande ihn zu erfüllen.

Es iſt gewiß, daß Tſchernüſcheff am 28. September den König von Weſtphalen aus Kaſſel vertrieb, und ſo gut als gewiß, daß Napoleon am 7. früh von Dresden abgegangen iſt, nachdem alle Brücken zwiſchen Pirna und Königſtein, alle verſchanzten Lager ꝛc. demolirt worden. — Man fängt an ſehr ſtark zu glauben, daß Napoleon ohne ein Wunder ſeine Perſon nicht mehr retten kann. Klar iſt, daß das Waſſer ihm an die Seele geht; denn zwiſchen dem 8. und 9. ſollten die Vorpoſten der drei großen Armeen in Leipzig zuſammentreffen; und dazwiſchen haben die Partiſane alle Straßen, Flüſſe, Brücken ꝛc. beſetzt.

Ueber Marwitz breche ich ab. Das Leben iſt mir zu kurz, als daß ich jedes intereſſante Individuum für mich

gewinnen könnte. Der mag nur gehen! Anders als gestern kann ich mit ihm nicht sein. Merkwürdiger ist, daß selbst Sie — und zwar gestern! — in meinen Mienen und Reden Härte finden konnten. Gestern, wo ich milde war zum Zerschmelzen? — Wichtigere Lehre, die nicht verloren gehen soll.

Ich wünsche von Herzen, daß Sie bald wieder ohne Fieber sein mögen; dann werden Sie hoffentlich nicht mehr finden, daß ich „Einem jetzt wenig zu sprechen erlaube" — Gott sei mir gnädig! Welche Anklage!

Gentz.

45.

Prag, den 12. Oktober 1813.

Ich schicke Ihnen einen gestern Abend für Sie erhaltenen Brief von Varnhagen, nebst dem, den ich von derselben Seite bekam. Lassen Sie mir durch den Ueberbringer sagen, wie Sie sich heute befinden, und ob Sie das Fieber los sind.

G.

46.

Prag, den 16. Oktober 1813.

Lassen Sie mir sagen, wie Sie sich befinden!

Ich habe heute noch keine Nachricht von der Armee; die gestrigen schlugen fürs erste alle nachtheiligen Gerüchte

darnieder, womit man das Publikum, und, wie ich von Marwitz hörte, auch Sie, ſeit einigen Tagen gemartert hatte.

G.

47.

Prag, den 20. Oktober 1813.

Ob Sie mir gleich ſonſt gar nicht mehr ſchreiben — worüber ich mir wahrlich nicht anmaße zu klagen, denn alles Unrecht iſt auf meiner Seite — ſo müſſen Sie mir doch den Empfang des beiliegenden Briefes beſtätigen, weil Bombelles mir ſchreibt, er enthalte ungeheure Summen Geldes. Zugleich können Sie mir wohl melden, ob Sie wieder ganz wohl ſind.

Ich erwarte mit brennender Ungeduld von einer Stunde zur andern Nachrichten von der Armee. Bis den 17. 2 Uhr Nachmittags ſoll es für uns ſehr gut gegangen ſein, und weiter reichen meine Data nicht.

Gentz.

48.

Prag, den 12. November früh 1813.

Mit dem größten Vergnügen unterziehe ich mich dem Vorſchlage wegen Ihres Koffers, und bitte Sie, ſolchen nur gerade unter meiner Adreſſe hieher kommen zu laſſen. Das Einzige, was ich dabei bemerken muß, iſt: Es iſt möglich und ſelbſt wahrſcheinlich, daß ich nicht mehr in

Prag ſein werde, wenn dieſer Koffer ankommt. Dies würde jedoch nur einige Schwierigkeit machen, denn ich würde immer ſolche Verfügungen zurücklaſſen, daß Sie gleich wüßten, was Sie zu thun hätten.

Die vielen engliſchen Sachen, die ich den Sommer über erhalten habe, ſind mir freilich alle durch Kouriers zugekommen. Indeſſen bin ich auch mit denen, welche die gewöhnlichen Kommunikationswege kontroliren, in ſo guten Verhältniſſen, daß mir Niemand Hinderniſſe in den Weg legen wird.

Von der Zeitung unſeres Freundes [Tettenborn] an der Nieder-Elbe habe ich ſeit den drei erſten Stücken nichts weiter geſehen, bin Ihnen alſo ſehr verbunden, daß Sie mir dieſe Blätter mittheilten, die ich nur noch bis morgen behalten will. Sollten Sie vielleicht die zwiſchen Nro. 3 und 8 ebenfalls erhalten haben, ſo bitte ich darum.

Entſchuldigen Sie bei Marwitz, daß er mehreremale bei mir nicht angenommen wurde. Ein oder zweimal war ich wirklich nicht zu Hauſe. Ein andermal war eine allgemeine Exkluſion verordnet. Ich hoffe, er wird ſich dadurch nicht abſchrecken laſſen.

Ich komme entweder dieſen Abend vor dem Theater — i. e. wenn ich bis halb 7 Uhr nicht da bin, ſo erwarten Sie mich nicht — oder morgen Vormittag um 11 Uhr zu Ihnen. Ich habe Ihnen mancherlei zu ſagen. Mir iſt jetzt ganz ſonderbar zu Muthe.

Gentz.

49.

Prag, den 13. November 1813.

Mein Wagen war geſtern um 6 Uhr angeſpannt, um mich zu Ihnen zu führen, als gerade ein ſeit mehreren Tagen mit Ungeduld erwarteter Kourier von Frankfurt ankam, und alles rückgängig machte.

Ich will Sie aber heute, wenn es Ihnen nicht ungelegen iſt, ſehen, und es kommt jetzt blos darauf an, ob Sie dieſen Abend in's Theater gehen oder nicht. Ein Opfer verlange ich nicht; darnach habe ich mich nicht aufgeführt; wenn Sie ſich aber nichts aus dem Theater machen, ſo komme ich zwiſchen 7 und 8 Uhr zu Ihnen; ſonſt wird für morgen ein Anderes verabredet.

Gentz.

50.

Prag, 1813.

Dies Mädchen kam nicht aus meinem Hauſe; es kennt ſie niemand bei mir; Ihre Leute haben ſie kommen laſſen, und ihr das Billet von Ihnen gegeben, welches ſie mir zuerſt gebracht hat. Von mir hatte ſie keinen Auftrag. — Ihr Poſtſkriptum iſt noch unverſtändlicher, als das Uebrige. Ich komme, um alles aufzuklären, ſpätſtens um 6 Uhr zu Ihnen; wollen Sie dann in's Theater, ſo führe ich Sie hin.

Gentz.

Eben höre ich, daß es der Graf Pachta war, der Ihnen das Mädchen zugeſchickt hat.

51.

Prag, 1813.

Das Blatt erhalten Sie hiebei zurück. — Von dem böhmiſchen Mädchen iſt mir durchaus nichts bekannt; und der bloße Gedanke, daß ich Ihnen eine ſo kauderwelſche Kommiſſion zuſenden, Ihnen durch ein Mädchen ſagen laſſen könnte, „Sie möchten mir das ſchicken" — macht mich ſchaudern. Ich weiß gar nichts von dieſer Beſtellung. Nach Töplitz werde ich unverzüglich ſchreiben, damit der Koffer ungehindert die Gränze paſſire. Das Epigramm hat mich mit dem Theater ausgeſöhnt, es hat mich ungemein beluſtigt, und wird von Liebich, Bayer und der Mad. Löwe vortrefflich geſpielt. Wenn im Laufe des heutigen Tages nicht ein ſehr wichtiger Kourier ankommt, ſo ſoll mich nichts abhalten, Sie dieſen Abend zu beſuchen.

Gentz.

52.

Prag, Dienſtag den 15. November 1813.

Das iſt das wahre Eau de Portugal, in Form und Subſtanz klaſſiſch. — Wohlgerüche ſind ein Hauptumſtand im Leben. Urquijo war mir geſtern eine merkwürdige Erſcheinung. Ich finde, er ſieht wie eine Art von Haushofmeiſter oder Tageskommiſſionair aus, und hat ganz dieſe Attitüde bei Ihnen angenommen. Daß dieſer Menſch jemals eine Leidenſchaft einflößen konnte, iſt doch mehr als außerordentlich!

Gentz.

53.

Prag, den 16. November 1813.

Ich danke Ihnen ſehr für dieſe intereſſante Mittheilungen. Das Blatt bringe ich Ihnen morgen ſelbſt zurück. — Ihr Billet von heute früh war göttlich.

Gentz.

54.

Prag, Freitag den 26. November 1813.

Meine förmliche Abberufung von hier iſt nun erfolgt. Ich gehe den 4. oder 5. — nach Frankfurt kann ich gerade nicht ſagen, vielleicht nach Heidelberg, vielleicht nach Karlsruhe, ꝛc. Von dort aber, wo es auch ſei, in kurzem nach Wien. — Wir werden alſo den Winter über in ziemlich naher Verbindung bleiben, und vielleicht kommen Sie am Ende doch ſelbſt noch nach Wien.

Ich hoffe übrigens Ihnen morgen einen Beſuch zu machen; wollte Ihnen aber jene Nachricht nicht länger vorenthalten.

Gentz.

55.

Prag, Ende Novembers 1813.

Ich bin eher zufrieden als vergnügt. Letzteres iſt man gemeinhin nur, wenn die Perſönlichkeit gewitzt oder befriedigt wird. Die meinige geht aber eher einem

leidenden Zuſtande entgegen, weil ſich die Begebenheiten von mir entfernen, und für den Augenblick manches angenehme Verhältniß ſtockt. Was die große Sache betrifft, ſo verliert auch dieſe, eben weil es nun ſo gut geht, viel von ihrem dramatiſchen Intereſſe. Das Gemiſch von Angſt und Hoffnung hört auf; die Zukunft wird der Gegenſtand regelmäßiger Kalküle; der Hauptknoten iſt gelöſet, und es iſt jetzt blos von Mehr oder Weniger, Früher oder Später die Rede.

Wenn Sie ganz wohl ſind, wenn Sie Luſt zum Reden haben, wenn Sie nicht mehr mit mir maulen, ſo komme ich einen dieſer Tage zu Ihnen, und ſetze mich ins Klare mit Ihnen, und höre etwas Liebes und Gutes.

Gentz.

56.

Zeſchowitz, acht Meilen von Prag,
den 5. December 1813.

Mein Kammerdiener hat nicht auf Ihrer, wohl aber auf meiner Seite gefehlt und ſehr gefehlt, und wenn ich es ſagen darf, auch Ihnen geſchadet. Er hat mir Ihren Brief nicht geſtern, auch nicht geſtern Abend (dies vermuthlich aus Vergeſſenheit), ſondern erſt dieſen Morgen, jetzt eben, da ich mich in einer Viertelſtunde in den Wagen ſetzen ſoll, übergeben. Hätte ich ihn geſtern Abend gehabt, ſo würde ich Ihnen vielleicht viel, und vielleicht doch manches Gute geſchrieben haben. Jetzt bleibt mir nichts als Ihnen zu ſagen, daß ich Ihren Brief beſitze —

ihn wahr, falſch — aufheiternd, niederſchlagend — ſanft und grauſam — gerecht und ungerecht — kurz alle Extreme zugleich finde, doch ſehr geſchmeichelt bin (in unſerem Sinne des Worts), ihn beantworten, ich denke, gründlich beantworten, und nie aufhören werde, den höchſten Werth auf das Intereſſe, das Sie an mir nehmen, zu legen.

Daß Sie dieſen Brief ſchrieben, war in jedem Fall richtig und edel von Ihrer Seite. Ihn erhalten und geleſen zu haben, iſt mir von vielem Werth. Das Weitere ſollen Sie vernehmen, wenn ich im Stande bin zu ſchreiben, vielleicht noch von irgend einem Punkt meiner Reiſe her.

Gentz.

III.

Aus ſpäterer Zeit.

1.

An Rahel, in Prag.

Wien, den 21. April 1814.

So eben — um 1 Uhr Nachmittags — erhalte ich Ihren Brief vom 18.; und, obgleich äußerſt bedrängt von Geſchäften, die keinen Aufſchub leiden, laſſe ich alles liegen, weil ich ſo glücklich bin, Sie beruhigen zu können.

Varnhagen war am 12. d. M. in Paris, befand ſich vollkommen wohl; war bei Pilat, aus deſſen Briefe ich einen Streif heraus ſchneide, damit Sie es von ſeiner Hand leſen. Ich glaube, daß weder er noch Tettenborn verwundet waren; der letzre allenfalls ſehr leicht. Sie ſehen aber wohl, daß es ſo nicht lauten würde, wenn einer oder der andre ernſthaft in Gefahr wäre.

Ihre beiden Briefe gehen dieſen Abend durch den Kourier nach Paris. Disponiren Sie über mich, wie,

und ſo oft Sie wollen. Ich war ſeit meiner Rückkehr nach Wien faſt immer krank, bin es auch noch; und zur Korreſpondenz mit Freunden fehlt es mir ganz an Zeit. Sonſt bin ich durch nichts entzückt, vielmehr ſehr kalt, blaſirt, höhniſch, von der Narrheit faſt aller Andern, und meiner eigenen — nicht Weisheit — aber Hellſichtigkeit, Durch-, Tief- und Scharfſichtigkeit, mehr als es erlaubt iſt, durchdrungen, und innerlich quasi teufliſch erfreut, daß die ſogenannten großen Sachen zuletzt ſolch ein lächerliches Ende nahmen. Das iſt ungefähr meine Stimmung. Nun denken Sie ſich gewiß das Uebrige hinzu. Es hinge nur von mir ab, morgen nach Paris zu gehen. Ich mag aber nicht, will meine Geſundheit pflegen, ziehe mit einem klaren Engel, den man Gräfin Fuchs nennt (ohne irgend einen Schatten von Verliebtheit) nächſtens nach Baden, und laſſe die Welt, der ich nun vierundzwanzig Jahre lang gedient habe, gehen wie ſie will. Adieu, Theuerſte!

Gentz.

2.

Wien, den 30. April 1814.

Wie können Sie denn, liebes einfältiges Kind, auf einen Brief, der durch einen Kourier nach Paris geſchickt wird, ſetzen: „gegen Recepiſſe?“ Und heute — „dans son quartier-général?“ Es giebt ja keinen Krieg mehr. Uebrigens geht Ihr Brief heute ab; ſollte etwa einer an Varnhagen darin ſtecken, ſo haben Sie ſehr unrecht gethan,

ihn mir nicht ohne das Kouvert an Tettenborn zu ſchicken. Dies kann in der Beſtellung einen Unterſchied von mehreren Tagen machen, und die Menſchen ſind überdies in Paris alle halb verrückt.

Sie loben mich zwar über meinen Brief, und einiges Andre, das kein Lob verdient; über meine unendliche Promptitüde im Antworten aber loben Sie mich nicht genug. — Sie ſollten doch, ehe Sie dieſe Länder ganz verlaſſen, noch nach Wien kommen. Ich möchte Ihnen die Geſtalt zeigen, welche meine Weltverachtung und mein Egoismus jetzt angenommen haben. Ich beſchäftige mich, ſobald ich nur die Feder wegwerfen darf, mit nichts als der Einrichtung meiner Stuben, und ſtudire ohne Unterlaß, wie ich mir nur immer mehr Geld zu Meubles, Parfüms und jedem Raffinement des ſogenannten Luxus verſchaffen kann. Mein Appetit zum Eſſen iſt leider dahin; in dieſem Zweige treibe ich blos noch das Frühſtück mit einigem Intereſſe. Leſen möchte ich manchmal ſehr gern; ich weiß aber auf der Welt kein Buch mehr, das Reiz für mich hätte. Dabei bin ich doch nicht mißvergnügt, als nur immer inſofern ich mich krank fühle. Stände man mir nur für die Geſundheit, ich triebe dies Leben gern noch dreißig Jahre. Denn das weiß ich einmal, daß es nie Langeweile für mich geben kann, — die einzige Klippe, woran der vollkommenſte Lebensgenuß ſcheitert. — Meine Faulheit fürchtet ſich etwas vor der Rückkehr aller der Menſchen aus Paris; es geſchieht aber zum Glück im Sommer, wo man immer leicht entfliehen kann. — Gehen Sie nicht vielleicht im Auguſt nach

Gaſtein im Salzburgiſchen? Dazu habe ich große Luſt, fürchte aber doch die Einſamkeit. Adieu, meine Theuerſte! Schreiben Sie mir gelegentlich einige gute und treffende Gedanken, und unterrichten Sie mich, ſo viel es ſich thun läßt, von Ihren Projekten für die nächſte Zukunft.

Gentz.

3.

Wien, den 10. Juni 1814.

Auf Ihr liebenswürdiges Billet vom 24. Mai ſollte und müßte ich recht ordentlich ſchreiben. Ich wollte auch, war aber hart bedrängt mit Arbeiten aller Art. Jetzt erhalte ich beiliegendes Paket; und ob ich gleich nicht Zeit habe, irgend etwas hinzuzufügen, ſo halte ich es doch für Pflicht, lieber ohne Verzug das Paket zu expediren, als es zurückzuhalten in der Hoffnung, etwa morgen oder übermorgen freier zu ſein. Es iſt nun, Gott Lob, in Paris alles aus. Leſen Sie, um's Himmels willen, eine Zeitung, die der Rheiniſche Merkur heißt, von Nro. 40. bis heute herab. In der finden Sie alles, was ich ſagen könnte, tauſendmal ſtärker und gröber, aber auch unendlich beſſer geſagt. Ueberdies hat nach Jeſaias, Dante, und manchmal Shakeſpeare (denn Milton iſt ſchon zu weich), nicht leicht jemand erhabner, furchtbarer und teufliſcher geſchrieben, als dieſer Görres. —

Ich bin Gott Lob ſehr geſund. (Welch Glück!!) Bin abwechſelnd in Baden und Wien, frühſtücke abwech-

ſelnd Briochen mit trefflicher Butter, oder andre göttliche Kuchen, habe Meubles acquirirt, bei denen ſich das Herz im Leibe freut, und fürchte mich weit weniger vor dem Tode. Aber im März und April war ich recht elend. Jetzt wird bald der alte Lärm, die Bewegung, die Unruhe in Wien wieder ausbrechen, und ſtärker als je. Dies genirt mich ſehr; doch wird auch großes Intereſſe ſein; und wenn man geſcheidt iſt, finden ſich doch immer Mittel, in aller Stille zu genießen. Es iſt Eins, was ich Ihnen wohl möchte ſagen können; aber ich kann nicht; es gehört auch zum Genuß. Vielleicht finde ich einſt eine Form dafür. — Wären Sie doch hieher gekommen! Ich hätte Sie freilich nicht viel geſehen, aber doch ein paarmal ſehr gut.

Adieu, liebenswürdige, und inſonders kluge Freundin!

Gentz.

4

Wien, den 15. Juni 1814.

Vergangenen Freitag, am 10. dieſes, ſchickte ich Ihnen ein Paket aus Paris unter der mir gegebenen Adreſſe des Hauptmann John. Montag den 13. erhielt ich durch Clamm Ihren Brief vom 8. und denſelben Tag Abends durch einen mir übrigens nicht bekannten Herrn Bendemann den vom 6. Das war grauſam! Dieſer Brief vom 6. eine wirkliche Frevelthat. Marwitz geblieben! — „Daß Einer von uns todt iſt — und Sie mir nun nicht einmal antworten — herbſter Geſichtspunkt! — Es iſt nicht

viel Gewiſſes mit uns.“ — Das ſchreiben Sie mir! Da Sie meinen Hang zur Wehmuth und Reue, meine Gewiſſensbiſſe, und meine Todesſcheu kennen!

Und zwei Tage darauf durch Clamm — nichts als Spott über ſich und mich. Sie haben groß Unrecht, meine Theuerſte und herzlich Geliebte, wenn Sie glauben, ich hätte Ihre früheren Briefe lächerlich gefunden. Ich war ſehr krank, nicht bettlägerig, aber deſto kränker. Seit vier Wochen fühle ich mich unendlich beſſer. Was wußte aber Clamm davon? Dem habe ich nichts von meiner Geſundheit geſchrieben. Wenn er ſie nicht beſſer kennt, als meine Papier-Quellen, ſo fragen Sie ihn ja nie wieder drum. Aus Prag!! — Ich habe zu jeder gegebenen Zeit wenigſtens zehn verſchiedene Sorten engliſches Papier gehabt, und laſſe nur aus Prag eine gewiſſe ſtarke Sorte zu Kouverten, und nebenher aus Uebermuth ein holländiſches Depeſchenpapier kommen. Jetzt bin ich nun vollends ſo reich, habe alle Kiſten und Kaſten ſo voll, daß ich Ihnen gewiß nie auf Prager Papier ſchreiben werde. J'en suis piqué au vif. Meine Korreſpondenz mit dem Menſchen in ſeinem Hauſe beweiſet höchſtens, daß ich nicht todt war; ſonſt kann nichts daraus geſchloſſen werden.

Das Buch der Staël habe ich ſchon vor drei Jahren geleſen, nämlich — im Jahre 1812, wo ſie bei ihrer Durchreiſe durch Wien, als ſie ſich aus Coppet verbannt, und in Frankreich verfolgt träumte, mich nothzüchtigte bis zur Verzweiflung. Ueber die deutſche Literatur ſind einige merkwürdige, und unendlich ſchön geſchriebene Kapitel darin. Alles Uebrige iſt jedoch ausſtaffirter Schund. Was

weiß eine ſo ekelhafte Egoiſtin, die alles nur auf les peines du coeur, d. h. auf die armſelige Geſchichte ihrer (mit Recht) mißlungenen vielen Liebesverſuche zurückführt, von Nationen, oder auch nur von Einzelnen, wenn es ihr nicht, wie in jenen Kapiteln, durch eine Art Inſpiration zuweilen wundervoll offenbart wird? Sie ſetzte einmal an, und recht ernſthaft, auch mich zu lieben; es war im Jahre 1808. Aus purer Eitelkeit zwang ich mich damals, ſie zu kultiviren. Nachher wurde ſie mir unerträglich. Im Jahre 1813 ſchrieb ſie mir einige wahnſinnige, und dabei inſolente Briefe, aus Stockholm, politiſchen Inhalts; ich beantwortete ſie mit Kälte und Verachtung. Darüber wurde ſie wüthend, und hat nachher in England pis que pendre von mir geſagt. — Eine gewiſſe Virtuoſität kann man dieſer Perſon nicht abſprechen; wenn ſie anders wäre, als ſie iſt, und dann eben ſo zu ſchreiben verſtände, würde ſie groß ſein. Da aber niemand, auch mit dem höchſten (ſogenannten) Talent, etwas Größres ausdrücken kann, als in ihm iſt, ſo liefert ſie in ihren beſten Kompoſitionen doch nur emphatiſches Geſchwätz. — Chateaubriand betrachte ich als das Männchen von ihrer Gattung. — Göthe's dritter Theil liegt auf meinem Tiſch und wird, ſobald ich nach Baden zurückgehe, geleſen. Es treten jetzt unruhige Tage ein; (ſo eben werde ich auch im Schreiben geſtört), doch bedaure ich ſehr, daß Sie nicht den Entſchluß faßten, nach Wien zu reiſen. Die morgende Illumination — ſie koſtet zwiſchen anderthalb und zwei Millionen — wird einzig in der Weltgeſchichte ſein. Und ſpäterhin! Welche Feſte! Adieu. Jetzt wird es

zu arg um mich her. Schreiben Sie mir öfter; ich will es wahrhaftig erwirken.

Gentz.

5.

An Rahel, in Töplitz.

Baden, den 7. Auguſt 1814.

Ich befinde mich hier ſeit einigen Wochen, anfangs nur ab und zu, jetzt ſeit acht Tagen ununterbrochen, und bleibe hoffentlich in dieſer Lage bis zu Ende des Monats. Ich wohne mit der Gräfin Fuchs in einem ſchönen ſchattigen Garten; Fürſt Metternich, Stadion, die Herzogin von Sagan, die Bagrathion, Graf Bernſtorff, Weſſenberg, Nugent, Langenau, eine Menge intereſſanter oder eleganter Menſchen ſind hier verſammelt; ein Extrakt von Wien. Ich befinde mich über alle Erwartung wohl bei den Bädern, die ich ſehr regelmäßig nehme, und lebe übrigens ganz wie es mir beliebt. Daß die Zeit viel, viel zu kurz iſt, um alles zu kombiniren und konzertiren, was man thun und genießen möchte, — dieſe alte, dieſe ewige Klage iſt für jetzt faſt das Einzige, was mich in meinem Glück ſtört.

Uebrigens bin ich keineswegs müßig, verliere auch die großen Gegenſtände, für welche Sie meine Thätigkeit reklamiren, keinen Augenblick aus dem Geſicht. Sie würden ſich oft über mich wundern, zuweilen auch freuen. Doch was bin ich in dieſem Ozean? — Spannen Sie nur um Gottes willen Ihre Wünſche und Hoffnungen

nicht zu hoch. Von dem, was Sie am meiſten im Auge zu haben ſcheinen, wird, ich fürchte, gar wenig geſchehen.

Sie müſſen in einer äußerſt empfänglichen, äußerſt exaltirten Stimmung ſein, um über die Schrift von Thibaut in dem Tone zu reden, den Ihr Brief erklingen läßt. Und Sie müſſen es meiner Ehrlichkeit verzeihen, wenn ich ohne Umſchweife erkläre, daß ich nicht einmal ahnden kann, wie dieſe Schrift ſo auf Sie wirken konnte. Für's erſte iſt ſie einem einzelnen, und, obgleich wichtigen, doch am Ende nur untergeordneten Gegenſtande gewidmet; für's zweite iſt dieſer Gegenſtand keineswegs darin erſchöpft, und die Hauptſchwierigkeiten der Aufgabe ſind kaum berührt, viel weniger aufgelöſet; für's dritte iſt ſie nachläſſig, und (wie ich Ihnen durch zwanzig oder dreißig Stellen beweiſen könnte) bis zur Inkorrektheit nachläſſig geſchrieben. — Ueber die von Kohlrauſch ſchweige ich, um Sie nicht zu kränken, oder den Verdacht muthwilliger Tadelſucht zu erregen, lieber ganz. — Nein! bis jetzt habe ich über den künftigen Zuſtand von Deutſchland noch nichts geſehen, das meine Aufmerkſamkeit auch nur auf fünf Minuten hätte feſſeln können; und überhaupt finde ich die politiſche Schriftſtellerei dergeſtalt geſunken, daß es mir nicht mehr einfällt, mich in gedruckten Blättern Raths zu erholen. Daß die Staats- und Geſchäftsmänner Beßres und Größres liefern werden, behaupte ich deshalb nicht; aber eben darum habe ich über viele unerreichbare Dinge längſt meine Parthie genommen. Wenn Sie alles das wüßten, was uns wirklich drückt, oder die Fragen kennten, auf welche Antworten gefunden werden müſſen,

alle die ſchweren Probleme, die uns weit näher liegen, als das allgemeine Geſetzbuch für Deutſchland (deſſen Wünſchenswürdigkeit ich gar noch nicht anerkenne, deſſen Möglichkeit ich faſt abſolut beſtreite), — Sie würden bald aufhören, von Kohlrauſch und Thibaut zu ſprechen.

Ihren Wunſch wegen des Rheiniſchen Merkurs kann ich nicht befriedigen, weil es mit unendlichen Weitläufigkeiten verknüpft wäre, die Blätter in meiner Abweſenheit in Wien zuſammen ſuchen zu laſſen. Chokolate erhalten Sie mit dieſem Briefe.

Das Geheimniß, welches ich Ihnen nicht mittheilen konnte, ſollen Sie gelegentlich, aber ganz ſicher erfahren. Es gehört dazu ein ungewöhnlicher Mittheilungsweg. Sonſt — was könnte man Ihrem liberalen, alleſumfaſſenden, alles in ſich und Andern begreifenden, alles duldenden, und faſt alles liebenden Gemüth nicht anvertrauen!

Leben Sie wohl! Meine Minuten ſind gezählt; und ſo thöricht es auch von mir wäre, mich gegen Sie groß machen zu wollen, ſo wahr iſt es doch, daß nicht viele Perſonen in der Welt mich heute reizen können, ihnen einen Brief zu ſchreiben.

Gentz.

6.

An Rahel, in Wien.

Wien, Sonntag den 27. November 1814.

Ich habe großes Verlangen Sie zu ſehen, und mag doch nicht ſo ganz aufs Gerathewohl zu Ihnen kommen.

Sagen Sie mir daher recht freundschaftlich und aufrichtig, ob es Ihnen Recht wäre, wenn ich morgen gegen 2 Uhr zu Ihnen käme.

Gentz.

7.

Wien, Anfang Dezember 1814.

Was Sie Mittag nennen, ist ja bei mir auch schon Abend; denn wenn Sie bei mir essen wollen, so geschieht es doch nicht vor halb 5 oder 5 Uhr. Es fragt sich also jetzt bestimmter: Wollen Sie nächsten Donnerstag bei mir essen? — Ich betreibe es so lange voraus, damit die Uebrigen, die ich dazu laden will, mir nicht entgehen.

G.

P. S. Sie werden es hoffentlich übernehmen, Herrn von Varnhagen in meinem Namen einzuladen? — Ich bitte Sie aber außerdem, ihm zu sagen, es würde mir sehr lieb sein, wenn er morgen oder übermorgen vor 11 Uhr zu mir kommen wollte, weil ich ihm gern etwas mittheilen möchte.

Gentz.

8.

Wien, den 6. Dezember 1814.

Es tritt der fatale Umstand ein, daß die Gräfin Fuchs, so wie die Gräfin Bernstorff, die ich beide zum Donnerstag eingeladen hatte, nicht erscheinen können, weil

ein unglückliches Hof-Feſt, wobei ſie beide in Tableaux figuriren müſſen, nach mancherlei Schwankungen endlich auf dieſen Tag feſtgeſetzt worden iſt.

Das einzige Mittel, das Diner zu retten, wäre nun, um halb 3 Uhr zu Tiſche zu gehen. Dieſes würde Ihnen wahrſcheinlich ſo wenig anſtehen als mir. Eben ſo glaube ich, ſtimmen Sie in meinen Wunſch ein, die Sache lieber auf einen Tag zu verlegen, wo jene Damen ſicher Theil daran nehmen können. Wenn ſich dies alles ſo verhält, ſo erlauben Sie mir, Ihnen den nächſten Montag vorzuſchlagen, und thun Sie mir nicht das Herzeleid an, mich dann etwa im Stich zu laſſen.

Benachrichtigen Sie hievon auch Varnhagen und — M. S. S. N. E. A. M.?

G.

Die Stunde bleibt halb 5 Uhr. Es gefällt Ihnen ſicher bei dieſem Diner.

9.

Wien den 20. März 1815.

Die Times vom vorigen Jahre vermag ich Ihnen nicht zu ſchaffen; dieſe wegen ihrer Größe und Fülle auf die Länge höchſt unbequemen Zeitungen, in welchen man doch nie wieder etwas auffinden kann, ſammelt in der Regel Niemand. Was das Faktum betrifft, ſo iſt es wohl möglich, daß dergleichen in den Times geſtanden habe, und es würde nicht die einzige Unwahrheit ſein,

welche engliſche Blätter, ſo gut wie andre, verbreiten. Sicher und gewiß iſt aber, daß das Inſtrument, welches allein dies angebliche Faktum bekräftigen könnte, worin die Verpflichtung, auf Elba zu bleiben, verzeichnet ſein müßte, wenn ſie je übernommen worden wäre — nämlich die Konvention vom 11. April 1814 — kein Wort von einer ſolchen Verpflichtung enthält. Ihr Protégé verliert auf jeden Fall ſeine Wette, ſie müßte ſich denn ausſchließend auf den Umſtand beziehen, daß es in den Times geſagt worden ſei; bewieſen war es ſicher nicht, und falſch bleibt es immer. Bonaparte war vollkommen berechtigt, die Inſel Elba zu verlaſſen; ſeine Bundbrüchigkeit fing nur an, als er den franzöſiſchen Boden mit der Abſicht, wieder Herr in Frankreich zu werden, betrat.

Ich leiſte, was ich kann, und hoffe alſo meinen guten Willen bewährt zu haben.

Gentz.

10.

An Rahel, in Frankfurt a. M.

Paris, den 26. Oktober 1815.

Das Verhältniß, worin ich mich, höchſt unerwartet, gegen Sie verſetzt finde, iſt eines der ſchmerzhafteſten, in welchen ich mich je befand; die Aeußerungen, die ich darüber in Ihrem Briefe leſen mußte, und die harte ſchneidende Art, mit welcher Varnhagen mir (bei einer ohnehin unangenehmen Veranlaſſung) Ihren Unwillen gegen mich zu erkennen gegeben, haben mir meinen durch über-

häufte Geſchäfte und körperliche Leiden ſchon überflüſſig verbitterten Aufenthalt in Paris vollends ganz vergiftet. Mehr mag ich darüber nicht ſagen. Die von Ihnen aufgeſtellten Alternative — „ich müſſe entweder taub auf dem Herzen ſein, oder lügen" — und der Zuſatz „in beiden Fällen hätten Sie genug von mir" — geſtatten mir kaum mehr, eine Rechtfertigung zu verſuchen, ſo leicht, ſo unendlich leicht dieſe mir auch werden würde; denn ob ich gleich auf Worte, beſonders von Perſonen, die ich ſo achte und liebe wie Sie, nie ein übertriebenes Gewicht lege, ſo giebt es doch Worte, die ſo ſtark ſind, daß man kaum mehr darauf eingehen kann, ohne ſich der Verbrechen, die einem Schuld gegeben werden, ſchon halb ſchuldig zu bekennen.

Die Ueberbringerin dieſes Briefes — denn gegen Varnhagen habe ich mich, obgleich immer ſanft und milde, wie Er ſelbſt bezeugen muß, nie vollſtändig über dieſe Sache erklärt, nicht erklären wollen, noch erklären können — hat mich geſehen und gehört. Die Ueberzeugung von meiner Unſchuld gegen Sie, von meiner Treue, von meiner unwandelbaren Achtung für alle Ihre großen Eigenſchaften iſt tief in Ihre Seele gedrungen. Gelingt es Paulinen nicht, Ihnen dieſelbe Ueberzeugung mitzutheilen, ſo iſt alles mein Reden und Schreiben eitel. Ich lege daher die Sache ganz in ihre Hände und erwarte den Ausgang, ob er mir gleich wahrlich nicht gleichgültig iſt, mit der Ruhe eines von dieſer Seite gewiß unbefleckten Gewiſſens.

Unterdeſſen danke ich Ihnen von Herzen für den Antheil, den Sie, trotz Ihrer ungünſtigen Meinung von

mir, an einer Sache genommen haben, die mir (nicht ihrer reellen Folgen wegen, aber weil ich alles, was mich in perſönliche Kriege verwickeln könnte, wie den Tod ſcheue) Verdruß bereiten kann. Aus der beiliegenden Schrift werden Sie ſehen, ob die, die mich unter dieſem Titel öffentlich angreifen wollen, auch nur einen ſcheinbar vernünftigen Grund dazu haben. Sollte es aber auf mein politiſches Leben abgeſehen ſein, ſo würde ich nie etwas thun, um irgend einen, der Luſt hätte ſich von dieſer Seite an mir zu reiben, davon abzuhalten. Ich bin zu rein und zu ſtolz, um irgend ein Libell zu fürchten; meine Reputation iſt gemacht, meine Verhältniſſe ſind gegründet, und überdies naht ſich meine Laufbahn, wie ein innres Gefühl mir ſagt, ihrem Ende.

Mit Ihnen Frieden zu ſchließen, wäre einer meiner größten Wünſche. Ob dies möglich iſt, haben Sie allein zu entſcheiden. In mir liegt kein Hinderniß. Ihr Haß gegen mich kommt mir jetzt ſchon wie ein böſer Traum vor.

Sie begreifen alſo, daß ein paar gute Worte hinreichend wären, um ihn mir ganz zur Fabel zu machen. Leben Sie wohl!

Gentz.

11.

An Rahel, in Karlsruhe.

Frankfurt a. M., den 3. Dezember 1818.

Ich habe in Köln bei Scholz ein Stück eines Ihrer Briefe geſehen, woraus ich die Ueberzeugung geſchöpft,

daß Sie mich gewiß gern in Karlsruhe ſehen werden. Für ſolche Geſpräche, wie die unſrigen zu ſein pflegen, wird freilich nicht viel Zeit zu erübrigen ſein; aber ſehen, ſich wechſelſeitig überzeugen, daß man wirklich lebt und noch gar keine Anſtalten trifft zu dem vermaledeiten Sterben — das iſt immer ſchon viel.

Paulinen habe ich ein Rendezvous in Heidelberg vorgeſchlagen. Ich zweifle nicht, daß ſie es annimmt. Sagen Sie ihr, was ich vergaß zu ſchreiben, ſie möchte in Heidelberg ſogleich tüchtig einheizen laſſen, und für möglichſt gutes Eſſen ſorgen.

Wenn nur nicht gerade Dezember wäre! Was für Plane würde ich Ihnen jetzt proponiren, jetzt, wo ſechs Monate lang die ganze diplomatiſche Welt ausruhen ſoll, und wo es gar kein Geſchäft mehr giebt. Auf baldiges Wiederſehen.

Gentz.

12.

An Rahel, in Berlin.

Weinhaus, eine Viertelſtunde vor Wien,
den 28. September 1825.

Vor einem großen Spiegelglas-Fenſter aus Einem Stück, durch welches ich meinen kleinen Garten, oder vielmehr mein großes Blumen-Bouquet, wie in einem Rahmen gefaßt, überſehe; bei goldreinem dunkelblauem Himmel, und 16 Grad Wärme. — Als ob Sie's ſähen; nicht wahr?

Ich hatte freilich ſechs ſchottiſche Doſen; ſie ſind aber bis auf Eine, abgenutzt, und nicht präſentabel. Dieſe

Eine iſt nun nicht gerade eine der ſchönſten; da ſich aber in ganz Wien keine andre auffinden ließ, ſo entſchließe ich mich, Ihnen dieſe vorläufig zu ſchicken. Ich werde mir gleich einige aus London verſchreiben; Sie ſollen alsdann eine beßre, mit großen Jagdſtücken oder Thieren, erhalten.

Ihr Brief hat einen angenehmen Eindruck auf mich gemacht, ob ich gleich mit den meiſten Sätzen, die Sie aufſtellen, nicht einig bin.

Ich beſinne mich wenig, ſehr wenig auf mich ſelbſt. Und das zwar, erſtens, weil es mir nicht gelingen würde, wenn ich es auch wollte. Durch meinen Kopf, und durch mein Leben ſind zu viel Dinge, zu viel Verhältniſſe, Begebenheiten, Gedanken, Kombinationen, Arbeiten, Menſchen, Schickſale gegangen; kein Gedächtniß umfaßt das, und das meinige war und iſt nichts weniger als treu. Die Vergangenheit ſchwimmt nur noch vor meinen Augen. Zweitens aber, weil ich keinen Trieb, keine Luſt dazu habe. Ich bin, und ich war zu allen Zeiten, an die Gegenwart gebannt; und, obgleich alle Leidenſchaften, ja bis auf einen gewiſſen Grad, alle Unruhe des Begehrens und Genießens in mir ſich gelegt hat, ſo iſt doch der Zauber der Gegenwart immer noch zu mächtig. Das Vergangne kömmt mir vor, als wenn es mir nicht gehört hätte; und vor der Zukunft habe ich ein wahres Grauen, hauptſächlich (außer ihrer Unverſtändlichkeit) weil ſie an den Tod gränzt, womit ich mich, wie Sie wiſſen, nie gern beſchäftigte.

Bei Ihnen ſcheint das alles nun ganz anders zu

ſein. Und doch — ich weiß es gewiß — würden wir heute viel beſſer, ich meine viel vollſtändiger, mit einander harmoniren, als es z. B. in Karlsruhe der Fall war. Warum das? Vielleicht finden Sie Gründe und Worte, das zu erklären. Die Thatſache iſt ſicher; und ich wollte, Sie verſuchten es. So oft Sie mir (ſeit Berlin) begegneten, fühlte ich etwas Gezwungenes, Unheimliches, wie böſes Gewiſſen, in Ihrer Gegenwart; jetzt würde ich Sie ganz unſchuldig lieben; den höchſt liebenswürdig erſchienen Sie mir immer, auch wenn ich Sie fürchtete, oder vermied. Heute — weil ich endlich nach vielen andern Anſprüchen auch den abgelegt habe, meinen Freunden meine Anſichten aufzudringen, — vielleicht aus noch tiefer liegenden, mir undurchdringlichen Urſachen, würde ein unumwölkter Friede uns wie mit einem wohlthätigen Sonnenſchein (nicht einem brennenden) umfangen.

Ich denke es mir ſo; und folglich iſt es ſo. Aber wo könnten wir uns finden? In's nördliche Deutſchland kehre ich nie wieder. Berlin erſcheint mir, wie in dem düſtern Lichte eines Panorama; der Gedanke an die alten großen Plätze ängſtigt mich, wie ein Traum, wo man ſich in einer unbekannten Stadt verläuft u. ſ. f. Auch nach Töplitz oder Karlsbad werde ich ſchwerlich je noch reiſen, weil die Wäſſer und Bäder dieſer Art nicht die rechten für meine (immer ſehr leidliche, oft wie verſchwundne) Uebel ſind. In Wien, nnd bei mir in Weinhaus, würde ich Sie ſehr gern ſehen; aber warum ſollten Sie nach Wien reiſen? Und dann ſind denn doch hier für mich die Zeiten nichts weniger als gleich; es giebt deren,

wo mein Kopf, von ernſten, oder kritiſchen Gegenſtänden voll, auf die Freiheit meines Gemüthes reagirt. An einem dritten, und zwar an einem ſchönen Orte müßten wir einige Wochen mit einander in völliger Freiheit verleben, z. B. in Salzburg. Wenn Sie wüßten, wie ſchön Iſchel iſt, wo ich dieſen Sommer vier Wochen zugebracht habe! Die dortigen Salzbäder fangen an auch im Auslande berühmt zu werden. Vielleicht empfiehlt ſie Ihnen ein von Gott inſpirirter Arzt für den künftigen Sommer.

Sie ſehen doch, daß ich, von aller Scheu, und von aller Sprödigkeit weit entfernt, Sie mit wahrem Heldenmuthe herausfordre. Dies hätte ich noch vor vier oder fünf Jahren nicht gethan. Es weht mich aber aus Ihrem letzten Brief etwas an, das ich nicht recht zu klaſſifiziren weiß, worin aber keine Selbſttäuſchung liegt.

Es freut mich, daß Varnhagen Ihnen, als bei Adam Müller von mir die Rede war, beigeſtimmt hat. Ich danke ihm dafür. Ich habe ſeine biographiſchen Denkmale unter die Bücher geſtellt, die ich unverzüglich leſen will. Ich leſe übrigens ſo viel, daß es jedem, der einigermaßen den Umfang und die Mannigfaltigkeit meiner Geſchäfte kennt, fabelhaft vorkommen muß. Aber denken Sie nur, was man an Zeit gewinnt, wenn man, wie ich, auf jede Viertelſtunde geizt, und wenn man, wie dies ſeit mehreren Jahren der Fall bei mir war, des Abends nie mehr ausgeht, keinen Salon, kein Theater, keinen öffentlichen Ort beſucht u. ſ. f.

Dafür allein, daß Sie in Ihrem Briefe der Gewitter erwähnen, möchte ich Sie in dieſem Augenblick küſſen

dürfen. Sie erinnern ſich alſo, daß ich ſie fürchtete. Ich fürchte ſie auch noch, nur milder, wie alles in mir geworden iſt. Uebrigens, lieber Engel, werden wir uns in allem verſtehen, wenn Sie nur nicht etwa, wie Ihr alter Goethe (deſſen oft ziemlich inſipide Fragmente ich doch ſtets mit wahrer Rührung leſe) mit Exaltation für Lord Byron eingenommen ſind. Dies iſt der einzige Artikel, den ich Ihnen nicht durchgehen laſſe. Ich ſage aber — mit Exaltation, denn für einen großen Dichter dürfen Sie ihn ungeſtraft halten.

Ich erhielt vor ein paar Wochen einen Brief von Brinckmann, fünfzehn Bogen ſtark. Seit zehn Jahren hatte ich nichts von ihm gehört. Auch er liebt ſie, wie ſonſt.

Aber — iſt es nicht, als ob ich geſtern Thee bei Ihnen getrunken hätte? So ſage ich mit Brinckmann, freue mich über mich ſelbſt, und höre auf.

Gentz.

13.

Wien, den 8. November 1827.

Sie haben ſich gewiß mehr als Einmal vorgeſtellt, meine Theuerſte, ich hätte Sie vergeſſen. Sie zu erinnern, daß dem nicht ſo iſt, mögen Sie als das erſte Motiv zu dieſen Zeilen betrachten, und als ſolches haben ſie vielleicht einigen Werth in Ihren Augen. Was mich ferner dazu beſtimmt, iſt von geringerm Gehalt, und macht blos auf Ihre Nachſicht Anſpruch. Ich fühle, daß ich alt und älter werde. Das Leben hat faſt allen Reiz

für mich verloren, und ſterben mag ich doch auch nicht, weil die Exiſtenz nach dem Tode, wie es auch immer damit ſtehen mag, mich noch viel weniger reizt. Ich habe mich mit Ihnen oft — wie mit wenig andern Menſchen — über tiefe Abgründe des menſchlichen Seins erklären und verſtändigen können. Ich möchte wiſſen, wie Ihnen das Leben heute erſcheint? In jedem Falle habe ich dabei etwas zu gewinnen. Weicht Ihr Gefühl und Ihre Weltanſicht von der meinigen ab, ſo kann Ihr Beiſpiel mich vielleicht ermuthigen und ſtärken. Sollten Sie hingegen mit mir ſympathiſiren, ſo wäre es immer kein kleiner Troſt, eine Leidensgefährtin, wie Sie ſind, zu haben. Sprechen Sie, wenn Sie ſich überhaupt dazu aufgelegt finden, ſo einfach und klar als möglich zu mir; denn alle Nebel ſind für mich zerronnen. Sie müſſen wiſſen, daß ich keine beſtimmte Klage habe, daß ich mit meiner Geſundheit und mit meinen Kräften, obgleich ſie in Abnahme ſind, immer noch ſehr zufrieden ſein kann, daß ich mit der Welt noch durch manche intereſſante Fäden zuſammenhänge, und daß ich übrigens mit nicht unwichtigen Realitäten genugſam beſchäftigt bin, um nicht aus langer Weile in Grübeleien zu verſinken. Alles, was Myſticismus oder Fanatismus heißen kann, iſt fern von mir. Ich glaube die Menſchen und die Dinge nie ſo klar geſehen zu haben, als jetzt. Und doch iſt alles leer, matt, und abgeſpannt um mich her, und in mir!

Sie können vielleicht Gründe haben, ſich über Ihre Gemüthsſtimmung nicht ſo deutlich auszuſprechen, wie ich ſo eben über die meinige. Wenn dies der Fall ſein ſollte,

weiſen Sie mich ab. Aus Ihrer Anwort werde ich wenigſtens (das darf ich hoffen) den Troſt und die Freude ſchöpfen, zu erfahren, daß Sie mir noch gut ſind. Dieſen Genuß verſagen Sie ſicher nicht Ihrem alten treuen Freunde.

Gentz.

N. S. Sagen Sie Hrn. von Varnhagen, daß ich die Berliner kritiſchen Blätter, in denen manches mir fremd iſt, und manches mir mißfällt, blos deshalb regelmäßig leſe, um ſeine Artikel darin aufzuſuchen. Die Art, wie er neulich, ohne mich zu nennen, von mir geſprochen hat, überraſchte mich. Denn, was er zu meinem Lobe ſagt, iſt gerade das, was der Meinung des Pöbels (der nichts als ein blindes Werkzeug der Macht in mir ſieht) am ſtärkſten widerſpricht.

14.

Wien, den 10. Februar. 1828.

Reif bin ich freilich, meine theure Freundin, glaube wenigſtens es zu ſein, aber auch wohl — überreif. Einen Beweis des letztern finde ich unter andern in der großen Abneigung, die ich gegen alles Briefſchreiben habe; und das hauptſächlich aus dem Grunde, weil mir ſcheint, man könnte ſeinen Freunden gar nichts mehr ſagen, was ſie nicht längſt ſchon gewußt, und zehnmal beſſer ſich ſelbſt geſagt hätten.

Als ich Ihnen im Monat November ſchrieb, hatte ich das Bedürfniß, über gewiſſe finſtre Gefühle, die in

meiner Seele lagen, und noch liegen, eine Art beruhigenden Kommentars von Ihnen zu erhalten. Dieſen Zweck habe ich nicht erreicht. Sie haben mir zwar eine Antwort, voll liebenswürdiger und ſchmeichelnder Worte gegeben, deren Sinn ich, zum Theil, mehr errathen als verſtanden habe; die eigentliche Wunde aber haben Sie doch nicht berührt. Ihr Brief hatte ſeinen eignen Werth, war aber keine Antwort auf den meinigen.

Ich bin feſt überzeugt, daß, wenn das Schickſal uns irgendwo zuſammen führte, wir nach drei oder vier tüchtigen Geſprächen einander wieder vollkommen verſtehen würden. Durch Korreſpondenz halte ich es nicht für möglich. So geregelt auch Ihr Kopf und Ihr Herz ſein mag — Ihre Manier bleibt nun einmal excentriſch, und daher der zunehmenden Trockenheit meines Geiſtes nicht mehr faßlich. Ihre lebendige Perſon allein würde mir den Schlüſſel zu Ihrem Briefe geben. Sie werden dieſe Bemerkung, die mich mehr trifft, als Sie, nicht als Tadel betrachten. Ich ſuche nur zu erklären, welches Hinderniß zwiſchen uns Beiden beſteht, obgleich wir im Grunde einander ſehr nahe ſein mögen.

Sie ſprechen von franzöſiſchen Verſen. Ich aber leſe ſeit mehreren Jahren überhaupt keine Verſe mehr, als allenfalls die von Virgil, Horaz und Lucan. Der einzige franzöſiſche Dichter, den ich noch ertragen könnte, wäre Racine. Und nun gar Verſe im **Courrier français** aufzuſuchen, wäre mir wie ein Spaziergang in ein Peſthaus.

Die Dinge in der Welt haben, für mich wenigſtens, eine zu ernſte und tragiſche Geſtalt angenommen, als daß

Poeſie und Imagination nicht in mir völlig erlahmt ſein ſollten. Sie ſind unvergänglich jung, und unter allen Dornen des Lebens, die Sie hinlänglich kennen, blüht Ihre Seele doch ungeſtört fort. Ich wünſche Ihnen Glück dazu, und freue mich darüber. Aber nachfliegen kann ich Ihnen nicht; ich bin mit eherner Feſſel an eine Wirklichkeit gebunden, von der ich mich, ſo wenig ſie mir auch behagt, nicht loszumachen vermag.

Können ſolche Geſtändniſſe Ihnen ſchmeicheln? Ich kann es mir kaum vorſtellen. Daß ich nicht dabei gewinne, ſcheint mir ziemlich klar. Ich ſehe aus Ihren Briefen, daß Sie ſich von mir ein Bild machen, welches — wenn es je dem Originale geglichen haben ſollte — wenigſtens heute ihm nicht ſonderlich gleicht. Durch Stillſchweigen würde ich vielleicht zur Konſervation dieſes Bildes mehr beitragen, als durch Sprechen. Aber es iſt etwas in Ihnen, das mich zwingt, aufrichtig zu ſein. Wollen Sie nichts deſto weniger fortfahren, mich zu lieben — den Schatten alter Phantaſien — und auf ein paar Zeilen von mir einen mir ſelbſt unerklärbaren Werth legen, ſo reiche ich Ihnen herzlich gern die Hand, und ſage noch dazu, daß eine Treue wie die Ihrige nicht mehr zu finden iſt.

Empfehlen Sie mich Varnhagen auf's freundſchaftlichſte. Seine gute Meinung von mir iſt mir nicht gleichgültig; ſie beruht auch einigermaßen auf Wahrheit, während die Ihrige — leider! — großentheils nur noch Dichtung iſt. Können Sie mir beweiſen, daß ich mich irre, ſo werde ich es als eine Wohlthat erkennen. Der Troſt

aber bleibt mir, daß, wenn Sie mir auch vollſtändig Recht geben müßten, Sie nicht aufhören würden, meine beſte Freundin zu ſein.

Gentz.

15.

Wien, den 22. September 1830.

Sie haben lange, ſehr lange nichts von mir gehört, meine vortreffliche Freundin; gleichwohl glaube ich ſteif und feſt, daß es mir immer noch erlaubt iſt, Sie mit dieſem Namen zu nennen.

Vor allem muß ich mich einer der ſchwerſten Sünden anklagen, deren ich mich je ſchuldig gemacht habe. Herr von Varnhagen überſendete mir vor mehreren Monaten die von ihm verfaßte Lebensbeſchreibung des Grafen Zinzendorf; mit einem der freundſchaftlichſten, liebenswürdigſten, ſchmeichelhafteſten, geiſtreichſten Briefe, die mir ſeit langer Zeit vorgekommen waren. Ich habe das Buch geleſen, mit dem größten Intereſſe geleſen, eine Menge von Betrachtungen dabei angeſtellt, die wohl verdient hätten ihm mitgetheilt zu werden. Ich war auch gleich nach der Lektüre entſchloſſen, dies zu thun, und zugleich ihm — und Ihnen — für ſeinen Brief, der mich tief gerührt hatte, aus vollem Herzen zu danken. Erbärmliche Geſchäfte bewirkten einen erſten, ſtrafbaren, Aufſchub. Weiterhin trat eine verunglückte Reiſe nach Böhmen mit dem Fürſten, von der wir bald wieder nach Wien zurückgeworfen wurden, dazwiſchen; dann übermannten mich die politiſchen

Kataſtrophen; und zu dieſen geſellte ſich in meiner Nähe, und in meinem Innern — ein Hinderniß, welches ich kaum den Muth habe, Ihnen ausdrücklich zu offenbaren, Sie aber, mit Ihrem göttlichen Scharfſinn, aus dem Verfolg dieſes Schreibens, zum Theil wohl errathen werden.

Von Ihnen, meine Theuerſte, verlange und erwarte ich nun, daß Sie mich bei Ihrem Gatten, ſo gut es Ihnen möglich ſein wird, entſchuldigen. Von einer groben Nachläſſigkeit kann ich mich nicht frei ſprechen, aber es würde mich wahrhaft betrüben, wenn er mich einer ſchwarzen Undankbarkeit fähig glauben könnte.

Sein Brief hat mir unter andern bewieſen, daß Sie ſich noch zuweilen mit mir beſchäftigen; und ich weiß, — ohne mich von thörichter Eitelkeit verblenden zu laſſen —, daß ich von jeher zu den Menſchen gehörte, die Sie Ihrer beſondern Aufmerkſamkeit werth hielten. Ich weiß ferner, daß in Ihnen ſich nichts Weſentliches geändert haben kann, und daß Sie heute noch alle die Eigenſchaften beſitzen müſſen, die meinem frühern Umgange mit Ihnen einen ſo hohen Reiz verliehen. Ich wage es daher, Ihnen etwas von mir zu erzählen. Ich fühle mich dazu vorzüglich deshalb berufen, weil unſre letzte Korreſpondenz ſich um traurige Fragen drehte, die Sie mir, mit Ihrer gewöhnlichen großartigen Philoſophie, doch, nach meinem damaligen Gefühl, nicht ganz befriedigend beantworteten. Seitdem hat ſich in mir eine große Revolution zugetragen; und von dieſer will ich Ihnen Rechenſchaft geben, ſo viel dies in den engen Schranken eines Briefes geſchehen kann.

Der erſte Urſprung dieſer glücklichen Revolution lag in dem Umſtande, daß ſeit ungefähr zwei Jahren meine Geſundheit, die in den vorhergehenden fünfzehn Jahren, zwar nicht durch eigentliche Krankheiten, aber durch langwierige arthritiſche Beſchwerden ſehr gelitten hatte, eine faſt wundervolle Regeneration erfahren hat. Ich befinde mich heute ſo wohl, und habe ein ſo lebhaftes Gefühl von Wohlſein, wie es mir kaum in meinen beſten Jahren zu Theil geworden iſt. Eine Folge davon war unter andern, daß nicht nur mein Geiſt ſeine ganze jugendliche Friſche, und mein Herz ſeine ganze ehmalige Empfänglichkeit wieder gewonnen, ſondern daß ſelbſt mein Aeußres ſich auffallend verjüngt hat, und alle meine körperlichen Kräfte mir wieder zu Gebot ſtehen. Es iſt beinahe lächerlich, in meinen Jahren ſo von ſich ſelbſt zu ſprechen. Da ich es aber mit Wahrheit ſagen kann, weil es mir täglich, und von allen Seiten, wiederholt wird, warum ſollte ich Ihnen, meine theilnehmende Freundin, die Freude nicht gönnen, es von mir zu hören? Ich könnte Ihnen darüber Zeugniſſe von Perſonen, die mich lange nicht geſehen hatten, anführen, welche Ihnen keinen Zweifel laſſen würden. Meine Ihnen bekannte Furcht vor dem Tode iſt daher auch, obwohl keinesweges verſchwunden, doch ſo in den Schatten geſtellt, daß ſie mich nur ſelten anwandelt, und daß ich ſchon ſtillſchweigend wenigſtens auf Bonſtettens merkwürdiges Alter zu rechnen beginne.

Jetzt werden Sie das Folgende einigermaßen verſtehen.

Mit meiner wiederkehrenden Geſundheit habe ich mich von neuem in die Welt und das geſellſchaftliche Leben geworfen, dem ich durch viele Jahre entſagt hatte. Das Vergnügen, womit man mich allenthalben empfing, bewies mir, daß ich in dieſem Kreiſe meine Stelle noch ſehr gut behaupten konnte. Mein ſteigender Widerwille gegen die öffentlichen Geſchäfte (ob ich gleich keinen Augenblick aufgehört habe, ſie gewiſſenhaft zu betreiben), meine zunehmende Furcht vor einſamen Studien, die mir immer nur finſtre Reſultate darboten, trugen das Ihrige zu dieſem veränderten Regime bei. Ich hielt mich hauptſächlich an die Weiber, die mir zu allen Zeiten wohlgewollt, und die heute, weit mehr als vor fünfundzwanzig oder dreißig Jahren, hoch über den Männern ſtehen. Ich machte einigen von ihnen, wie man es nennt, die Kour, und verſchaffte mir dadurch ein beſtimmtes Intereſſe in der Geſellſchaft. Daß ich mich noch verlieben könnte, hielt ich für unmöglich, und fühlte doch, daß ich zuletzt auch auf dieſen Punkt noch einmal gelangen müßte, um meiner erneuerten und verjüngten Exiſtenz recht froh zu werden. Dies Vorgefühl wurde auf eine höchſt unerwartete Art realiſirt. Ihnen darf und muß ich geſtehen, was ich gegen Andre blos nicht förmlich abläugne, daß ich ſeit dem vorigen Winter eine Leidenſchaft von größerer Stärke, als irgend eine meines frühern Lebens, in meiner Bruſt trage, daß dieſe Leidenſchaft zwar zufällig entſtanden, nachher aber von mir vorſätzlich genährt und gepflegt worden iſt.

Sie werden erſtaunen, vielleicht ſogar erſchrecken, wenn ich Ihnen ſage, daß der Gegenſtand dieſer Leiden-

ſchaft ein neunzehnjähriges Mädchen, und noch obendrein eine Tänzerin iſt. Ich muß nicht allein auf Ihre Gutmüthigkeit, ſondern auch auf Liberalität (im alten edelſten Sinne des Worts), auf Ihren über alle gemeine Anſichten erhabenen Blick, auf ihre Vielſeitigkeit, auf Ihre Toleranz, rechnen, um nicht zu beſorgen, daß Sie mich auf mein Geſtändniß dieſer Art ohne Gnade und Barmherzigkeit verdammen werden.

Wenn ich Ihnen aber verſichre, daß der Umgang mit dieſem Mädchen eine Fülle von Glückſeligkeit, wie ich ſie eigentlich nie gekannt habe, über mich ausgegoſſen hat — daß dieſer Umgang das Gegengewicht mannigfaltiger Sorgen, denen ich ſonſt unfehlbar unterlegen hätte, das Erhaltungsprinzip meiner Gemüthsheiterkeit, meiner Geſundheit, und meines Lebens geworden iſt, — ſo werden Sie nicht nur geneigt ſein, mich zu entſchuldigen, ſondern auch mit Ihrer gewohnten, aufgeklärten Billigkeit zugeben, daß eine Perſon, die ſo auf mich wirken konnte, außer dem unendlichen Reiz, womit ſie mich feſſelt, einige Eigenſchaften beſitzen muß, die ein Verhältniß, wie das hier geſchilderte, erklären.

Dieſe Perſon befindet ſich jezt in Berlin. — — Wenn Sie ſich anders noch um das Theater bekümmern, werden Sie vermuthlich von ihr hören. Ich habe aber den Wunſch, daß Sie ſie ein- oder zweimal, wenn auch nur auf dem Theater, ſehen möchten. Ich weiß von ſonſt her, daß Sie auf die äußere Geſtalt der Menſchen, und mit Recht, einen großen Werth legen. Es iſt mir alſo nichts weniger als gleichgültig, ob und wie dieſe

Fanny Ihnen gefällt? Und ich bitte Sie, mir gelegentlich etwas darüber zu ſchreiben.

Mit dem Sinne für Geſelligkeit, für weibliche Schönheit — für Liebe, ich ſpreche das Wort immer noch — ſelbſt vor Ihnen — zitternd aus — iſt auch der Sinn für die Poeſie in mir von neuem erwacht. Ich ergreife jede freie Stunde, um in alten und neuen, römiſchen, deutſchen, italiäniſchen, franzöſiſchen Dichtern zu leſen. Und wie weit ich es in dieſer Lieblingsbeſchäftigung gebracht habe, werde ich Ihnen an einem Beiſpiele zeigen, welches namentlich für Sie nicht ohne Intereſſe ſein kann.

Im vergangnen Jahre fielen mir die Reiſebilder von Heine in die Hand. Sie können ſich leicht vorſtellen, daß ich in der politiſchen Geſinnung des Verfaſſers die meinige nicht wieder fand; und daß mir überdies manches Inkorrekte, Ultra-Originelle, in dieſer Schrift zuwider ſein mußte. Nichts deſto weniger las ich die drei Bände mit vielem Vergnügen, weil ein großer Theil der eingeſtreuten Gedichte (nicht alle!) mich in höchſtem Grade anzogen. Erſt vor einigen Tagen entdeckte ich ſein bereits im Jahr 1827 gedrucktes, mir aber bisher unbekannt gebliebenes Buch der Lieder, worin ein Abſchnitt Ihnen gewidmet iſt; und früher ſchon hatte mir jemand — ich weiß wirklich nicht mehr wer? — geſagt, oder geſchrieben, daß Heine bei Ihnen in beſonderer Gnade ſtehe. Ich entſchloß mich daher gleich, dieſe Lieder zu leſen. Verſchiedene derſelben kannte ich aus den Reiſebildern. Mehrere mißfielen mir, weil ſie gar zu nachläſſig, ich möchte ſagen, gar zu liederlich hingeworfen, kaum mehr an die Form

der Poeſie erinnern, und einem Tiſchgeſpräch ähnlicher ſehen, als Gedichten. Aber eine gewiſſe Anzahl wirkte auf mich mit einem unbeſchreiblichen Zauber; und an dieſem ergötze ich mich fortdauernd. Morgens und Abends ſind ſie meiner heutigen Gemüthsſtimmung dergeſtalt homogen, daß ich mich ganz darein vertiefen, und verſenken kann. — Wenn ich erſt wiſſen werde, wie Sie den gegenwärtigen Brief aufgenommen haben, und ob Sie mich nicht etwa zum Tollhauſe reif erklären, will ich Ihnen alle die Nummern bezeichnen, von denen das hier Ausgeſprochene gilt. Vor der Hand begnüge ich mich auf ein einziges zu deuten, woraus Sie ungefähr ſchließen können, was es mit dieſer Liebhaberei auf ſich hat.

Ich bewundre in dieſem Augenblicke den Muth, der dazu gehörte, um Ihnen eine ſolche Reihe, gewiß höchſt unerwarteter Bekenntniſſe abzulegen, um Ihnen zu ſagen — daß ich mich verjüngt fühle — daß ich liebe — daß ich eine Tänzerin anbete — und daß ich mit Heine ſympathiſire! Sie ſind aber auch die einzige Perſon in der Welt, gegen welche ich das wagen würde; und, wenn dieſer Brief nicht durch einen öſterreichiſchen Kourier nach nach Berlin ginge, hätte ich es auch gegen Sie nicht gewagt. Faſt alles, was er enthält, konnte nur im engſten Vertrauen geſchrieben werden; ich war lange gewohnt, mit Ihnen zu denken, mit Ihnen zu fühlen, vor Ihnen meine verborgenſten Schwachheiten nicht zu verbergen. Sind Sie Ihrerſeits dieſelbe geblieben — und wie ſollte ich es bezweifeln? — ſo belohnen Sie mein Vertrauen mit einem — freundlichen oder ſtrafenden — Brief, in

der alten bekannten Manier. Melden Sie mir zugleich, wie es mit Ihnen, mit Ihrer Gesundheit, mit Ihrer Gemüthsstimmung, mit Ihrem zeitlichen und ewigen Wohl und Weh steht! Wir Beide dürfen uns nicht trennen, so lange wir athmen; schlagen Sie zu, und stillen Sie bald die Sehnsucht Ihres treuen Freundes

Gentz.

N. S. Als ich eben diese Blätter schließen will, empfange ich ein Schreiben von Varnhagen vom 24. August, woraus ich mit herzlichster Freude ersehe, daß er mir mein Stillschweigen schon verziehen haben muß. Den von ihm empfohlenen Fremden, den ich noch nicht gesehen habe, werde ich gewiß so aufnehmen, wie es einem von ihm Empfohlenen gebührt.

16.

Preßburg, den 18. Oktober 1830.

Sonnabend den 9. d. erhielt ich Ihren ersten Brief, meine unvergleichliche Freundin, und hätte gern auf der Stelle wieder an Sie geschrieben, wenn es mir nicht durch Geschäfte, die mir freilich weit weniger gefallen, als Ihre Briefe, unmöglich gemacht worden wäre. Einige Tage nachher mußte ich mich zum zweitenmale hieher begeben, wo wir seit der Eröffnung des ungarischen Landtages größtentheils zu residiren genöthiget sind. Und hier erhielt ich denn gestern Abend Ihr zweites, für mich überaus wichtiges Schreiben vom 9.

Wie ſehr ſich mein Herz von neuem zu Ihnen gezogen fühlt, das wußten Sie, und mußten Sie wiſſen, indem Sie mir dieſe köſtlichen Geſchenke machten. Die zärtliche Freundſchaft, womit Sie meine Bekenntniſſe und meine Empfehlungen aufnahmen, hatte mich ſchon tief gerührt; Ihre Zufriedenheit mit Fanny, Ihre Schilderung von ihr, die Beſchreibung Ihrer erſten Entrevue, Ihre Theilnahme an ihrem Succeſſe, das alles wirkte — ich kann es mit voller Wahrheit ſagen — berauſchend auf mich. Eine Freundin wie Sie giebt es in der Welt weiter nicht.

Ich darf Ihnen indeß nicht verbergen, daß ein paar Stellen Ihres letzten Schreibens mich (ohne Ihren Willen) ſchmerzlich betrübt haben. Die eine, wo Sie in einer an mich gerichteten Apoſtrophe Ihre (gerechte) Verwunderung ausdrücken, daß ich die Reiſe nach Berlin geſchehen laſſen konnte; die andre, und das war der eigentliche Seelenſtich, wo Sie mich mit großen Engagements-Anträgen bedrohen.

Ich habe zwar alle nur erdenkliche gute Gründe zu glauben, daß Fanny nicht ſo leicht irgend einem Antrage Gehör geben wird, der ſie auf längere Zeit von mir entfernen könnte. Wenn Sie unſer Verhältniß näher kennten, und Umſtände wüßten, die ich keinem Papier anvertrauen kann, ſo würden Sie dieſen meinen Glauben nicht für einen leeren Wahn halten. Dennoch könnten die Anträge von der Art ſein, daß ich ſelbſt, aus Gewiſſenhaftigkeit, ihr zureden müßte, ſie anzunehmen. Aber, wahrſcheinlich oder nicht, die bloße Erwähnung dieſer Gefahr

ergriff und erſchreckte mich ſo, daß ſie den wonnevollen Eindruck, den alle Ihre übrigen Worte auf mich gemacht hatten, grauſam ſtörte, und mir (da ich Ihren Brief zwiſchen 1 und 2 Uhr, bei meiner Zurückkunft von einer mir ſehr gleichgültigen soirée dansante, las) eine ſchreckliche Nacht bereitete.

Ich habe Ihnen zwar in meinem früheren Briefe deutlich genug zu erkennen gegeben, was es mit dieſem Verhältniß auf ſich hat; dennoch wagte ich es damals nicht, Ihnen das Innerſte meines Herzens aufzuſchließen, weil mich, trotz aller Kenntniß Ihres großartigen Geiſtes, eine gewiſſe geheime Scheu, die Sie mir mit Recht als kindiſch vorwarfen, zurück hielt. Aus dem, was ich Ihnen oben erzählt habe, werden Sie ſich nun die ganze Wahrheit abſtrahiren können. Ja, meine theure Freundin, ich muß es Ihnen geſtehen: alle Leidenſchaften, die jemals in meiner Bruſt gekocht haben — und ſeit zwanzig Jahren glaubte ich mich für immer frei davon — ſind im Vergleich mit der, die dieſes Mädchen in mir entzündet hat, nur Kinderſpiele geweſen. Es fehlt mir leider an Zeit, um Ihnen heute, ſo wie Sie es wünſchen, die Geſchichte dieſer Leidenſchaft zu erzählen, die, im vergangenen Winter erzeugt, und, durch einen ſonderbaren Zuſammenfluß von Umſtänden, in einem Zeitraum von ungefähr vier Monaten zu ihrer jetzigen koloſſalen Geſtalt groß gezogen ward. Erwägen Sie nur Folgendes: Jetzt, nachdem Sie einige ihrer Reize kennen gelernt haben, werden Sie ſehr natürlich und glaublich finden, daß Fanny nur hätte winken dürfen, um zehn Liebhaber für einen, und die ein-

nehmendſten und mächtigſten zu ihren Füßen zu ſehen. Sie verſchmähte ſie alle, und wählte mich. Ich hatte ihr weder Jugend noch Schönheit, noch Reichthum, noch irgend etwas, was ein junges Mädchen, und noch obendrein eine Theaterperſon gewinnen konnte, anzubieten. Die aufgeklärtern unter den gewöhnlichen Menſchen meinen, uud ſagen (denn mein Verhältniß mit ihr iſt der Gegenſtand zahlloſer Geſpräche in der hieſigen Geſellſchaft, wo ich wohlgelitten bin) — ich hätte ſie blos durch meine ſogenannte Beredſamkeit erobert. Dies wäre immer ſchon merkwürdig genug; aber es iſt noch bei weitem nicht das Rechte. Ich habe ſie einzig und allein durch die Zauberkraft meiner Liebe gewonnen. Als ſie mich kennen lernte, wußte ſie nicht, ahndete nicht, daß es eine ſolche Liebe gäbe; und hundertmal hat ſie mir geſtanden, daß ich ihr durch die Art, wie ich vom erſten Augenblick an mit ihr umging, und weiterhin auch die Offenbarung einer (allerdings nicht häufigen, noch gemeinen) Liebe, von deren Möglichkeit ihr nie geträumt hatte, eine neue Welt eröffnet hätte. Hier allein liegt der ganze Schlüſſel der Erſcheinung. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß ich nie den thörichten Anſpruch machte, von ihr Gegenliebe, im engern Sinne des Wortes, zu erwarten, mir nie einbildete (denn mein Verſtand verläßt mich in der heftigſten Leidenſchaft nicht), daß ſie ſich in mich verlieben könnte. Es war mir genug, ihr ein zwiſchen Freundſchaft, Dankbarkeit und Liebe ſchwebendes Gefühl einzuflößen, und es gelang mir denn auch wirklich — ſo wie dem Menſchen alles gelingt, wonach er mit voller Energie und wahrer Beharrlichkeit

ſtrebt, — dies Gefühl dergeſtalt in ihr zu gründen, und zu befeſtigen, daß es nach und nach ihre ganze Seele ausfüllte, und heute, wenn mich nicht alles trügt, ſchwerlich von irgend einem andern verdrängt oder überwältigt werden könnte.

Denken Sie ſich nun, was das heißt, eine Leidenſchaft, wie die meinige, in meinen Jahren, mit den wenigen mir übrig gebliebenen Anſprüchen, ſo belohnt zu ſehen! Denken Sie ſich la satisfaction de l'amour-propre, von welcher kein Sterblicher ſich losmachen kann, und am wenigſten der, welcher die Schmeichelei ſo gern hat, wie Sie und ich; denken Sie ſich die Seligkeit eines täglichen, durch nichts geſtörten Umganges mit einer Perſon, an der alles mich entzückt, die nicht nöthig hat, „wie die ganze Venus aus dem Meere zu ſteigen“ (ein göttlicher, mir ſehr verſtändlicher Ausdruck in Ihrem Brief!), in deren Augen, in deren Hände (ſehen Sie ſie nur an), in deren einzelne Reize ich mich ſtundenlang vertiefen kann, deren Stimme mich bezaubert, und mit der ich, wie mit der gelehrigſten Schülerin (ich erziehe ſie mit väterlicher Sorgfalt) — zugleich meiner Geliebten und meinem treuen Kinde — unerſchöpfliche Geſpräche führe, worüber Sie manchmal erſtaunen würden; — denken Sie ſich dieſen Reichthum von Genüſſen, und dazu noch ſo vieles, was ſich nicht ſagen läßt, — und es wird einem Gemüth von der Faſſungskraft des Ihrigen leicht werden, das, was Andern immerhin eine Thorheit ſcheinen mag, vollſtändig zu begreifen. Sie haben ohnehin das Meiſte ſchon errathen; Ihr Brief, und die Art, wie Sie Fanny

behandelt haben, bürgt mir dafür. Ich werde vermuthlich diesen Abend einen Brief von ihr erhalten, wenn sie mir auch nur am 9. geschrieben hat. Was ich bei Ihrem Brief gefühlt, habe ich ihr heute schon berichtet. Aber die verdammten Posten gehen so langsam, und so unregelmäßig!

Sie werden sie schüchtern und verlegen gefunden haben, wie es das Bewußtsein ihrer geringen Kultur, und der Respekt vor einer Frau, die ich ihr mehr als Einmal, wie ein fast wundervolles Wesen geschildert hatte, nothwendig mit sich bringt. Vielleicht gelingt es Ihnen aber, sie zu apprivoisiren; und es würde mich unendlich freuen, wenn Sie ihr die Zunge lösen könnten. Ihr Urtheil über mich wird großen Eindruck auf sie machen; und überdies können Sie mir einen wesentlichen Dienst leisten; sie ist eigentlich auf zwei Monate in Berlin engagirt, und hat mir heilig versprochen, in den ersten Tagen des Dezembers, wo nicht früher, wieder in Wien zu sein, wohin ich vor Ende dieses Monats sicher zurückkehre. Nun habe ich sie aber neuerlich — und zwar aus sehr guten Gründen, die ich jedoch weder ihr, noch Ihnen, schreiben kann, gebeten, nicht länger als bis zum 15. November in Berlin zu bleiben. Sie erzeigen mir eine unvergeßliche Wohlthat, wenn Sie diese Bitte unterstützen. Ich kann, wie Sie richtig erriethen, die Qual ihrer Abwesenheit kaum mehr ertragen. So lange sie hier war — auch das gehört unter die Merkwürdigkeiten dieser meiner Epoche —, wurden alle, auch die ungangenehmsten Geschäfte (und wo giebt es heute wohl andre?) mir leicht; und ich

habe in meinen öffentlichen Verhältniſſen gewiß nicht das Kleinſte vernachläſſigt. Jetzt bin ich zuweilen von Unmuth niedergedrückt. Sagen Sie ihr dies alles, wenn Sie Gelegenheit finden, über mich und mein Verhältniß mit ihr zu ſprechen. Setzen Sie hinzu — auch dies iſt die volle Wahrheit — daß ſelbſt meine Geſundheit darunter leidet. Ich weiß, daß Sie dieſen Auftrag gern übernehmen.

Ihre diplomatiſche Geſchicklichkeit ehre ich zwar nach Gebühr, muß Ihnen aber doch ſagen, daß ſie im gegenwärtigen Fall nicht gerade nothwendig war. Wie es zwiſchen Fanny nnd mir ſteht, iſt in Wien ſo wenig ein Geheimniß, daß man alle Tage davon ſpricht, und — was zu meiner Zufriedenheit nicht wenig beiträgt — diejenigen Perſonen, an denen mir am meiſten liegt, unter andern Fürſt Metternich, die Sache nie anders als mit Wohlwollen und Delikateſſe behandeln. Krieg wird alſo darüber nicht entſtehen.

Dienstag, den 19. Oktober.

Es iſt mir äußerſt angenehm, daß ich meinen Brief geſtern nicht vollenden konnte; denn heute früh habe ich einen von Fanny erhalten, der mich wieder ſehr beruhigt. Es iſt eine immerwährende Ebbe und Fluth in meiner Seele — das ſicherſte Merkmal ſtarker Leidenſchaft.

Graf Redern hat allerdings ſchon von dortigem Engagement geſprochen, und, wie es ſcheint, in ziemlich lockenden Worten. Hierüber ſchreibt ſie mir (am 9.) Folgendes: — — Sie ſehen hieraus, daß die Gefahr noch nicht gar groß iſt. Indeſſen nehme ich meinen Auftrag

nicht zurück, bitte Sie vielmehr recht herzlich, ein Gespräch mit Fanny zu suchen, welches auch in andrer Rücksicht immer wohlthätig für mich sein wird. Ich lege hier einen kleinen Brief an sie bei. Die Uebersendung desselben wird vielleicht das Gespräch befördern können.

Es ist wahrhaft unanständig, daß ich Sie bis hieher nur von dem einzigen Gegenstande unterhielt, der mich in so gewaltige Bewegung gesetzt hat. Sie aber kennen die menschlichen Unarten und Schwächen aus dem Grunde, und verzeihen mir folglich.

Ich erwarte Ihre gedruckten Blätter mit unaussprechlicher Ungeduld. Ich freue mich darauf, wie ein Kind auf eine Weihnachtsgabe. Ich weiß zum voraus, daß sie nicht blos meinen Kopf befriedigen, sondern mein ganzes Wesen erschüttern werden. Das sind die Lektüren, deren ich jetzt bedarf, um mich von denen zu erholen, die mir als mein Tagewerk obliegen. Sie müssen wissen, daß eine Menge Ihrer geistreichen Worte mir unaufhörlich in den Ohren klingen, daß ich sie nicht vergessen kann, so lange ich lebe, sie mir tausendmal wiederhole. Einige habe ich sogar der Fanny einstudirt, manche, deren Sie selbst sich vielleicht nicht mehr erinnern. Andre behielt ich für mich selbst, und theilte sie niemanden mit. Ob Ihre Aphorismen bei mir gut angebracht sein werden, mögen Sie hienach beurtheilen. — Ich vergebe Ihnen nicht, daß Sie mich so spät damit bekannt machten.

Noch immer labe ich mich an dem Buch der Lieder. In Wien ist nur Ein Mensch, der mit mir über diese Gedichte völlig sympathisirt — der Major Prokesch; Varn-

hagen kennt ihn gewiß. Mit dieſem bade ich mich Stunden lang in dieſen melancholiſchen ſüßen Gewäſſern. Das Gedicht, welches Sie loben, iſt mir ſogar lieber, als das von Schiller über denſelben Gegenſtand, ſo ſehr ich dies auch immer bewundert habe. Selbſt die, welche an wirkliche Gotteslästerung ſtreifen (wie Götterdämmerung, Fragen u. ſ. w.), leſe ich doch nicht ohne die tiefſte Emotion, und klage mich manchmal ſelbſt darüber an, daß ich ſie ſo oft, und ſo gern leſe. Solche, wie in dem lyriſchen Intermezzo No. XXXII und XXXVII, möchte ich den ganzen Tag wiederholen hören. In meiner friſcheſten Jugend war ich nie ſo auf die Poeſie verſeſſen als heute. Nie würden wir uns beſſer verſtanden haben; und aus vollem Herzen rufe ich mit Ihnen aus: Welche große ſchöne Urſach muß der Himmel haben, uns getrennt zu halten?

Ueber eine Stelle Ihres letzten Briefes muß ich etwas ſagen, weil meine alte Eigenliebe dabei erwacht iſt. Sie loben Schlegeln, „weil er ein Sieb im Ohre hatte, das nichts Schlechtes durchließ.“ Wenn ich dies recht verſtehe, ſo würde es, in meine Sprache überſetzt, lauten: Er hatte ein klaſſiſches Ohr. Wenn dies Ihre Meinung war, ſo muß ich zuerſt bemerken, daß das Wort auf Heine keineswegs paßt; denn ſo ſehr ich ſeine Gedichte liebe und bewundere, kann ich doch unmöglich zugeben, daß ſein Sieb nicht wirklich vieles recht Schlechte durchläßt, und daß ſein Stil nicht oft in offenbare Geſchmackloſigkeit verfällt. Jenes hübſche Wort wäre viel eher auf mich, als ich noch ein Schriftſteller war, anwendbar geweſen.

Ich kann nicht verlangen, daß Sie von meinen Schriften, die Ihnen faſt in jeder Rückſicht fremd und heterogen ſein mußten, jemals viel Notiz genommen haben ſollten; aber eben deshalb muß ich mein Recht behaupten. So ernſthaft auch die Gegenſtände waren, über welche ich ſchrieb, ſo unäſthetiſch, und trocken, muß ich mir doch zum Ruhme nachſagen, daß ich nie (was beſonders in der Polemik ein Verdienſt iſt) den guten Geſchmack verletzt habe. Eitelkeit verblendet mich hier wahrlich nicht. Ich habe ganz vergeſſen, daß ich auch einmal ein Schriftſteller war, und ſeit zwanzig Jahren keine Zeile, die von mir gedruckt worden iſt (die Kongreß-Protokolle ausgenommen!!) auch nur angeſehen. Neulich aber las mir jemand, der ſehr gut lieſet, die Vorrede eines gewiſſen Buches — über das politiſche Gleichgewicht — vor, und da war ich ganz erſtaunt, daß ich jemals ſo gut hatte ſchreiben können. Leſen Sie einmal, Spaßes halber, dieſe Vorrede, und ſagen Sie ſelbſt, ob das ein Stil war. Schlegel hat nur einzelne Seiten geſchrieben, die ſich in Hinſicht auf den Stil damit meſſen konnten.

Es iſt wohl Zeit aufzuhören. Der gegenwärtige Brief iſt der längſte, der ſeit Jahren aus meiner Feder gefloſſen iſt. Ihnen wird er Freude machen, das weiß ich. Belohnen Sie mich bald mit einer Antwort. Ich ſchmachte danach. Verſtanden und geliebt zu werden, iſt der höchſte Genuß der Welt, nach dem, welchen die eigentliche Liebe gewährt. In unſrer jetzigen Korreſpondenz iſt beides verſchmolzen. Alſo — vorwärts! Gott ſei mit Ihnen.

Gentz.

Sagen Sie Varnhagen viel Schönes von mir. Ich höre überaus ungern, daß er nicht recht wohl iſt. Ich kenne das: „Eine Arbeit immer in die andere hinein" — und „Furcht vor jedem Kourier" ſo gut als er. Ich bin aber, obgleich viel älter, durch eine ganz beſondre Gnade des Himmels, geſund wie ein Fiſch, und unzerſtörbar. Und, wenn man ſo gut arbeitet, wie er, liegt doch auch wieder eine gewiſſe Satisfaktion darin. Ich möchte wiſſen, ob ein gewiſſes deutſches Memoire, welches kurz vor der Anerkennung des neuen Königes von Frankreich dort redigirt wurde, von ihm war. Dies iſt der einzige politiſche Artikel meines langen Briefes. Und den können Sie, ohne ſich zu kompromittiren beantworten.

Sie wiſſen, daß Preßburg und Wien ungefähr das Nämliche iſt. Adreſſiren Sie aber alles nach Wien, und am ſicherſten durch Mocenigo.

17.

Preßburg, den 6. November 1830.

Sehr ſchönes Herbſtwetter, wogegen ich aber ganz gleichgültig bin, das Wetter wohnt in mir.

Ich habe am 2. Ihren herrlichen, reichhaltigen Brief vom 26 = 28. Oktober empfangen. Ich kann Ihnen nur ein paar Worte darüber ſchreiben — ein andermal mehr. Ich beging eine Untreue an Ihnen, die Sie mir verzei-

hen müſſen. Da Sie von Mett. ſo vortheilhaft und freundlich ſprachen, habe ich dem Reiz nicht widerſtehen können, ihm, und einer klugen und ſehr intereſſanten Dame einige Stellen Ihres Briefes vorzuleſen; ſie wußten ſie zu ſchätzen, waren unter andern entzückt über das, was Sie von dem heutigen Zuſtande der Geſellſchaft ſagen, und fanden „die unendliche Tiefe der Leere" eine wahrhaft genialiſche Inſpiration.

Mein letzter Brief von Fanny war vom 28. v. M. Damals hatte ſie noch nicht mit Ihnen zuſammen kommen können. Ich finde, daß man in Berlin, ſo ſehr man ſie auch lobt und bewundert, recht barbariſch mit ihr umgeht, ſie mit Vorſtellungen und Proben zu Grunde richtet. Es iſt hohe Zeit, daß ſie zurück kehre. Wenn Sie wüßten, wie ich ſie auf Händen trage! Sie kennen freilich die Liebe, wie Wenige. Sie würden aber nichts deſto weniger erſtaunt ſein, wenn Sie acht Tage mit mir ſprechen könnten. So lange ich lebe, habe ich ſchlechterdings nie etwas Aehnliches gefühlt. Wie geht das zu? Ich glaube jetzt an alles, auch an die tollſten Geheimniſſe des Magnetismus.

Ich hoffe in wenig Tagen dies mir anfangs (als Zerſtreuung) nicht unangenehme, jetzt ſchon ſehr läſtige Preßburg zu verlaſſen. In Wien ſchreibe ich Ihnen über Ihre Blätter, über Ihre große Gedanken. Warten Sie aber nicht darauf, jede Seite von Ihnen iſt mir reiner Genuß.

Gentz.

18.

Wien, den 25. November 1830.

Ich erhielt vorgeſtern Ihr köſtliches Schreiben vom 18., meine vortreffliche Freundin; was Sie von der Blindheit des Amor ſagen, gehört wieder unter die unvergänglichen dictons, wovon Ihr Leben ſo reich iſt. Ich ſchriebe Ihnen gern lange Briefe, wenn ich nur Zeit hätte; doch die längſten wären ja nie eine halbe Seite der Ihrigen werth.

Ich hoffe, Fanny den 10. oder 12. künftigen Monats wieder zu ſehen, und vergehe faſt vor Sehnſucht nach ihr. Ihr ungeheurer Beifall in Berlin hat weder Furcht, noch Eiferſucht in mir erweckt; wohl aber ärgert es mich, daß man ſie ſo ſchonungslos benutzt; ihr kaum Zeit zum Athemholen, noch weniger zu freundſchaftlichen Beſuchen läßt, und ſie über ihre Kräfte anſtrengt. Ich werde Gott danken, wenn dieſe ſchwere Prüfung vorüber ſein wird.

Die Heirath des Fürſten Metternich mit Melanie Zichy iſt ſeit einigen Tagen deklarirt; ſie freut mich ſehr; und es gehört zu dem raſenden Glücke, welches den Fürſten ſtets verfolgt hat, nach einer Frau, wie ſeine verſtorbene, noch einmal einen ſolchen Fund zu machen. Für mich, der ich mich mit einigem Rechte als den vertrauten Freund beider Theile betrachten kann, wird dieſe Verbindung manche Annehmlichkeit haben. Freilich werde ich dadurch wieder mehr, als zuvor, in die Geſellſchaft der großen Welt verwickelt; doch habe ich meinen ſechswöchentlichen Aufenthalt in Preßburg ſo geſchickt zu benutzen

gewußt, daß ich an meiner Unabhängigkeit nicht viel verlieren werde. Meine liaison iſt ſo allgemein bekannt und anerkannt, und wird von denen, die mir wohlwollen, und an deren Urtheil mir allein gelegen iſt, ſo wenig gemißbilligt, daß mir es niemand verdenken wird, wenn ich den Umgang mit ihr jedem andern vorziehe. Leben, und mit ihr leben, iſt forthin nur Eins für mich.

Wenn Sie müßige Augenblicke finden, ſchreiben Sie mir manchmal ein paar Worte. Es brauchen ja keine Briefe zu ſein, und beſonders keine klaſſiſche. Sie ſind die Romantik ſelbſt; Sie waren es, ehe das Wort erfunden wurde; und die Funken Ihres Geiſtes erleuchten weit größre Räume, als bogenlange Diſſertationen. Bleiben Sie mir nur gut, und grüßen Sie Varnhagen; ich möchte wiſſen, was Sie unter dem Lärm, (ſo leſe ich das Wort) verſtehn, der „mit ihm überhand nimmt“?

Gentz.

19.

Wien, den 21. Januar 1831.

Ich wundere mich gar nicht, meine vortreffliche Freundin, wenn Sie mein langes Stillſchweigen nicht blos unbegreiflich, ſondern ſtrafbar gefunden haben, und die wenigen, aber harten Worte, die Sie in einem Briefe an Fanny darüber ausſprachen, fielen auf ein wundes Gewiſſen. An meiner Rechtfertigung, in ſo fern ſie möglich

iſt, liegt mir weit weniger, als daran, daß Sie nicht etwa in einer böſen Stunde die Erklärung dieſes Stillſchweigens in Gründen ſuchen, die ich nicht dringend, nicht ungeſtüm genug zurückweiſen kann. Es war nicht Nachläſſigkeit, nicht Gleichgültigkeit, nicht Mangel an Bedürfniß, mich mit Ihnen zu unterhalten; ich hätte oft für ein gründliches Geſpräch mit Ihnen ſehr viel gegeben. Die herrlichen Briefe, die Sie mir während Fanny's Anweſenheit in Berlin geſchrieben haben, Ihre ausgezeichnete Güte für meine Freundin, Ihre Zufriedenheit mit ihr, und ſo manche geiſtreiche Aeußerung über das Verhältniß, hatten mich Ihnen ſo nahe gerückt, als wären wir nie getrennt geweſen. Auch iſt kein Tag vergangen, wo ich Ihrer nicht gedacht, nicht mit Fanny von Ihnen geredet hätte. Und dennoch — das Geſtändniß muß heraus — fehlte mir Luſt und Muth an Sie zu ſchreiben. Wenn Sie nicht ſchon errathen haben, wie dies zuging, ſo ſollen Sie es in kurzen Worten hier leſen.

Ich befinde mich ſeit einigen Monaten — bei Gott Lob noch fortbeſtehendem körperlichen Wohlſein — im Zuſtand einer wirklichen Gemüthskrankheit, die empfindliche Fortſchritte in mir macht. Die Hauptelemente dieſes Zuſtandes ſind: ſtets erneuerte Unruhe und tiefer Gram über die Begebenheiten, die uns immer mehr und mehr in die Enge treiben, — das bittre Bewußtſein, daß ich nichts dabei wirken kann, daß ich der neuen Geſtaltung der Dinge täglich fremder werde, daß meine Rolle ausgeſpielt, und die Frucht vierzigjähriger Arbeit wie verloren

iſt — mannigfaltige Sorgen, unerſetzliche Verluſte in meinen Einnahmen, durch die politiſchen Kataſtrophen herbeigeführt — meine Stellung in der Geſellſchaft, die ich durch einige Jahre zu viel kultivirt habe, und von der ich mich jetzt, da ſie mir zum Ekel geworden iſt, und mich überdies in dem einzigen Genuſſe, an dem ich noch hänge, ſtört, nicht loszumachen weiß — Unzufriedenheit mit mir ſelbſt und der Welt — das Gefühl zunehmenden Alters, und die Ihnen bekannte Furcht vor dem Tode; ſind das Krankheitsſtoffe genug?

Ich habe mich lange geſchämt, mit einem ſolchen Bekenntniß gegen Sie herauszurücken; und da ich Sie doch viel zu ſehr achte und liebe, um mit Ihnen nicht durchaus wahr zu ſein, ſo blieb mir nichts übrig, als zu ſchweigen. Es war vielleicht ein arger Mißgriff, daß ich mich dazu entſchloß. Ich beraubte mich dadurch der Wohlthat Ihrer Briefe, die meine jetzige Entmuthigung, wenn auch nicht ganz gehoben, doch gemildert haben würden. Denn Ihre Worte haben jederzeit großes Gewicht bei mir; und da mein Kopf immer noch gutem Rath und freundlichem Zuſpruch zugänglich iſt, ſo hätten Sie durch dieſen auf mich wirken können.

Lektüre und Studium bieten mir keine Reſſource mehr dar; theils halten mich die kurrenten Geſchäfte, die einen großen Theil meiner Zeit anfüllen, ſo wenig Freude ich auch daran finde, davon ab; theils halte ich es nicht mehr der Mühe werth, etwas Poſitives zu lernen, da es nichts Feſtes mehr giebt, und ich rings um mich her

nichts mehr erblicke, als, wie Werther ſagt, „ein ewig verſchlingendes, ewig wiederkäuendes Ungeheuer.“ Spekulative Meditationen aber, und ſelbſt die beſte Poeſie, ziehen mich blos in melancholiſche Grillen, und würden mich zuletzt um das bischen Verſtand bringen, das mir in meinem großen Bankrutt noch geblieben iſt.

Der Umgang mit Fanny, und ihr unvergleichliches Benehmen gegen mich, ſind jetzt in der That die einzigen hellen Punkte meines Lebens. Doch vermag ſelbſt das zarte und glückliche Verhältniß mich nicht bleibend zu erheitern. Es giebt Stunden, wo ich ſelbſt bei ihr die traurige Erfahrung mache, die einer der größten (und mir von jeher gefährlichſten) Dichter der Vorzeit ſo treffend ſchildert. Ich muß Ihnen die Stelle lateiniſch mittheilen; Varnhagen mag ſie Ihnen überſetzen. Sie kennen gewiß den Lukrez.

Medio de fonte leporum
Surgit amari aliquid, quod in ipsis floribus angit.

(Es ſteigt aus dem Quell des Vergnügens ein bittrer Geſchmack herauf, der unter den Blumen uns ängſtigt.)

Wenn es ſo weit gekommen iſt, hat man wohl Urſach zu klagen. Doch weihe ich Fanny ſo wenig als möglich in die Geheimniſſe meines Kummers ein. Je reiner und unbefangener ſie bleibt, deſto ſichrer finde ich bei ihr die Ableitung und Erholung, ohne welche ich in kurzem zu Grunde gehen würde. Ihnen hingegen, und Ihrem hellen Kopfe, und Ihrer ſtarken Seele gegenüber, ſpreche ich frei heraus; Sie mögen mich nun tadeln, oder tröſten, ich kann nur dabei gewinnen.

Es wird Ihnen ſchwerlich entgehen, daß mein heutiger Brief mit den weit muthigern und lebensfrohen, die ich Ihnen von Preßburg aus ſchrieb, ſonderbar kontraſtirt. Aber die Vorfälle, die uns am meiſten beunruhigen, und die Schläge, die mich am härteſten trafen, erfolgten auch erſt ſeit dem Ende des November.

Ich ſuche Hülfe bei Ihnen, und ſuche ſie gewiß nicht umſonſt. Sie ſind ein Arzt, wie es wenige giebt. Reden Sie zu mir, ſchelten Sie mich, ſchmeicheln Sie mir, wählen Sie jede Kurmethode, die Ihnen zuträglich dünkt. Ich will Ihre Schriftzüge ſehn; ich will von Ihnen hören, daß Sie mir noch gut ſind, daß Sie ſich mit meiner Krankheit beſchäftigen, daß Sie nicht an mir verzweifeln. Reichen Sie mir dieſe Arznei recht bald, und rechnen Sie auf die innigſte Dankbarkeit Ihres alten treuen Freundes.

Gentz.

20.

Wien, den 22. Januar 1831.

Ich erhielt heute Ihren Brief an Fanny, mit dem Einſchluß an Mlle. Heinefetter. Als ich Ihr graues Kouvert ſah — der Fürſt gab es mir in die Hand — freute ich mich herzlich; als ich aber den Brief öffnete, und nichts für mich, nicht einmal meinen Namen darin fand, ward ich äußerſt betrübt, wünſchte mir jedoch Glück, den

hierin liegenden ſtillen, bittern Vorwurf ſchon geſtern von mir abgewälzt zu haben.

Fanny, die nie vergeſſen wird, wie edel und liebenswürdig Sie mit ihr verfuhren, empfiehlt ſich Ihnen verbindlichſt. Sie wird in der nächſten Woche das Schweizer Milchmädchen, welches Ihnen ſo gefallen hat, ich hingegen gar noch nicht kenne, zu ihrem Benefiz geben. Ich bete ihr täglich das Prachtwort aus einem Ihrer Briefe vor: „Da ſtieg die ganze Venus aus dem Meere.“ — Da der beſte hieſige Tänzer auf Urlaub iſt, ſo ſind jetzt die Ballette hier ſehr ſelten; und ich bringe meine Abendſtunden, ſo viel ich deren nur retten kann, mit ihr allein zu. Ich unterrichte ſie im Franzöſiſchen und Deutſchen, und erziehe ſie wie ein geliebtes Kind. Dies iſt das einzige Geſchäft, welches Reiz für mich behalten hat; und nur bei ihr vergeſſe ich manchmal Kummer, Alter und Tod. Ich betrachte ſie wie ein Geſchenk des Himmels, wie eine Frühlingsblume, die mir mitten unter Eisfeldern und Gräbern blüht. Habe ich Recht oder Unrecht? Sagen Sie mir Ihre Meinung aufrichtig!

Ich lege einen Brief an Varnhagen bei, der mich durch den ſeinigen ſehr erfreut und gerührt hat. — Friede, Friede ſei mit uns! Ich erwarte mit Sehnſucht den Wiederhall dieſer Worte unter einem grauen Kouvert.

Gentz.

21.

Wien, den 8. Juli 1831.

Ein halbes Jahrhundert iſt verfloſſen, ſeit wir einander nicht geſchrieben haben, meine theuerſte Freundin; die Schuld war mein, wenigſtens fällt der Schein davon auf mich; denn in der Wahrheit gehört ſie ganz der furchtbaren Zeit, in welcher wir leben, und welche zu Mittheilungen, wie die unſrigen, nicht blos Ruhe und Muße, ſondern Beſonnenheit und Aufſchwung verſagt. Es wird immer wilder und finſtrer auf Erden. Niemand kann mehr das Schickſal ſeines Landes, ſeiner nächſten Umgebungen, ſein eignes, auf vier Wochen hinaus mich Sicherheit berechnen. Niemand weiß mehr recht, zu welcher Parthei er gehört; die Meinungen, die Wünſche, die Bedürfniſſe durchkreuzen ſich ſo ſonderbar, und begegnen ſich auch wieder in dem allgemeinen Getümmel, daß man kaum Freund und Feind mehr unterſcheidet; es iſt ein Krieg Aller wider Alle, dem Donnerſchläge von oben, und Erdbeben von unten allein ein Ende machen können.

Zu den moraliſchen Plagen geſellen ſich nun auch noch materielle Geißeln; und was Revolutionen und Kriege nicht aufreiben, droht die Cholera zu verſchlingen.

In ſolchen Konjunkturen ſcheint es mir doch rathſam, daß gleichgeſtimmte Seelen einander manchmal ein Lebenszeichen geben, einander rufen: Was machſt du? Was fühlſt du? Wie ſieht es um dich her, wie ſieht es in dir aus?

Daß Sie dieſe Fragen ſtillſchweigend oft an mich geſtellt haben, davon bin ich ganz überzeugt. Ich will ſie alſo, kurz und bündig, wie die ſchwüle Zeit es geſtattet, beantworten.

Ich denke häufig an Sie. Es thut mir wohl, von Ihnen verſtanden zu werden; und Sie verſtehen mich beſſer, als ich Sie verſtehe. Denn Sie waren ſtets ein tiefes, räthſelhaftes Weſen, dem man nur folgen kann, wenn man fortdauernd mit ihm lebt. Ich hingegen bin ein altes Kind, von höchſt einfacher Konſtruktion, deſſen Schwächen und gute Eigenſchaften ein ſcharfes Auge, wie das Ihrige, mit Einem Blick durchdringt. Wir ſind, Gott Lob, beide jung geblieben; in Ihnen aber hat, obgleich keine ſchöne und edle Empfindung Ihnen fremd iſt, der Geiſt, in mir zuletzt das Gemüth und die Sinnlichkeit die Oberhand behauptet. Wenn Sie dieſe Bemerkung paradox, oder falſch finden, ſo widerlegen Sie ſie. Das wird mir einen Brief von Ihnen gelten; und wenn Sie etwa aus meinem langen, dummen Stillſchweigen den Schluß gezogen haben ſollten, daß ich auf Ihre Briefe nicht mehr den höchſten Werth legte, ſo bitte ich Sie, aus dieſem Irrthum zu erwachen.

Ich bin geſund; und das iſt ein Großes. Mein einförmiges Leben zerfällt in zwei, ſehr ungleiche, in jeder Rückſicht ungleiche Hälften. Von 7 Uhr Morgens bis 8 Uhr Abends gehört es (mit ſeltner Ausnahme einer Viertel- oder halben Stunde) den Geſchäften, dem Geſpräch über die Geſchäfte, der Korreſpondenz u. ſ. f. — von 8

bis 11 Uhr der Liebe. Andre geſellſchaftliche Zerſtreuungen ſind nach und nach gänzlich abgeſchafft: ich ſehe nur noch die wenigen Perſonen, die ich nothwendig ſehen muß.

Was ich in der erſten Periode des Tages, beſonders in den Stunden von 10 bis 3 Uhr leide, mag ich Ihnen nicht ausführlich beſchreiben. Denken Sie ſich nur — Sie begreifen es ja! — daß ich heute nicht eine einzige Depeſche leſen oder ſchreiben kann, die mich nicht aufs peinlichſte bewegte, mir nicht das Bild des allgemeinen Verfalls von einer oder der andern Seite anſchaulich machte. Denken Sie ſich dabei, daß auch diejenigen, die ſo lange im Rufe leichtſinniger Optimiſten ſtanden, jet die ſchwärezeſten aller Schwarzſeher geworden ſind, und mir jeden Morgen zehnmal betheuert wird: „daß alles unſer Thun und Treiben vergeblich, daß die Welt ohne Rettung verloren ſei, daß uns nichts übrig bleibt, als uns auf unſern nahen Tod zu bereiten.“ — Die obligate Lektüre von zehn oder zwölf verdammten Journalen füllt die Zwiſchenräume meiner Geſchäftsſtunden aus, und giebt mir vollends den Reſt.

Die Abendperiode ſtellt in der Regel — denn zuweilen verfolgt mich der böſe Geiſt auch bis in dieſe — das Gleichgewicht wieder her. Fanny allein verſöhnt mich mit dem Leben. Ich liebe ſie mehr als jemals; und, ohne daß meine Leidenſchaft für ſie das Geringſte von ihrer urſprünglichen Stärke verloren hätte, hat ſie zugleich einen Charakter von Ruhe, von Sicherheit, von inniger zärtlicher Freundſchaft angenommen, mit welchem ſich

die eigentliche Liebe ſelten recht verträgt. Dies unausſprechliche Glück, das einzige, was ich aus dem großen Schiffbruch gerettet habe, verdanke ich nicht mir, ſondern ihr, oder vielmehr dem Himmel, der ſie ſo geſchaffen hat, wie ſie iſt, und der mich ſie finden ließ. — Sie wird in der Mitte des September wieder Berlin beſuchen; und ob mir gleich bei dem Gedanken an dieſe Trennung ſchon jetzt das Herz blutet, und ich wirklich nicht weiß, wie ich ſie diesmal ertragen werde, ſo kann und darf ich ſie doch nicht hintertreiben. Fanny hat in dem verfloſſenen Jahre bewundernswürdige Fortſchritte in ihrer Kunſt gemacht; ſie iſt (nicht etwa blos in meinem Urtheil) heute die erſte Tänzerin in Europa; es ſteht ihr eine weite und glänzende Laufbahn bevor; ſie wird mich lange, lange überleben, und ich würde frevelhaft handeln, wenn ich in ihre Zukunft eingreifen wollte. So und nicht anders würde ich denken, wenn ich auch eine halbe Million beſäße, ſie ihr morgen verſchreiben, ſie übermorgen heirathen, und vom Theater wegnehmen könnte; — das qu'en dira-t-on würde mich, bei Gott, nicht zurückhalten; aber vor den Grundſätzen müſſen die Gefühle, auch die mächtigſten, ſchweigen. Nichts deſto weniger zittre ich vor den drei Monaten, die meiner warten.

Jetzt, meine vortreffliche Freundin, habe ich Ihnen von mir das Intereſſanteſte geſagt, was ich Ihnen zu ſagen vermochte. Die Reihe iſt an Ihnen. Erfreuen Sie mich bald mit einem Briefe. Schreiben Sie mir, wie der Sommer, den Sie ſo ſehr lieben, und aus welchem

ich mir gar nichts mache, der mich in dieſem Jahre beſonders ſo wenig reizt, daß ich kaum ein- oder zweimal in der Woche ein paar Stunden in meinem Landhauſe vor der Stadt zubringe (wenn Fanny Zeit hat, mir dort Geſellſchaft zu leiſten) — auf Sie wirkt. Empfehlen Sie mich Varnhagen auf's verbindlichſte und freundſchaftlichſte; bleiben Sie mir gut, und glauben Sie, daß niemand in der Welt Ihnen treuer und anhänglicher ergeben ſein kann, als Ihr alter Freund

Gentz.

Sie erhalten dieſen Brief durch Mad. Elßler, Schwägerin der Fanny, die ſich drei Monate hier aufgehalten hat. Nur durch eine ſo ſichre Gelegenheit konnte ich mich ſo frei ausſprechen. Der Poſt iſt durchaus nicht zu trauen; und ich bitte Sie, mir, wenn es nicht ganz gleichgültige Dinge betrifft, nie anders, als durch unſre Geſandtſchaft zu ſchreiben.

22.

Wien, den 13. November 1831.

M. S. S. R. W. A. M.?

Die Ueberbringerin dieſer Zeilen bedarf bei Ihnen, meine vortreffliche Freundin, keiner erneuerten Empfehlung. Sie haben ſie bei ihrem vorjährigen Aufenthalte in Berlin mit ſo ausgezeichneter Güte behandelt, und ſie iſt derſelben ſo ganz würdig geblieben, daß Sie ihr

auch diesmal eine freundliche Aufnahme nicht versagen werden.

Warum aber geben Sie mir so lange kein Zeichen des Lebens? Warum, als ich in den letzten Tagen des Juli, mich selbst und meine Nachlässigkeit anklagend, an Ihre großmüthige Freundschaft appellirte, ließen Sie mich unerhört? Warum vernahm ich nichts von Ihnen in der traurigen Zeit, wo Entfernung und panischer Schrecken, der selbst die Vernünftigsten ergriffen hatte, dem Sie aber vielleicht (wie ich) Trotz geboten haben, um das Schicksal Aller, die man liebte, besorgt machten? — Daß Sie mich aufgegeben haben sollten, halte ich nicht für möglich, weil ich fühle, daß ich es nicht verdiente. Es müssen Hindernisse vorgewaltet haben, die Sie mir in wenigen Zeilen — ich bin nicht so unverschämt, einen langen Brief zu begehren, so sehr er mich auch erfreuen würde — anzeigen müssen.

Die Versicherung, daß Sie mir noch gut sind, wird mir jetzt besonders willkommen sein, da ich einem gar traurigen Zeitraum entgegen sehe. Sie erinnern sich meiner Klagen über Fanny's Abwesenheit im vergangenen Jahre. Um zu begreifen, wie mir heute zu Muth ist, müssen Sie wissen, daß seitdem mein Verhältniß mit ihr noch einen viel höhern Grad von Innigkeit und Festigkeit gewonnen hat, daß ich ihrem Umgange alles, rein alles, was nur Unterhaltung, Zerstreuung, Gesellschaft u. s. w. heißen kann, aufgeopfert habe, und daß ich selbst in meinem immer noch gesunden und thätigen Kopfe nicht finden kann, was

die ſchreckliche Lücke auszufüllen vermöchte, die ihre diesmalige Trennung von mir in meinem Herzen zurückläßt.

Sprechen Sie mir ein paar Worte des Troſtes zu! Laſſen Sie aus Ihrer ſtarken und klaren Seele einiges Licht in das Dunkel fallen, welches mich umgiebt! Gedenken Sie meiner in frohen und in traurigen Stunden! Kein Wechſel der Schickſale löſcht das in mir aus, was unauflöslich an Sie bindet Ihren treuen Freund

Gentz.

Grüßen Sie Varnhagen recht herzlich von mir. Man wird einander fremder und immer fremder! Was iſt doch das Leben für ein abgeſchmacktes Ding!

Notizen.

I. Zu den Briefen aus älterer Zeit.

Zu Brief 1. Die hier und mehrmals erwähnte Chriſtel iſt: Chriſtel Eigenſatz, früher reizende Schauſpielerin in Berlin, nachher in Wien. — Als Gentz im Jahr 1802 Berlin verließ, ſcheint er ſich von ihr abſonderlich ſchwer losgeriſſen zu haben. —

Ueber Mariane Eybenberg hat Varnhagen im 4. Bande ſeiner Denkwürdigkeiten berichtet. Sie war eine geborne Berliner Jüdin, feſſelte durch Schönheit und Geiſt viele der berühmteſten Zeitgenoſſen, und war auch mit Gentz, als er noch in Berlin war, in vertrauten Verhältniſſen geweſen. Viele Jahre lebte ſie mit dem Fürſten von Reuß, öſterreichiſchen Geſandten zu Berlin und war ſogar förmlich mit ihm verheirathet. Als der Fürſt im Jahre 1799 ſtarb, kam dies erſt zu Tage, und nur durch anſehnliche Vortheile wurde ſie von den fürſtlichen Anverwandten bewogen, ihrem rechtmäßigen Titel zu entſagen und den Namen von Eybenberg zu führen. Deshalb nannte man ſie oft zum Scherz Prinzeß Eybenberg. Sie lebte fortan, bunt und unbeſorgt, in den höchſten Geſellſchaftskreiſen; auch Gentz, obſchon ſpäter ohne engere Verbindung, behielt ſtets ein reges Intereſſe für ſie. Sie ſtarb zu Wien 1814. —

Auch Peter von Gualtieri iſt uns erſt durch Varnhagen, in der Bildnißgalerie zu Rahel, neu in Erinnerung gebracht worden. Ein ächter Schüler der Zeit Friedrichs des Großen, war er gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts am Hofe und in den feineren Geſellſchaften Berlins ein durch ſeinen Geiſt, ſeine Originalität, ſein immer zu geſelligem Kampf und Widerſpruch anregendes, immer beredtes Weſen, vornehmlich ausgezeichnetes und angeſehenes Glied. Die Skizze, die uns Varnhagen von ihm gegeben hat, macht uns ihn beſonders werth. Seine Genialität iſt in ſchönen Zügen aufbewahrt. Verſtand und Geiſt ging ihm über alles; in dieſem Sinne war er Ariſtokrat. „Alle Welt, erzählt Varnhagen, mußte es bis zum Ueberdruß anhören, daß er Göthe'n hatte kennen lernen, und ſich darauf mehr einbildete, als wenn er am größten Hofe wäre vorgeſtellt worden. Er ließ die vornehmſten Perſonen ſtehen, um mit Gentz, dem damals noch wenig geltenden, aber von ihm anerkannten und geprieſenen zu ſprechen; er ging oft aus der Hofgeſellſchaft weg, um, wie er vorſätzlich ausſprach, zu Mlle. Levin zu gehen, wo die klügſten Leute zuſammen kämen, und ſogar der Königin rühmte er mit Abſicht dieſen geſelligen Kreis als einen, um den man jeden andern aufgeben darf." Durch ihn wurde Gentz der jungen Königin vorgeſtellt. Wie viel Gentz auf ihn hielt, ſpricht ſich in mehrmaliger Erwähnung aus. Uebrigens war Gualtieri Major und Flügeladjutant des Königs; ſpäter ging er als preußiſcher Geſandter nach Madrid, wo er nach kurzem Aufenthalt ſtarb. —

Zu Brief 4. Die hier und oft erwähnte Pauline iſt dieſelbe Pauline Wieſel, von der wir nachher, wo wir einige Briefe an ſie mittheilen, ausführlicher ſprechen. —

Wilhelm v. Humboldt, der berühmte Staatsmann, Gelehrte und Schriftſteller, den Gentz jetzt nach 10 Jahren wiederſieht, war mit dieſem vor dieſer Zeit in vertrautem Umgang geweſen. Der Ruf beider fing um dieſelbe Zeit an, ſich auszubreiten. Allem Anſchein nach hatten ſie über die wichtigſten

Materien ihre Gedanken ausgetauſcht und, da ſie wohl ſchon damals nicht völlig übereinſtimmten, in Kampf und Widerſpruch geſtählt. Humboldt erwähnt ſeines Freundes oft und als eine Art Autorität in den Briefen an Schiller, zur Zeit als dieſer die Horen begann. Bei Gelegenheit der Schillerſchen Briefe über äſthetiſche Erziehung ſchrieb er an denſelben: „Unter Allen, die ich ſprach, iſt Gentz der einzige, in dem ihre Briefe einen wahren und recht verſtandenen Enthuſiasmus bewirkt haben, ſo wie er überhaupt genommen, hier [in Berlin] gewiß der denkendſte Kopf iſt?“ Ihre ſpätere diplomatiſche Laufbahn führte ſie in den wichtigſten Angelegenheiten wieder zuſammen, und wie weit Denkart und Richtung beider nach und nach auseinander ging, das Intereſſe ſcheinen ſie gegenſeitig damit nicht verloren zu haben. In dieſem Sinne ſpricht Gentz auch hier, wenn er Humboldt, dieſen unerſchöpflichen Dialektiker, einen Sophiſten heißt. —

Zu Brief 6. An Adam Müller von Nitterdorf nahm Gentz, wie ſich hier und anderwärts bekundet, das allerlebhafteſte Intereſſe. Sie haben einen langjährigen, gewiß höchſt intereſſanten Briefwechſel mit einander geführt. Gentz wurde beſonders durch Müllers Schreibart, die ſo viel Tiefes und Sinniges anzuregen und ſelbſt in konfuſen Stellen noch elegant zu ſein wußte, beſtochen. Bekanntlich gingen die Welt- und Staatsanſichten von Adam Müller mit der gleichzeitigen Naturphiloſophie Hand in Hand. Gentz, der ſeine Anſicht aus ganz andern Quellen und mit viel praktiſcherem Griff ausgebildet hatte, entnahm dieſes jüngeren Freundes friſch auftretenden Staatslehren und Anſchauungsweiſen einen willkommenen Anhalt für gewohnte oder jetzt zeitgemäße Theorien. Sie konnten beide einander geben, obſchon Gentz, vielleicht mehr angeregt durch jenen, in allen praktiſchen Angelegenheiten gewiß der ſtärkere, wie in ſeinem öffentlichen Wirken der gewaltigere blieb. Eine gewiſſe Großartigkeit und Univerſalität der Anſchauung in Müller imponirte ihm auch hier; was er bei Andern nicht durchge-

laſſen hätte, gewann ihn hier durch Ganzheit und Eigenthümlichkeit; Vieles konnte er nutzen, Anderes ließ er ſich gefallen; im Allgemeinen blieb jedoch die religiös-politiſche Ueberſpannung der Adam Müller'ſchen Doktrin ſeinem praktiſchen und auf das Weltliche gerichteten Geiſte fremd. Vorzüglich die mündliche Beredſamkeit des Freundes mußte ihn ausnehmend beſtrickt haben, wenn er im Jahr 1806 ſelbſt bis nach Indien von Adam Müller ſchreiben und ihn **le premier génie de l'Allemagne** nennen konnte. — Ihre früheſte Bekanntſchaft ſchrieb ſich aus Berlin her, wo Gentz für den Andern Muſter und Vorbild ſtaatswiſſenſchaftlicher Bahn und politiſcher Anſichten geworden. Als Gentz nach dem Frieden von Preßburg ſich längere Zeit nach Dresden zurückzog, traf er hier mit Müller, der daſelbſt im Verein mit einigen anderen Jüngeren allerlei literäriſch-politiſche Thätigkeit verfolgte, und verſchiedene äſthetiſche ſowie hiſtoriſch-politiſche Vorleſungen hielt, wieder zuſammen. Hier gründete ſich ihre engere und bleibendere Verbindung. Müller wurde durch Gentz in öſterreichiſche Staatsthätigkeit hinüber gezogen, wirkte fortan in Gemeinſchaft mit ſeinem hochſtehenden Freunde und ſtarb, nachdem er lange Zeit General-Konſul in Leipzig geweſen war, kurz nachdem er nach Wien verſetzt worden, im Jahr 1829. —

Frau v. Humboldt iſt Karoline, Wilhelm Humboldts Frau, eine der geiſtreichſten und anziehendſten Perſonen dieſer Zeit, die ihrem Gatten das Leben im höchſten Sinne verſchönerte. Gentz erwähnt ihrer oft, obſchon nicht immer geneigt; mit Rahel war ſie gleichfalls ſehr befreundet, ſie rieth ihr, den ſeit Prag ſo treuloſen Freund aufzugeben; der Widerwille jener Zeit ſpricht ſich auch bei ihr charakteriſtiſch genug aus: „Er liebt die Unſren nicht, ſchrieb ſie, unſre Preußen, verſtehſt Du. Der eigentliche Geiſt, der die Nation begeiſtert hat, der ſich klar in That und Wort bei Tauſenden ausgeſprochen hat, die hat er nicht erkannt. Das kommt eben auch daher, weil er die Liebe nicht erkennt. Nun weiß ich, daß er

ſie verkleinert, verunglimpft, daß er ſchon jetzt nicht leiden kann, wenn die Welt voll ihres Ruhmes iſt, und das hat mich denn nun ganz von ihm abgewendet.“ Auch Frau v. Humboldt hat in Varnhagens Bildnißgalerie ihre Stelle gefunden. —

Zu Brief 7. Zichy — iſt Graf Stephan von Zichy, in dieſen und den nächſten Jahren öſterreichiſcher Geſandter zu Berlin. —

Graf v. Voß, ein Mecklenburgiſcher Edelmann, war preußiſcher Diplomat, zuletzt Geſandter in Neapel und ſtarb zurückberufen erſt vor einigen Jahren in Berlin. Er iſt der Schwiegerſohn einer der geiſtreichſten Damen der früheren Berliner Geſellſchaft, Frau v. Berg, von der auch ein Buch über die Königin Louiſe von Preußen erſchienen iſt, und die auch in dieſen Gentziſchen Briefen vorkömmt. Graf Voß hat auch ſelbſt einiges geſchrieben; er hing Adam Müllers Lehren an, mit dem er perſönlich bekannt war.

II. Zu den Briefen vom Jahre 1813.

Zu Brief 1. Bentheim — Fürſt Wilhelm Belgicus zu Bentheim (vorher Reichsgraf), öſterreichiſcher Feldmarſchall-Lieutenant und Diviſionair, gegenwärtig in der Lombardei kommandirend. Ein ausgezeichneter Militair, der ſich namentlich in der Schlacht bei Wagram hervorthat und weil ſein Name ſo guten Klang hatte, im Jahre 1814 eine deutſche Legion errichten durfte. —

Stadion — natürlich Graf Johann Philipp von Stadion, des Fürſten Metternich Vorgänger in der Leitung des Auswärtigen. Als Oeſterreich durch den Wiener Frieden genöthigt wurde, das ſtrenge antinapoleoniſche Syſtem und die engliſche Politik aufzugeben, trat er zurück, und lebte bis zum Befreiungskampfe abſeits von den Geſchäften. Einer der trefflichſten deutſchgeſinnteſten und verdienteſten Männer, gleich ausgezeichnet an Geiſt wie in geſelligen Manieren. Die großen

Kriegsanſtalten im Jahr 1809 gingen meiſtentheils von ihm aus. Unter ihm trat auch Gentz, nachdem die erſte Verbindung mit Oeſterreich ſchon unter Baron Thugut angeknüpft worden war, in noch glänzendere Geſchäftsthätigkeit ein; und blieb ihm auch perſönlich nahe befreundet. Im Jahre 1813 wurde auch Stadion, unter Metternich, wieder zu den wichtigſten Geſchäften gebraucht; er übernahm aber alsbald das Miniſterium der Finanzen, dem er bis zu ſeinem Tod (1824) vorſtand. Wenn die Geſchichte die Namen aufzählt, die ſich um die Befreiung und Wiederherſtellung Deutſchlands die größten Verdienſte erworben haben, wird auch Stadion immer unter den erſten genannt werden. —

Zu Brief 13. Clamm — Graf Chriſtian Clamm-Gallas, einer der angeſehenſten unter den böhmiſchen Großen, lebte in Prag und wird, nach Angabe Hormayrs, als rühmlichſter Beſchützer der Künſte genannt. Daß er Gentz, beſonders aber auch Rahel und vielen anderen gerühmten Namen näher befreundet war, geht aus Briefen der Letztgenannten hervor. —

Zu Brief 24. Graf Paar — iſt Graf Johann von Paar, Sohn des Fürſten von Paar und öſterreichiſcher General. Im Jahr 1813 war er Adjutant des Fürſten von Schwarzenberg und wurde mit der Nachricht der Schlacht von Kulm nach Wien geſendet. Bis zum Tode des Feldmarſchalls blieb er einer von deſſen Adjutanten. —

Zu Brief 28. Jackſon, engliſcher Diplomat, und wenn ich nicht irre, damals Englands Geſandter beim kaiſerlichen Hof. Vor 1806 fungirte er zu Berlin. —

Nächſt Adam Müller gehörte wohl ganz beſonders Friedrich Schlegel zu denjenigen geiſtigen Notabilitäten, mit denen Gentz, in Denkweiſe und Lebensrichtung vielfach übereinſtimmend, nähere Beziehungen geknüpft hatte. Auch Schlegel trat in kaiſerliche Dienſte, ſchon 1808 ging er nach Wien, hielt jedoch in den erſten Jahren hauptſächlich Vorleſungen über Geſchichte und Literatur für das dortige Publikum, wirkte

nachher mannigfach zur Aufregung des Nationalenthuſiasmus, und wurde nach dem Frieden als Legationsſekretair der Präſidialgeſandtſchaft zu Frankfurt am Main beigegeben; 1818 verließ er dieſe Stelle wieder und lebte mit kaiſerlicher Penſion, nur ſeinen ſchriftſtelleriſchen Arbeiten fortan zu Wien. Er ſtarb 1829 plötzlich zu Dresden, wo er eine Reihe Vorleſungen begonnen hatte. Eine tiefe Anſchauungsweiſe, große Sinnigkeit und elegante Formen hatte er mit Adam Müller gemein. Seine Bildung und ſein Standpunkt aber war weit univerſeller; dagegen das, wan in ihm vorging, viel weniger ächt und kräftig; auch blieb er hinter Müller an Entſchiedenheit der Richtung und praktiſchem Sinn zurück. Eine bei größten Geiſtesgaben jederzeit phantaſtiſche Denkart, wie ſie Schlegel und ſo vielen Zeitgenoſſen beſonders der romantiſchen Schule unſerer Literatur angehört, fängt gar gern mit republikaniſchen Schwärmereien und Vergötterung des Plato an, und endet mit chriſtlicher Zerknirſchung und hierarchiſchen Geſinnungen. — Seine Phantaſie führte ihn früh und ſpät auf unwirkliche Traumgebiete, mochte es nun Hellas oder die römiſch deutſche Verfaſſung, das Pontifikat und Kaiſerthum des Mittelalters ſein. Wegen ſeiner großen Beweglichkeit, mit der es ihm leicht ward, für alle Irrwege des Zeitalters den Ton anzugeben, und wegen ſeines großen Geiſtesumfangs konnte er wohl als eine Art von Mittelpunkt kontre-revolutionairer Richtung angeſehen werden. In ſeinem politiſchen Wirken erreichte er nicht einmal die einſeitige Energie und Bedeutung Adam Müllers, noch die vorübergehende Kraftäußerung und Macht von Görres. Für Gentz war die neu auftauchende chriſtliche Staatsanſicht nur eine Form, die ihn vielfach berührte und die er ſich nur gefallen ließ, um gegen den demokratiſchen oder revolutionairen Zeitgeiſt zu wirken. Die Verbindung zwiſchen ihm und Schlegel ſcheint überhaupt weit weniger innig geweſen zu ſein, als die mit dem ſyſtematiſcheren Politiker Adam

Müller. In ſeiner rein weltlichen Denkart ſtand er vom Grund aus weit von und über den Strebungen dieſer beiden. —

Zu Brief 35. Alexander von der Marwitz, den man ſchlechthin Rahels Freund nennen könnte, und dem durch die Mittheilung der herrlichen Briefe, die er an dieſe ſchrieb, in der Bildniß-galerie zu Rahel ein ſchönes Denkmal geſetzt iſt, war ohne Zweifel einer der ſtrebſamſten und geiſtreichſten Männer in der großen Reihe kräftiger Figuren, die dieſe Zeit erweckte, konnte aber leider für ſeine Kraft und ſeinen Willen die rechte Lebens-bahn nicht antreten. Der Name Marwitz iſt überhaupt ein rühmlicher der preußiſchen Geſchichte und auch Alexander würde dieſen Ruf noch ſehr erhöht haben, wenn er nicht ſchon im Blücher'ſchen Heere von 1814 bei Montmirail gefallen wäre. Gentz kannte ihn ſchon aus der Zeit, wo er und ſein Freund Varnhagen in öſterreichiſchen Militairdienſt getreten waren. Marwitz, gleichfalls ein begeiſterter Anhänger der preußiſchen Sache, mußte mit ſeinen edel-kräftigen und hoch-fliegenden Geſinnungen eine für die fertige und abgemachte Lebensſtellung und Anſicht von Gentz nothwendig unbequeme Erſcheinung werden. —

Zu Brief 38. Joſeph von Pilat, der bekannte Redakteur des öſterreichiſchen Beobachters, den er auch, im Verein mit Friedr. Schlegel, gegründet hat, wird hier von Gentz geradezu als ſein Zögling, den er mit väterlicher Pflege aufziehe, genannt. Sie blieben auch fortdauernd in der intimſten Verbindung, wie denn überhaupt nicht blos der Beobachter, ſondern Pilat ſelbſt, in ſpäterer Zeit, als das nächſte und auserwählteſte Organ von Gentz zu betrachten iſt. Wenn ſonach Pilat an der Stellung und dem Rufe ſeines leitenden Freundes Theil nahm, ſo hat er ſich, den Partheien der Zeit gegenüber, noch unendlich mehr als deſſen Leidensgenoſſe fühlen müſſen. Doch ſelbſt Gegner haben es zugeſtanden, daß er ein Mann von edler Denkart ſei, und dem es mit ſeinen Geſinnungen höchlich Ernſt iſt. Die vielen Briefe, die Gentz in langjähriger Freund-

ſchaft auch an ihn gerichtet hat, dürften vom größten Intereſſe, und ſollten, wenn auch nur zum Theil, wohl auch zur öffentlichen Mittheilung geeignet ſein. Wenige ſind ſo befähigt wie Pilat, ſich durch ſolche Gaben ein großes Verdienſt um das Andenken des Freundes zu erwerben; und es bleibt nur zu wünſchen, daß die Verhältniſſe ihm dies nicht gänzlich verwehren. —

Zu Brief 48. Hier iſt Graf Louis von Bombelles gemeint, der eine Zeit lang kaiſerlicher Geſandter in Dresden war. —

Der General Tettenborn, berühmt durch viele Heldenthaten, namentlich durch ſeine Feldzüge an der Niederelbe im Jahr 1813, gefeiert in Varnhagens Denkwürdigkeiten, dabei einer der liebenswürdigſten Charaktere, war auch der langjährige Freund von Gentz. Einige Zeit nach den Befreiungskämpfen trat er in badiſche Dienſte und lebte ſeitdem als großherzoglicher Geſandter zu Wien. Tettenborn war es, der mit der getreuſten Freundſchaft für Gentz bis zu deſſen Ende aushielt. Gewiß, wenn daran Mangel wäre, ein neuer Beweis, wie ein großer Theil der ruhmvollſten Namen unſerer Zeit ihn, gleichſam zur Entſchädigung für ſo viele ungerechte und wegwerfende Urtheile, geehrt und geliebt haben. — Die hier erwähnte Zeitung wurde im Feldlager des Tettenborn'ſchen Heeres von mehreren Offizieren verfaßt und unter den Auſpizien des Anführers ausgegeben. Varnhagen, der auch unter den Letzteren war, berichtet davon in ſeinen Feldzügen des General Tettenborn (Denkwürdigkeiten und vermiſchte Schriften. III. Band, S. 451—53.) —

III. Zu den Briefen aus ſpäterer Zeit.

Zu Brief 3. Ueber Görres, der hier noch ſo bewundert und angerühmt wird, zur Zeit, wo der rheiniſche Merkur in ſeiner großartigen Sprache nur noch die allgemeinſten Wünſche

und Erwartungen, wie die Freude über die gelungene Befreiung verkündete, kurz darauf aber, als nicht alle Hoffnungen und am wenigſten alle Görres'ſchen Ideale in Erfüllung gingen, gerade mit Gentz, als dem Verfechter der Kongreßpolitik, in heftigſten Zwieſpalt gerieth, wird ſchicklicher zu ſprechen ſein, wenn wir in der Sammlung der Staatsſchriften von Gentz die berühmte Abfertigung dieſes Gegners mittheilen. [Schriften von Gentz. Theil II. am Ende.] —

Zu Brief 4. Frau von Stael intriguirte bekanntlich ſehr eifrig gegen das Kaiſerreich und ſtand zur Zeit, wo ihr Freund Wilhelm Schlegel, der Profeſſor von Bonn, ebenfalls im ſchwediſchen Intereſſe, gegen das Kontinentalſyſtem zu Felde zog, in genauer Verbindung mit dem Kronprinzen, jetzigen König von Schweden, von dem ſie beſchützt und geehrt wurde. Hätte Gentz nicht mit ihr abgebrochen, ſo würde ſie ſeinen ſchriftſtelleriſchen Verdienſten, von denen man ihr wohl auch beigebracht hatte, in ihrem Werk über Deutſchland ihre Anerkennung zu ſpenden, ſicher nicht verfehlt haben. —

Zu Brief 5. Graf Bernſtorff iſt, ſo oft er hier vorkömmt, jedesmal Graf Chriſtian zu Bernſtorff, der bekannte däniſche Geſandte zu Wien und beim Kongreß, nachmals als preußiſcher Staatsminiſter des Fürſten von Hardenberg Gehülfe und Nachfolger in der ſpeziellen Leitung der auswärtigen Angelegenheiten. Seiner Gattin, der gleichfalls wegen ihres Geiſtes, und nicht minder wegen ihrer Schönheit bewunderten Gräfin Bernſtorff iſt kurz darauf in dieſen Briefen an Rahel auch gedacht. —

Zu Brief 10. Was den Inhalt dieſes Briefes anbelangt, wird in den Briefen an Varnhagen mehr berührt und hat in dem Vorbericht zu dieſen hinlängliche Erläuterung gefunden. —

Zu Brief 11. Gentz kommt gerade vom Kongreß zu Aachen zurück, wo er, wie früher zu Wien und auf den ſpäteren Kongreſſen, das Protokoll der Miniſter-Konferenzen führte. — Der von ihm genannte Scholz war preußiſcher Diplomat und Lega-

tionsrath, nach Miſſionen in den verſchiedenſten Weltgegenden, in Madrid, Petersburg, London, Stuttgart, — zuletzt in Frankfurt a. M. Er ſtarb faſt verſchollen vor mehreren Jahren in Rom. —

Zu Brief 12. Neben dem neueſten Werke der Frau von Stael erwähnte Gentz in einem früheren Briefe den neueſten Band von Göthe's Leben. Die Göthe'ſchen Fragmente, über die er hier halb ablehnend ſpricht, ſind die Aufſätze in „Kunſt und Alterthum." Gentz ſpricht auch in anderen Briefen immer mit einer gewiſſen Mediſançe von Göthe, hinter deren Eigenſinn aber doch die größtmögliche Verehrung für dieſen großen Zeitgenoſſen hervorblickt. Göthe ſelbſt hat ihn, zwar nicht jederzeit billigend, doch ſtets mit beſondrer Auszeichnung genannt. In dem Kreiſe des unvergeßlichen Karl Auguſt von Weimar war auch Gentz heimiſch und hochgeehrt. Im Sommer pflegten die böhmiſchen Bäder die Weimaraner und die Wiener zuſammen zu führen, wo dann hauptſächlich das fürſtlich Clary'ſche Haus, mit der bekannten Liebenswürdigkeit des Prinzen von Ligne, den Mittelpunkt der Geſellſchaft abgab. Kurz nach der Kataſtrophe von Jena hatte ſich Göthe, der auch nicht wenig von dieſer Bedrängniß und denen des herzoglichen Hauſes heimgeſucht wurde, von Gentz, wie er in ſeiner Lebenschronik erzählt, die weiteren Bewegungen der feindlichen Armeen gründlich und zu ſeinem Wohlbehagen auseinander ſetzen und endlich die erſte Nachricht des Tilſiter Friedens mittheilen laſſen; ſo wie er auch mehr, als von anderen Schriften dieſer Art, von den berühmten letzten Hauptwerken eines Gentz zu näherem Antheil an der Tagespolitik verlockt wurde. Auch nur äußerlichere Berührungen ſolcher Männer regen immer ein großes Intereſſe an! —

Zu den liebenswürdigſten, geiſtreichſten und in verſchiedener Art denkwürdigen Männern des nordiſchen und Berliner Lebens gehört auch Guſtav von Brinckmann, ſchwediſcher Diplomat, zuletzt in London, beſonders aber durch ſeine Stellung am

preußiſchen Hofe bekannt. Er war es, der den kitzlichen Auftrag zu vollführen hatte, im Namen ſeines Herrn dem Könige von Preußen, als dieſer, ohnedies mit Schweden brouillirt, gerade eine Anzahl ſchwarzer Adlerorden nach Frankreich geſchickt hatte, den des Königs von Schweden wieder zurück zu geben. — Brinckmann hatte ſich auf deutſchen Hochſchulen gebildet, war ſelbſt Dichter und Schriftſteller, in ſchwediſcher und deutſcher Sprache, ſchrieb namentlich ganz außerordentlich elegante Briefe an alle Welt, an Staatsmänner und Literaten, von denen er den berühmteſten im In- und Ausland bekannt war. Auch Gentz gehörte von ſeiner Berliner Zeit her zu ſeinen vertrauteren Freunden. Vom Jahr **1810** lebte er zu Stockholm und in dem Kollegium, worin die allgemeinen Reichsangelegenheiten berathen wurden, thätig bis an ſein Ende. Er ſtarb **1828**. Ueber ihn eine biographiſche Skizze, vielleicht mit einem Auszuge ſeiner in Betreff der Form noch jetzt muſterhaften Schriften und Dichtungen, namentlich eine Sammlung Brinckmann'ſcher Briefe zuſammenzuſtellen, wäre ſehr erwünſcht und Dankes werth. —

Zu Brief **16**. Der Major von Prokeſch iſt der bekannte Schriftſteller und Diplomat, jetzt öſterreichiſcher Botſchafter beim jungen griechiſchen Königreich. Die glücklichere Wendung ſeiner Lebensbahn begann er als Adjutant des Generaliſſimus, Fürſten von Schwarzenberg, der die größte Zuneigung zu ihm faßte, und deſſen Biographie er nach ſeinem Tode aus den Familien-Papieren in Denkwürdigkeiten des Fürſten herausgab. Auch unter den Militairſchriftſtellern iſt er ein gerühmter Name. In ſpäterer Zeit erlangte er die Auszeichnung des Fürſten Metternich und wurde, da er ohnedies eine große Reiſe nach dem Orient unternehmen wollte, zu diplomatiſchen Zwecken verwendet, und nachher der öſterreichiſchen Marine in der Levante zugetheilt. Obſchon vom Anbeginn kein Anhänger der griechiſchen Sache, hat er ſich doch auch vor ſeiner jetzigen Stellung namhafte Verdienſte um den werdenden Staat erwor-

ben. Alsbald gehörte er dem engern Kreiſe des Staatskanzlers zu, und ſchloß auch mit Gentz einen innigen Freundſchaftsbund. Bei jedem Anlaß ſpricht er von ihm, dem Menſchen und Staatsmann, ſeinem Wirken und ſeinen Schriften mit entzückter Bewunderung. Prokeſch iſt einer der geiſt- und talentvollſten Staatsmänner, einer der begabteſten deutſchen Schriftſteller, der lauterſten Charaktere der Gegenwart, und unter den Hoffnungen der öſterreichiſchen Monarchie eine der glänzendſten. Mit welch inniger Sympathie Gentz, eine geiſtverwandte, poetiſche Seele mitten unter diplomatiſchen Depeſchen, mit ihm zuſammen hing, liegt in der Erwähnung dieſes Briefes zu Tage. Der Anlaß iſt gleich ehrenvoll für ſie beide, wie für den von anderer Seite ſo oft mißhandelten Dichter.

III.

An

Pauline Wieſel.

Pauline war die Tochter des Geh. Raths Céſar in Berlin, eines der reizendſten und liebenswürdigſten Geſchöpfe, weniger durch Geiſt blendend, als durch Anmuth und Naivität. Der Domherr Graf Hugo Hatzfeld wollte ſie heirathen, konnte aber die Säkulariſation nicht erlangen. Wunderlicher Weiſe ſchenkte ſie jetzt, eine Menge Huldigungen und Anbeter verſchmähend, ihre Hand einem gewiſſen Wieſel, einem höchſt originellen Menſchen, von dem uns jüngſt ein Aufſatz in der Zeitung für die elegante Welt („Merck — Mephiſtopheles — Wieſel." 1836. Jan. No. 11—14) ein ſehr anziehendes Bild gegeben. Wieſel, ebenfalls ein Berliner, zeichnete ſich durch die Gabe eines außerordentlichen Scharfſinnes und unerſchrockenſter Dialektik aus, war im hohen Grade beredt, ein Freidenker derbſter Art, unaufhörlicher Raiſonneur, ganz cyniſch und faſt Lachen erregend in ſeinen Manieren. Zu einem geordneten Lebenslauf hatte er keinen Beruf, ſein Vermögen unterſtützte anfangs ſeine Launen, er trieb ſich in der Welt umher, beſchäftigte ſich, ohne daß es ihr etwas nützte, mit den größten Staats- und Handelsangelegenheiten, fing, als die Mittel aufhörten, ſich in allerlei große Unternehmungen einzulaſſen an, machte ſchlechte Geſchäfte, und ließ ſich's nicht anfechten, die Menſchen, die er im Allgemeinen höchlich verachtete, ſo viel als möglich zu überliſten und zu betrügen. Er war bald hier bald dort, oft längere Zeit ganz verſchollen, und kam ſo während des Wiener Kongreſſes, auch ſeinen Bekannten, darunter ſich die bedeutendſten Männer, ſämmtlich von ſeiner Denkkraft angezogen, namentlich Humboldt, Adam Müller und Gentz befanden, ganz unerwartet

wieder zum Vorſchein. Seine ironiſche Geſtalt ſchlich, unaufhörlich raiſonnirend und verneinend, um die dortigen Staatsgeſchäfte, doch leider immer unbemerkt, umher; eine Art Mephiſtopheles, wie ihn der Verfaſſer obigen Aufſatzes charakteriſirt, dem es nur an Gelegenheit fehlte, das ganze Pack der Menſchen und Staaten in göttlichſte Verwirrung zu bringen und die eigene Befriedigung zu genießen, daß das Geſindel doch nichts tauge. Wunderbarer Weiſe war er mit Adam Müller, der ganz entgegengeſetzten Grundſätzen und Manieren huldigte, auf's innigſte befreundet, ja ſogar unentbehrlich für dieſen. Wieſel lebte längere Zeit bei ihm in Leipzig und hörte nicht auf, den baldigſten Untergang und Bankerott aller Staaten und Nationen zu prophezeien. Nach dem Tode deſſelben ſchrieb Müller einen äußerſt merkwürdigen Brief über ſeinen Freund. „Ich verliere viel an ihm, ſagte er; er erſetzte und repräſentirte mir nicht nur die ganze liberale und demokratiſche Welt, und überhob mich nicht nur der Mühe, die Journale und Bücher meines Gegenpart zu leſen, ſondern er trieb das alles auf die rechte deutſche Höhe, bis zur Läugnung des perſönlichen Gottes, zur Behauptung, daß alles Unglück in der ganzen Weltgeſchichte aus dem Glauben an eine perſönliche Offenbarung herrühre. Drei Stunden hindurch habe ich ihn einmal über letztern Punkt auf meinem Zimmer mit wirklich teufliſcher Grazie und Sachkenntniß raſen hören.“ Gerade dieſen Wieſel zog Pauline, damals in der erſten Jugendfriſche ihrer Schönheit, allen andern und viel eifrigern Bewerbungen vor. Ihr wunderliches Verhältniß wird in obigem Aufſatz als nicht minder bizarr geſchildert. Er erhielt, was er eigentlich nicht ſuchte und nicht achtete, eines der reichſten Mädchen in der Stadt, und von zauberiſcher Anmuth. „Auf ein Glück, an das er nicht glaubte, legt er es aber auch nicht an; Weltverachtung, eigennütziges Weltgebrauchen und launiſcher Lebensgenuß war ſein behagliches Element. Ein gleiches muthete er ſeiner jugendlichen Gattin zu. Sie reiſten in den glücklichſten Umſtänden nach Wien, Paris und in die Schweiz. Seiner Schadenfreude machte es aber das größte Vergnügen, unterwegs einen Freund mitzu-

ſchleppen, der leidenſchaftlich verliebt in Paulinen die täglich erneute Qual erdulden mußte, den Gegenſtand ſeiner Wünſche in fremdem Beſitze und die wirkliche Zuneigung der Frau zu ihrem Gemahl von dieſem nur verſpottet zu ſehen." Es war natürlich, daß ſolcher Frevel auch Paulinens Neigung endlich zerſtörte und ſie von ihm wegtrieb, bis ihr längſt gelockertes Verhältniß zuletzt völlig gelöſt wurde.

Pauline hielt ſich nun wieder in Berlin auf, und hier begann die ſchönſte Epoche ihres Lebens. Der heldenmüthige Prinz Louis Ferdinand von Preußen entbrannte in leidenſchaftlicher Liebe zu ihr. Leider war der Prinz ſchon einer Andern mehrere Jahre her in vertrauteſter Neigung zugethan, leider ſollte dieſe neue Leidenſchaft ſeine ohnehin vielfach verwickelten Verhältniſſe nur noch tiefer zerrütten, der ſchönſte Liebesgenuß nur unter Dornen und Schmerzen zu Theil werden. Neben den öffentlichen Angelegenheiten beſchäftigte ihn in den letzten Jahren ſeines früh und ruhmvoll geendeten Lebens nichts ſo ſehr, als ſeine heißgeliebte Pauline, ein Weſen, das, bei allen Liebreizen, an innerem Werth in Wieſels Hand zwar nicht zu Grunde gegangen war, aber doch ſchon verloren hatte. Sie war für den Prinzen unwiderſtehlich, ohne daß dieſer, mitten unter andern Qualen, hier die erſehnte Ruhe und Befriedigung hätte finden können. Oft trieb es ihn, aber immer vergeblich, in die Einſamkeit auf ſein Landgut Schricke hinweg. „Mir ziemt es ſchrieb er in ſolchen Momenten, mich in das ſtrengere Geſchäftsleben zurück zu ziehen, und nicht ſo, wie ich es gethan, Zeit und Kraft den Weibern zu vergeuden, die doch Ernſt und kältere Vernunft mehr als Hingebung und ſtete Liebe beherrſchen. Sie ſahen Paulinen, ſo gut, ſo liebend, und dieſes kam aus ihrem Innerſten, ſo wider ihren Willen unter tauſend Thränen, als wenn es etwas Schlechtes wäre! Rathen Sie zum Guten, predigen Sie Mäßigung und Sie werden Allen wohlthun." Die merkwürdigſten Bekenntniſſe legte Prinz Louis gleichfalls an Rahel, als er ſchon dem franzöſiſchen Heere und ſeinem Tode entgegenging, in einem vom 11. September 1806 von Leipzig aus datirten Briefe ab, das ehrendſte Vertrauen, das er Rahel, die in ſolchen Fällen oft ſeine Tröſterin geweſen war,

weihen konnte. Schrieb er ihr doch früher einmal, er habe zu Gentz geſagt, ſie wäre eine moraliſche Hebamme, und accouchire einen ſo ſanft und ſchmerzlos, daß ſelbſt von den peinlichſten Ideen dadurch ein ſanftes Gefühl zurück bliebe. Dieſer Brief lautete ſo:

„Wie es mit meiner Liebe zu Paulinen eigentlich iſt, wäre ſchwer Ihnen zu ſchreiben; ich weiß nur, daß ich ſie unausſprechlich liebe, und alle meine Gefühle erlangen in Einſamkeit und Entfernung mehr Kraft. Oftmals iſt mir, als liebte ich ſie ewig — lange ſchon hatte ich ſie im Herzen und im Kopfe. — Ich ſah ſie wieder! allein da war es, als wäre eine Mauer zwiſchen uns, ich ſuchte und doch fürchtete ich ſie, alsdann lernten wir uns kennen. Pauline mißgriff meinen Charakter, ich ſah in ihr nur die Fehler, die Exuberanzen, die Auswüchſe dieſer reichhaltigen Natur, ohne ſie eigentlich zu lieben, oder ohne dieſe Liebe in mir laut werden zu laſſen; bis endlich, wie Sie wiſſen, es aufloderte, ich ſie trotz den Menſchen, trotz mir, ja ihrer ſelbſt, liebte, jeden Tag mehr opferte, jedes Opfer mich mehr an ſie band und feſtkettete; rechnen Sie noch hinzu den an's magiſche gränzenden Liebreiz, den ſie für mich hatte — den Stolz meines Charakters. Wie oft ſahen Sie mich kalt und reſignirt, meiner Liebe bewußt, daſitzen, kalt und gleichgültig, wenn Andere, Paulinen herabwürdigend, mich und meine Liebe vielleicht verſpotteten. Noch etwas Schönes lag in meinem Herzen, ich habe zuweilen gehofft, die Reliquien von Paulinens ſchöner Natur zu retten — meine heftige, zärtliche Liebe ſollte ihr Herz erwärmen — die Ideen des Guten und Schönen beleben, — ſie ſollte wieder an ſich ſelbſt glauben; ich dachte, ſie ſollte das Edle, Gute in mir lieben und erkennen, mein Leben durch Genüſſe aller Art verſchönern —; überdem iſt bei ihr die Härte nichts weiter als die Reaktion der tiefſten Gebeugtheit, der Zerrüttung ihres Innern — ſie hat nicht den Muth, zu zeigen, daß ſie gut iſt, nicht den Muth, Gefühle an den Tag zu legen — ich habe ſie erröthen ſehen, wenn ſie etwas Gutes und Gefühlvolles ſagte, als wenn ein Andrer eine Sottiſe ſagt — blos weil ſie fühlt, daß ſie das Recht es zu ſagen, verloren hat. Einen Brief von ihr, aus Schricke mir

geſchrieben, fand ich hier — er war gut, liebend und wahr. So war es, liebe Kleine, und ſo iſt es noch, nach dem ſchmerzlichen Stoße, den der unglückliche Brief in mir erzeugte, und von welchem mein Herz blutet.“ Darauf geht er zu den Kriegsangelegenheiten über: „Heute haben wir hier ein Rendezvous der drei verſchiedenen Avantgarde-Chefs, des General Blücher, des General Rüchel und mir, der die des linken Armeekorps kommandirt; morgen geht jeder zu ſeiner Beſtimmung, und am 20. bin ich am Fuße des böhmiſchen Gebirges, mit meiner aus Preußen und Sachſen zuſammengeſetzten Avantgarde. Ein Wort gaben wir uns Alle, ein feierliches männliches Wort — und gewiß ſoll es gehalten werden — beſtimmt das Leben daran zu ſetzen, und dieſen Kampf, wo Ruhm und hohe Ehre uns erwartet, oder politiſche Freiheit und liberale Idee auf lange erſtickt und vernichtet werden, wenn er unglücklich wäre, nicht zu überleben! — Es ſoll ſo gewiß ſein! Der Geiſt der Armee iſt trefflich, und würde es noch mehr ſein, wenn mehr Beſtimmtheit und erregende Kraft in der Politik wäre, und mehr feſter Wille die ſchwachen und ſchwankenden Menſchen beſtimmte! — Was iſt dieſes erbärmliche Leben, nichts, auch gar nichts! — Alles Schöne und Gute verſchwindet, erhaben iſt das Schlechte, und die traurige Erfahrung reißt unbarmherzig alle ſchöne Hoffnungen von unſeren Herzen! ſo muß es in dieſem Zeitalter ſein, denn ſo erſtarben auch alle ſchöne menſchenbeglückende Ideen! Nur das Erbärmliche blieb, nur dieſes ſiegt — warum alſo ſich beklagen, wenn im Kleinen geſchieht, woran ein ganzes Zeitalter leidet! — Wenn ich mich ſo oft in's weibliche Herz hineindachte, ſo glaubte ich, nichts heiliger müßte einem Weibe ſein, als den Geliebten im Kriege zu wiſſen; ihn zu betrüben, ja vielleicht noch mehr zu thun wäre in meinen Augen ſchlimmer als ein Mord. — — Louis.“

Dieſer merkwürdige Brief des Prinzen, ein ſchönes Denkmal ſeines ganzen Lebens, den Varnhagen nach der vortrefflichen Lebensſkizze deſſelben gleichfalls in der Bildnißgalerie mitgetheilt hat, giebt über ſein Verhältniß zu Paulinen den ſchönſten Aufſchluß. Noch nicht einen Monat nach dieſem Brief war der Geliebte den Opfertod

für ſein Vaterland bei Saalfeld gefallen. Wo ein ſo unerſetzlicher Verluſt zu beklagen war, wie hätte man da noch fragen dürfen: wer dem verlaſſenen Weibe dieſe Liebe erſetzen ſollte?

Und doch fand ſich für ſie Einer, der ihr Troſt und Hülfe bot, durch Antheil ihren Kummer erleichterte, und, als wenn es aus Verehrung für den Prinzen, ſeinen ehemaligen Freund, geſchähe, als wenn er ihn beerben wollte, ſeine Huldigungen fortſetzte. Dies war Gentz. Jahrelang war ſie mit ihm in der Nähe und in der Ferne im vertrauteſten Verkehr. Ihr Aufenthalt wechſelte, im Sommer lebte ſie oft in den Bädern, in der Nähe ihres Freundes, immer ein ſehr munteres Daſein und in guter Geſellſchaft. Rahel nahm bleibenden Antheil an ihren Geſchicken, Gentz, wie ſich oft in ſeinen Briefen zeigt, widmete ihr fortdauernde Aufmerkſamkeit. Zuletzt heirathete ſie einen Hauptmann der Schweizergarde Karls X., mit dem ſie abwechſelnd zu Straßburg oder Paris lebt. Wir haben dieſem Leben abſichtlich ſo viele Blätter gewährt, weil die Namen Pauline, Wieſel und Louis Ferdinand eng in den Gentziſchen Lebenskreis verzweigt ſind, und ſo manches in früheren Briefen, wie in den folgenden, ohne dieſe Andeutung unverſtändlich geblieben wäre.

Bekanntlich hatte auch Louis Ferdinand einen Kreis der erſten Gelehrten und Schriftſteller, aus den Civil- und Militärfächern, um ſich verſammelt, oder vielmehr er nahm an allem Theil, was das Berliner Leben an Geiſtesanregungen bot. Unter den Männern dieſer Art verkehrte er ganz vorzüglich mit Gentz, und auch noch ſpäter behielt er ihn in freundlichſter Erinnerung. Mit welcher ungemeinen Hochachtung Gentz von dem Prinzen dachte, den er mit einem Gefühl des Stolzes ſeinen Freund nennt, geht namentlich aus den tiefgerührten, anerkennungsvollen Worten hervor, mit denen er in ſeiner geheimen Geſchichte des Kriegs von 1806 die Unglücksbotſchaft vom Tode des Prinzen beſpricht.

1.

An Pauline Wieſel, in Berlin.

Ohne Datum, aber gewiß aus dem Jahre 1806.

Diesmal ſchreib' ich Ihnen, reizende Pauline, nicht um Ihretwillen, ſondern wegen der Einlage, die ich auf keinen unſchuldigern Namen, als den Ihrigen, der Poſt anvertrauen kann. Ich beſchwöre Sie bei allem, was uns heilig iſt, das Paket ſicher und ſchnell, und ohne ein Wort davon gegen Andre zu erwähnen, an Ihren Freund abzugeben! Von den „Andern" iſt nur die Kleine ausgenommen, die davon wiſſen ſoll und muß; aber bei Leibe ſonſt niemand. Sie, liebſte Pauline, weiß ich längſt, können vortrefflich ſchweigen, wie alle Frauen, wenn man ſie dafür zu intereſſiren weiß. Intereſſiren aber will ich Sie durch das Verſprechen, Ihnen künftig das Geheimniß zu ſagen, das Sie jetzt bewahren ſollen.

Sagen Sie dem Prinzen, daß ich ihn bewundre und liebe, wie ich es von jeher gethan; ſagen Sie ihm, daß er hier viele Freunde und Verehrer hat, die ihn gern an der Spitze großer Dinge ſähen, weil nur bei Geſinnungen und Kräften, wie die ſeinigen, für unſere ſchmachvoll

behandelte, aber nicht verlorne Sache noch Hülfe und Heil zu hoffen ſind!

Von Chriſtel weiß ich ſeit längerer Zeit nichts. Ich glaube, ſie iſt in Venedig. Anſprüche habe ich keine mehr an ſie, aber eine lebhafte Theilnahme für ſie kann nie in mir erlöſchen. Sie hätte, wie alle liebenswürdigen Geſchöpfe dieſer Art, in beſſre Hände fallen ſollen — als ſogar die meinigen! — Mir geht es hier perſönlich ganz vortrefflich, Geld habe ich genug, und Freuden aller Art. Könnte ich die Politik vergeſſen, ſo wäre ich ganz glücklich. Das Sonderbare iſt, daß diejenigen, die durch das politiſche Unglück am meiſten zu verlieren bedroht ſind, grade am meiſten darüber zerſtreut ſind, und ſich in keinem Lebensgenuſſe ſtören laſſen. Wollen wir es auch ſo machen, theuerſte Pauline? Aber Sie thun es ſchon längſt, und nur ich bin ſo ungeſchickt, immer zu ſorgen und zu fürchten! Kommen Sie nach Böhmen, und helfen Sie mir leichtſinnig ſein. Aber bringen Sie den herrlichen Prinzen mit! Leben Sie wohl! Und bleiben Sie mir gut, wie ich Ihnen!

Gentz.

2.

Prag, den 16. März 1807.

Die Gelegenheit, die ſich mir heute darbietet, iſt zu gut, liebenswürdige Pauline, als daß ich ſie nicht gebrauchen ſollte, um Ihnen ein Zeichen des Lebens zu geben.

Seitdem wir am 28. September auf der ſteinernen Bank im Zwinger zu Dresden ſaßen, — welche Welten von Unglück aller Art haben ſich über uns gewälzt! Was haben wir verloren! Was für tödtliche Wunden ſind unſern Herzen geſchlagen worden!

Wenn Sie ſich ſo oft meiner erinnerten, als ich an Sie, mit der zärtlichſten Wärme der Freundſchaft, mit Wehmuth, mit Sorgen und mit Liebe, gedacht habe, ſo müſſen unſere Gedanken einander hundertmal begegnet ſein. Mehrere Monate lang war ich ohne alle Nachricht von Ihnen. Weiterhin erfuhr ich wenigſtens zu meinem Troſte, durch die Prinzeſſinnen von Kurland, daß Sie lebten, und in Sicherheit wären.

Das Intereſſe, was ich an Ihrem Schickſal nehme, iſt von ſo mannigfaltiger und von ſo bedeutender Art, daß ich, was auch immer mit Ihnen geſchehen möge, Sie nie aus den Augen verlieren werde. Sie wiſſen es; ich glaube es Ihnen bewieſen zu haben. In vielfachen Verhältniſſen habe ich Sie gekannt; meine lebhafte Freundſchaft für Sie hat, denke ich, in keinem ſich verläugnet.

Schreiben Sie mir alſo, wenn Sie irgend eine ſichere Gelegenheit finden — es bedarf deren nur bis Dresden; denn was Sie an Baron Buol, den öſterreichiſchen Chargé d'Affaires, adreſſiren, iſt ſchon ſo gut als in meiner Hand — Schreiben Sie mir, wie es Ihnen geht, wie Sie ſeit den ſchrecklichen Kataſtrophen gelebt haben, und was Ihre Plane und Ausſichten für die Zukunft ſind. Sein Sie

verſichert, daß das alles mich ſo ſehr, als irgend eine der großen Weltbegebenheiten intereſſirt.

Rufen Sie mich gelegentlich in's Andenken meiner dortigen Bekannten zurück. Grüßen Sie vor allen meinen edeln Freund und Gönner Schack, — ich ſah ihn auf einen Augenblick am 10. Oktober — einem Tage, von dem ich damals nicht ahndete, daß er einer der ſchwärzeſten meines Lebens ſein ſollte — in Erfurt. Empfehlen Sie mich Humboldt — wenn er jetzt mir einmal ſchreiben könnte, würde es mir eine wahre Erquickung ſein. Es thut mir leid, daß ich Johannes Müller nicht mehr gegen Sie nennen kann; von dem weiß ich unglücklicher Weiſe ſchon zu viel. — Geben Sie mir doch einige Notiz von Wieſel; ſein Schickſal iſt mir keineswegs gleichgültig; ich wünſche ſehnlich zu wiſſen, was aus ihm geworden iſt.

Leben Sie wohl, unvergeßliche Pauline! Und laſſen Sie mich bald etwas Gutes von Ihnen hören.

G.

Schreiben Sie mir doch auch, was die Rahel, und was Vetter macht. — Lebt Jette Fromm noch? — Ich bin immer derſelbe; ich habe hier in Prag einen ſo glücklichen Winter verlebt, daß ich mich faſt davor ſchäme. — Kommen Sie doch nach Töplitz oder Karlsbad, und, um des Himmels willen, benachrichtigen Sie mich zum voraus davon.

3.

An Pauline Wieſel, in Paris.

Töplitz, den 15. Oktober 1810.

Ich habe Ihre beiden Briefe erhalten, liebenswürdige Pauline! Es müßten ſich in der Welt noch ganz andre Umkehrungen zutragen, als die wir erlebt haben, wenn das Innerſte meines Gemüths dergeſtalt affizirt werden ſollte, daß ich aufhörte, mich lebhaft für Sie zu intereſſiren. Was ich an Ihnen liebte, und liebe, ſteht hoch über allem Wechſel der Dinge; von dem Uebrigen nehme ich immer nur ſo viel Notiz, als es auf Ihr Glück oder Unglück Einfluß haben kann. Sie hatten alſo Recht, vorauszuſetzen, daß zwiſchen Ihnen und mir nichts geändert ſein konnte; und ich danke Ihnen dafür, weil es mir beweiſet, daß Sie es der Mühe werth gehalten hatten, mich gründlich zu ſtudiren.

Meine Verzweiflung aber iſt, daß ich kein Mittel in Händen habe, Ihnen wirkſame Hülfe zu leiſten. Ich überlege die Sache oft hin und her, ſehr ernſtlich, mit großem Intereſſe. Auf dem Wege, den Sie zu wünſchen ſcheinen, ſehe ich keinen großen Erfolg. Solche Empfehlungen können nur glücken, wenn man die Perſon ſelbſt vorzuzeigen im Stande iſt; es muß ein Intereſſe an ihr vorangehen, wenn man mit dergleichen Projekten zum Ziel kommen ſoll. — Ich bin entſchloſſen, wenigſtens einen indirekten Verſuch zu machen. — Der beſte Rath aber, den ich Ihnen für den Augenblick zu geben weiß, iſt dieſer: Wenn Ihre Umſtände es Ihnen nur irgend

möglich machen, ſo reiſen Sie nach Wien. Dort werden Sie mich finden; dort entdeckt ſich vielleicht, wenn wir unſre Bemühungen vereinigen, ein Ausweg, auf welchem ich Ihnen weiter helfen kann. Durch Korreſpondenz halte ich es für impraktibel. Daß es mir an gutem Willen nicht fehlt, ſollen Sie dann wenigſtens inne werden. Ueberlegen Sie das, liebſte Pauline, und in jedem Falle ſchreiben Sie mir nach Wien unter der Adreſſe des Arnſtein'ſchen Hauſes. Daß Ihre nächſten Briefe etwas erfreulicher ſein mögen, als die, durch welche Sie zuletzt mein Herz zerriſſen haben, das iſt der ſehnlichſte Wunſch Ihres alten treuen Freundes

Gentz.

Notizen.

Zu Brief 2. Baron von Buol, damals öſterreichiſcher Geſchäftsträger zu Dresden, war einer der jüngeren Anhänger und Freunde von Gentz. Von Buol wurde ſpäter als Geſandter nach Koppenhagen geſchickt und, in den Grafenſtand erhoben, bekleidete er ſeit der Eröffnung des deutſchen Bundes bis in's Jahr 1822 den wichtigen Poſten der öſterreichiſchen Präſidialgeſandtſchaft zu Frankfurt am Main.

Herrn von Schack nennt er nicht ohne Grund ſeinen Gönner und Freund. Von ihm war Gentz vormals in die vornehme und luſtige Welt Berlins eingeführt worden. Varnhagen, in der Gentz'ſchen Lebensſkizze, bezeichnet ihn als „einen der glänzendſten und tüchtigſten Kavaliere damaliger Zeit, Rittmeiſter im Regimente Gensdarmen, der den Mangel an Schulbildung durch natürlichen Verſtand, Klugheit. Witz und Gewandtheit reichlich erſetzte, und recht wohl wußte, wen er in ſeinem Schützling empfahl und förderte."

Der 10. Oktober — iſt der Unglückstag, an dem Prinz Louis bei Saalfeld blieb.

Sehr intereſſant iſt die Erwähnung von Johannes Müller, in einer Zeit, wo dieſer wegen ſeiner politiſchen Haltung den ſchärfſten Beurtheilungen ſich ausſetzte. Nach der ganzen Anlage Müllers lag zwiſchen ihm und Gentz gar man-

cherlei Gemeinſchaft zu Grunde; ſelbſt in der Ehrfurcht, die ſie noch vor der alten deutſchen Reichsverfaſſung hegten, mußte der Verfaſſer des Fürſtenbundes lange Zeit mit dem Autor der Fragmente des europäiſchen Gleichgewichts zuſammentreffen; erhaltende Grundſätze waren beiden eigenthümlich, und zeichneten ſie mitten im Schwindel der Zeitgenoſſen und Neuerungsluſte aus; nur waren ſie in Müller weniger feſtgegliedert und oft mit ſonderbaren Schwärmereien, nicht blos für republikaniſche Freiheit — das läßt ſich unter Umſtänden rechtfertigen und verbinden —, ſondern ſelbſt für die kühnſten und überraſchend poetiſchen Ideale, oder wenn man will, Illuſionen verkettet. Es lag viel zu Widerſprechendes, viel zu viel allſeitiges und gelehrtes Bedürfniß, augenblickliche Gemüthserregung, und bei großen Blicken in die Geſchichtswelt eine oft eben ſo große Unkenntniß des nächſten praktiſchen Weltlaufs in dieſem Manne, um, ſeine äußern Verhältniſſe und die ſtürmiſche Weltlage nicht einmal in Betracht gezogen — aus Johannes v. Müller einen feſten und konſequenten Charakter zu bilden. So wenig Treuloſigkeit und Perfidie urſprünglich in ſeiner Seele war, ſo wenig er auch um der ärgſten Schwächen willen die tölpelhaften Beſchuldigungen verdient, mit denen ihn, zur Schmach unſerer Nation, beſonders neuerdings ein gewiſſer Patriotismus verhetzt hat, ſo ſehr liegt es doch am Tage, daß Müller, zum größten Geſchichtſchreiber ſeiner Zeit geboren und geworden, mit den beſten Abſichten und im Einzelnen immer wieder löblichſten Bemühungen, den Verhältniſſen, in denen er wirken wollte oder mußte, nicht gewachſen war, und ſo von einem Felſenriff zum andern geſchleudert, eine Art Cicero unſerer Zeit, äußerlich eine beklagenswerthe Rolle ſpielte. So ſehen wir ihn von Hof zu Hof, von Land zu Land wandern, den Verfaſſer des Fürſtenbundes nicht lange darauf in Oeſterreichs Dienſten, dann wiederum in preußiſchen, und wie es zu gehen pflegt, zuletzt in franzöſiſch-weſtphäliſchen Verhältniſſen, wo ihm aber, obgleich er es nun bis zum Miniſter

gebracht hatte, Gram und Mißmuth alsbald den Reſt gaben. Männer, wie Fichte, kannten ſeinen Werth und hielten auch, ſelbſt als er die preußiſche Sache gleich nach der Kataſtrophe vom Jahr 1806 unwürdig aufgegeben hatte, an ihm feſt. Daß ſich dagegen in Anderen, vor allen in Gentz ergrimmter Widerwille gegen ſolche Haltungsloſigkeit regen mußte, war beſonders mitten im Kampfe dieſer Zeit nur zu erklärlich und gerechtfertigt. Was ſollte ein Mann, der alle ſeine Kräfte, und ſelbſt ſein Leben, wie kurze Zeit nachher auch Fichte, für eine heilige Sache einſetzte, wie ſollte der, im Augenblicke, wo es galt, Nachſicht für eine ſchwächere Natur haben? Hierauf bezieht ſich die Stelle in dieſem Briefe. Kurz zuvor hatte Gentz Müllern wegen ſeines Patriotismus und ſeines Eifers für die Unabhängigkeit und Freiheit der Nationen noch die größten Lobſprüche machen dürfen. Wie ſehr er ihn damals ehrte, bezeugt ein ſpäter mitgetheilter Brief an den engliſchen Geſchichtſchreiber Mackintoſh. Müller ſelbſt muß von Gentzens Zorne, noch als er in Berlin war, Kunde erhalten haben; denn er ſucht ſich in einem merkwürdigen Briefe an Göthe (Müller's Werke, kl. Ausg. v. 1835, B. 28, S. 291—92) gegen die Anſchuldigungen eines Calvinus-G., der ihn der Verrätherei zeihe und ihm für ſeine Grundſätze gern die ſanfte Wärme, welche Servet erfuhr, zutheilen möchte, ſo gut als möglich zu rechtfertigen, wo es ihm denn allerdings gelingt, einige gewichtvolle Geſichtspunkte für ſich geltend zu machen, doch ſeine Sache ſich nicht zu ſeinem Vortheil wendet, wenn er ſich nicht ſcheut, den Verläumdungen der Franzoſen Gehör zu geben, und wiederholt auf den Klang der Guineen anſpielt, der „etwas habe, was die Donnerlektionen von Jena und Auerſtädt überhören mache." — In ſeiner kräftigeren Zeit hatte auch J. Müller oft in anerkennendſten Worten von Gentz's Richtung und Schriften geurtheilt. So ſchreibt er in den Briefen an ſeinen Bruder (B. 32, S. 72) über Gentzens hiſtoriſches Journal des Jahrs 1799: „Die Grundloſigkeit der

Revolutionsgrundſätze, und die Unhaltbarkeit deſſelben Syſtems hat niemand ſo klar analyſirt, das πρωτον ψευδος (die Fundamental-Unwahrheit) niemand richtiger in den Blick gefaßt" — und nur wenige Tage vor der Schlacht bei Jena! am 7. Oktober ſchrieb er noch an ſeinen jüngeren Freund, Joſeph von Hammer nach Jaſſy: **Toutefois ce n'est plus de quelques provinces, ni de l'équilibre politique, c'est de la sureté individuelle de chacun qu'il s'agit. Vous aurez le jugement contre Palm — —; Berthier a dit avoir ordre *de faire fusiller quiconque liroit des écrits tels que ceux d'Arndt, Gentz* etc. La guerre internecive contre l'opinion, l'extinction des pensées, est à l'ordre du jour!** — Dies iſt zugleich das härteſte Zeugniß von dem traurigen Wechſel in Johannes Müller's Betragen!

IV.

An

Varnhagen von Enſe.

Dieſe Blätter von Gentz an Varnhagen ſchließen ſich zugleich an die Reihe der vorhergehenden an Rahel und Pauline Wieſel an, ſo wie auch ein Verhältniß zwiſchen beiden anfangs blos durch Rahel, die Varnhagen's Gattin wurde, ſich vermittelte. Denn in ihnen traten zwei ſich abſtoßende Naturen, gerade im grellſten Konflikt der Zeit und der Intereſſen zu einander. Nur äußerlich war Varnhagen, der von 1809 an eine Zeit lang im öſterreichiſchen Militair diente, von Rahel empfohlen, Gentz früherhin begegnet. Erſt während des Wiener Kongreſſes trafen ſie näher und zwar ziemlich herb zuſammen. In einem gewiſſen Sinne hatte Gentz wohl nicht Unrecht, wenn er ſelbſt geſtand, jetzt, nach der Befreiung Europas von der Uebermacht der Franzoſen, nähere ſich ſeine Laufbahn ihrem Ende. Denn allerdings traten jetzt vielhaltige Forderungen heran, wornach es galt nicht blos Sieger zu ſein, nicht blos eine Ordnung und ein Gleichgewicht wieder herzuſtellen, ſondern dieſe Wiederherſtellung zugleich den gewichtigſten Bedürfniſſen der Gegenwart und den größten Erfahrungen der Vergangenheit anzupaſſen, und nicht blos die äußere Revolution, ſondern auch die innere mit ihrem Recht und ihren Anſprüchen zu verſöhnen. Vor allem wünſchten unſere Patrioten eine feſte und vernünftige Ordnung der Dinge in Deutſchland hergeſtellt zu ſehen, das gerade wegen ſeiner unförmlichen Verfaſſung eine der Haupturſachen des europäiſchen Unglücks geweſen war. Die Preußen, die ſo eben dem großen Weltkampf den nachdrücklichſten Schwung gegeben hatten, glaubten unter allen Umſtänden das meiſte Recht auf eine den veränderten Verhältniſſen

und der Sicherheit Deutſchlands angemeſſene Wiederherſtellung und Vergrößerung zu haben. Die Politik des Wiener Kabinets wollte dieſem Anſinnen nur bis auf einen gewiſſen Grad willfahren; man fürchtete, nach kaum erdrückten Drangſalen der Revolution, neue Umwälzungen zu bereiten; man fürchtete für ſeinen eigenen Einfluß in Deutſchland. Ueberſchwengliche Forderungen Seiten der preußiſchen und deutſchen Enthuſiaſten, hartes Ablehnen Seiten der Anderen, ſo ſtand man in jener Zeit gegen einander. Auch Varnhagen, in den Ideen einer neueren Epoche aufgezogen, und begeiſterter Freund der preußiſchen Sache, ſtand jetzt, in Wien ſelbſt, mit mehreren andern gerühmten Namen, die dem Staatskanzler dahin gefolgt waren, der Gegenpartie im heftigſten Widerſpruch gegenüber. Gegen Gentz, der nun, da man das Aeußere gerettet und beruhigt hatte, auch gegen die auftauchenden Bewegungen im Innern, wie gegen alles Freigeſinnte überhaupt, gehäſſigen Widerſpruch begann, vorzüglich aber auch als Widerſacher gegen Preußen auftrat, waren dieſe Patrioten am ergrimmteſten. Hierauf beziehen ſich ſo viele Anſpielungen in den Briefen von Rahel, und in denen von Gentz an ſie und an Varnhagen, doch am ſchärfſten ſpricht es ſich in dem von uns zu den Briefen an Eliſabeth mitgetheilten Sonett Stägemann's aus.

Allerdings war es eine mißliche Stellung, in der Gentz ſich während jenes Konfliktes, des ſchwierigſten zugleich in den Wiener Berathungen, befand. Wer wird, in Betreff allgemeiner Forderungen, die damals, wie der Andrang aufgeregter Wogen plötzlich auftauchten, ſchlechtweg zu Gunſten der Einen oder Andern entſcheiden oder denen, die alle Gräuel der Revolution mit durchlebt hatten, ein Verbrechen daraus machen, wenn ſie auch jetzt eine Scheu vor gewiſſen ungeſtümen Bewegungen und vor umfaſſenden Veränderungen, oder eine Vorliebe für gar zu ſtrenge, vielleicht in den meiſten Ländern unhaltbar ſtrenge monarchiſche Grundſätze hatten? Allein der wichtigſte Zwieſpalt bewegte ſich gar nicht in Staats- und Verfaſſungsanſichten, ſondern um das Wohl, das Recht, die Anſprüche und die Wiederherſtellung eines beſtimmten

Staats, deſſen Wichtigkeit im europäiſchen, und beſonders im deutſchen Staatenſyſteme, gerade durch die neueſten Vorgänge ſo ſehr bethätigt war, und den Gentz, obſchon in Dienſten eines andern Hauptſtaats, in mehr als einem Sinne als Vaterland zu betrachten verpflichtet blieb. Jedem andern öſterreichiſchen Staatsmann hätte auch aus dieſer Gegenſtellung Niemand ein Verbrechen machen können; ſie handelten, abgeſehen von der Erſprießlichkeit ihrer Politik für das Nationalwohl und die Sicherheit Europas, als gut öſterreichiſche Patrioten. Daß aber Gentz mit ſo offenem und hartem Widerſpruch Oeſterreichs Anſicht und Sache zur ſeinigen erkohr, und die Rückſicht gegen ſein eigenes Vaterland auf jede Weiſe ververgaß, dieſer Mangel an Pietät und Treue wird ihm weniger als jede andere Schwäche von denen, welchen Preußens und Deutſchlands Wohl nun einmal verbunden und ganz vorzüglich am Herzen liegt, verziehen werden. Es iſt vielleicht die einzige und jedenfalls die härteſte Klage, welche der Patriotismus mit Fug und Recht gegen ihn erheben kann. Alſo erbittert und aufgebracht, rechnete man ihm auch jeden anderen politiſchen Widerſtand viel ſchärfer an, wie wir denn aus ſeinen eigenen Briefen an Varnhagen erſehen, daß der Grimm ſeiner Gegner noch zur Zeit des zweiten Pariſer Friedensſchluſſes in vollen Flammen ſtand und von einer Seite her ſogar ein Libell gegen ihn bereitet wurde, das aber aus unbekannten Urſachen unterdrückt blieb. *)

---

*) Man darf uns nicht mißverſtehn. Wenn die erſten Forderungen preußiſcher Patrioten oder des preußiſchen Kabinets angenommen worden wären, hätten wir ohne Rückſicht auf die Wohlthat ſolcher Maßregeln doch noch zu fragen gehabt, ob und warum denn gerade das ſächſiſche Fürſtenhaus in ſolchem Maße habe büßen, und warum gerade das ſächſiſche Volk allein der Stoff habe ſein ſollen, über den man zur vernunftgemäßen und glücklichen Organiſation Deutſchland's verfügen müſſen. Dieſe Note glaubte der Herausgeber ſich, um ſo mehr, da er Sachſe von Geburt iſt, ſchuldig zu ſein.

Als dieſe verhängnißvollen Momente vorüber und die entſcheidenden Würfe für Deutſchlands Zukunft auf lange Zeit gefallen waren, ſtanden die Sachen für Gentz ſchon ungleich beſſer. Die europäiſche Kongreßpolitik, in welcher das öſterreichiſche Kabinet mit ſeinen Hauptperſonen allerdings den Vorſitz führte, war die natürliche Folge vorangegangener Entſchlüſſe, und nunmehr allerwärts reagirender Elemente, und ſie mochte, wenn das Syſtem der Gewalthaber überhaupt mehr ein verneinendes geweſen iſt, gegen ein ſolches, nicht blos ſtrebſames, ſondern zugleich revolutionaires Zeitalter, als einziges Rettungsmittel, und als Nothwehr zu betrachten ſein. Gentz war hierbei, obſchon ein wichtiges, doch immer nur einzelnes Glied einer großen Kette. Es gab keinen zureichenden Grund, irgend einen Angriff, wenn nicht in einer ſpeciellen Frage, gegen ihn perſönlich zu richten. Mochte man endlich auch mit der ganzen Richtung damaliger Politik uneinverſtanden ſein, entſcheidende, für unſere Nation entſcheidende Fragen, wurden nicht erledigt. Je mehr die Dinge ſich ins Gleichgewicht ſetzten und die weiteren Maßregeln an Gewicht verloren, deſto mehr ſtrahlte für ruhig und weiter denkende, weit über ſein nächſtes Wirken, auch das frühere Verdienſt eines Gentz, die Fülle von Talent und Thätigkeit, die er ſo viele Jahre lang zur Befreiung Deutſchlands und Europas verwendet hatte, von neuem wieder empor.

Um ſo wohlthuender iſt es, aus dieſen Briefen und aus den eignen Schriften Varnhagen's zu ſehen, daß zu einer Zeit, wo man Gentz nicht blos als Turkophilen und Obſkuranten ſchmähte, ſondern ſogar als einen ſolchen bezeichnete, der von ſeinem erſten Auftreten an, im Kampfe gegen die Revolution, gegen alles, was Recht und Freiheit ſei, unausgeſetzt gearbeitet habe, Varnhagen mit großartigerer Geſinnung und gerechter Anerkennung ſeinen eigenen früheren Gegner gegen ſolche Anſchuldigung in Schutz nahm, auf die Freimüthigkeit ſeiner Schriften hinwies und was von den Partheien ſo gern geläugnet wird, den Rang, die Bedeutung und den Werth ſeiner ſchriftſtelleriſchen und politiſchen Laufbahn, als einer in mehrfacher Hinſicht größten, in Erinnerung brachte. Gentz mußte

ſich von der Anerkennung und Rechtfertigung Seiten eines ſolchen Mannes noch mehr als geſchmeichelt fühlen; er ergreift jede Gelegenheit, Varnhagens Geſinnung und Leiſtungen zu preiſen, und als neue Stürme heftiger Art über die Ruhe Europas und das von den Kabinetten erwählte Syſtem hereinbrachen, und Gentz, ohne es öffentlich geradezu einzuſtehen, vielleicht ſelbſt von der Unhaltbarkeit einer gewiſſen Seite bisheriger Politik überzeugt worden, mochte er ſich, eigenen, friſcheren Jugend- und Mannesanſichten wieder näher ſtehend, auch mit Varnhagen in größerem Einverſtändniß fühlen. In einer ſolchen Stimmung ging er, wie wir aus guter Quelle wiſſen, von dannen.

So hatte ſich denn an dieſen beiden Männern wieder einmal bewährt, daß, ſo oft in dem Gegner eine gewiſſe Höhe der Bildung und eine Summe hiſtoriſcher Bedeutung und glänzender Talente vorhanden iſt, trotz allen Gegenſätzen der Richtung und des Strebens, am Ende jedesmal Verdienſt und Größe anerkannt bleibt, und von einem gleichfalls Gebildeten und Verdienten anerkannt wird. Seit Gentz todt iſt, hat Varnhagen nicht aufgehört, die großartigen Leiſtungen und Verdienſte dieſes Mannes, ohne gerade ſeine Schwäche oder auch ſeine ſpätere Richtung zu vertreten, im Gedächtniß der Zeitgenoſſen, und unter allem Widerſpruch verblendeter Partheigeſinnung, aufzufriſchen. —

1.

An Varnhagen, in Wien.

Wien, November 1814.

a.

Durch Frau von Varnhagen, die ſich auf die liebenswürdigſte Weiſe von jeher mit meinen Eigenſchaften, guten und böſen, beſchäftigt hat, und mich von gewiſſen Seiten wohl beſſer kennt, als ich ſelbſt, — durch dieſe Freundin, die uns beide unter großen Gegenſätzen vermittelt, wiſſen Sie längſt, daß die Vergangenheit mir nur in ihrem hiſtoriſchen Ertrag etwas iſt, als perſönliche Rückerinnerung mich aber gar nicht reizt, ſondern mir nach Umſtänden wohl gar zum Schrecken und Gräuel wird! Ich fürchte ſehr, die Erinnerungen, auf die Sie anſpielen, ſind von der letztern Art. Beruhigen Sie mich durch nähere Angabe!

G.

b.

Von dieſer Schrift [Sendſchreiben an Friedrich Wilhelm III. bei ſeiner Thronbeſteigung] iſt mir ſelbſt nur

ein dunkles Andenken geblieben; ich glaubte ſie von Andern ganz vergeſſen, und war froh darüber. Ich dächte, wir ließen ſie auf immer ruhen. — Erlauben Sie mir, Sie morgen oder übermorgen zu beſuchen, und melden Sie mich gefälligſt bei Frau von Varnhagen an.

Gentz.

2.

An Varnhagen, in Paris.

Paris, den 15. September 1815.

Die Nachricht von Paulinens Anweſenheit in Paris iſt mir durchaus neu; ſie intereſſirt mich ſo ſehr, daß ich gewiß ſelbſt alles aufbieten werde, um ſie zu verificiren, ob ich gleich noch nicht recht weiß, wie ich es anſtellen ſoll. Im Ganzen halte ich die Sache nicht für wahrſcheinlich, da ſie ſich an keinen von ihren alten Bekannten gewendet hat; was konnte ſie — bei ihrer nicht zu bezweifelnden Bedrängniß — zu einer ſolchen Reiſe veranlaßt haben?

Uebrigens verſpreche ich Ihnen heilig, daß ich es mir zur Pflicht machen werde, Ihnen jede Notiz, die mir über dieſen Gegenſtand unſerer gemeinſchaftlichen Neugierde zukommt, ſogleich mitzutheilen. Es würde mir äußerſt weh thun, wenn Sie an meiner aufrichtigen Bereitwilligkeit, Ihnen bei jeder Gelegenheit nach meinen

geringen Kräften zu dienen, einen Augenblick gezweifelt, oder ſich vorgeſtellt hätten, es bedürfe irgend eines beſondern Motivs, um mir für das, was Sie angeht und Sie intereſſirt, ein lebhaftes Intereſſe einzuflößen.

Mit unveränderten Geſinnungen wahrer Hochachtung und Ergebenheit Ihr

Gentz.

3.

Paris, den 21. September 1815.

Das aus Irrthum an mich gerichtete Billet erfolgt hiebei zurück. Ich kann es mir weder zum Verdienſt noch zur Schuld anrechnen, daß ich es Ihnen nicht gleich geſtern reſtituirt habe. Denn die Wahrheit iſt, daß ich, von Geſchäften und Konferenzen hart bedrängt, am ganzen geſtrigen Tage nicht eine Minute erübrigen konnte.

Nach Ihrem heutigen Schreiben wünſche ich mir Glück, über jenes Billet nichts anderes beſchloſſen und es Paulinen nicht gegeben zu haben.

Ich glaube jedoch, daß Sie die ganze Sache etwas zu tragiſch nehmen. Was mich betrifft, ich kenne die Welt und die Menſchen viel zu gut, um auf vorübergehende Aeußerungen mehr Werth zu legen, als ihnen gebührt; und daß Sie mich im Scherz einen Verräther nannten, vergebe ich Ihnen gern, ob ich gleich nicht recht weiß, wodurch ich mir auch nur im Scherz den Titel zugezogen hätte. Pauline iſt zu erfahren und zu geſcheidt,

um Ihre Worte nicht ganz ſo zu nehmen, wie ſie gemeint waren; ſie hat überdies Ihr Billet keinen Augenblick in Händen gehabt. Dieſer Vorfall iſt alſo als durchaus beendigt zu betrachten, und ich bitte Sie, feſt und heilig verſichert zu ſein, daß aus meinem Munde nie eine Silbe darüber hervorgeht, und daß meine Geſinnungen gegen Sie auch nicht die kleinſte Modifikation dadurch erlitten haben.

Gentz.

4.

Paris, den 9. Oktober 1815.

Ich bin Ihnen für die Mittheilung dieſer Nachricht äußerſt verbunden, und Sie können wohl glauben, daß ich den Beweggrund, der Sie dabei leitete, in ſeinem ganzen Werthe zu ſchätzen weiß. Ich bin auch feſt überzeugt, daß Sie ſich ſelbſt verläumden, wenn Sie in dieſem Schritt eine Art von Opfer zu finden glauben; denn ich halte es für durchaus unmöglich, daß in einem Gemüth, wie das Ihrige, ein Platz für Schadenfreude ſein ſollte. Eben ſo proteſtire ich gegen den Ausdruck ehmalige Freundſchaft; mein Verhältniß mit Ihnen war nie enge genug, als daß ich auf Freundſchaft im höhern Sinne von Ihrer Seite Anſprüche machen dürfte. Wodurch ich aber Rahels Freundſchaft im Ernſt verwirkt haben ſollte, iſt mir bei Gott, der die Herzen richtet, vollkommen unbekannt.

In Betreff der Sache ſelbſt habe ich nur Folgendes zu ſagen. Ich ſehne mich, mehr als je, nach Ruhe, und der Gedanke, in irgend einer Geſtalt perſönlich vor's Publikum geſchleppt zu werden, erregt mir Abſcheu. Wenn ich daher die Erſcheinung eines ſolchen Libells durch irgend eine vorkehrende Maßregel verhindern könnte, würde ich eine ſolche gern ergreifen. Was Sie mir darüber ſchreiben, iſt zu allgemein, um mir irgend eine Maßregel dieſer Art an die Hand zu geben. Können Sie mir nähere Data mittheilen oder wirkſame Mittel vorſchlagen, ſo werden Sie mir allerdings einen ſehr großen Freundſchaftsdienſt leiſten. Sie können ſich verſichert halten, daß ich dabei mit der größten Diskretion zu Werke gehen werde. Wollen Sie ſich über dieſen Gegenſtand lieber mündlich als ſchriftlich mit mir unterhalten, ſo haben Sie nur die Güte, mir Tag und Stunde zu beſtimmen. Von 7 bis 11 Uhr Morgens, von 4 bis 6 Uhr Nachmittags, von 9 bis 11 Uhr Abends bin ich in der Regel frei. Es iſt mir überdies daran gelegen, mich einmal über mein Verhältniß ſowohl gegen Sie als gegen Rahel offen und gründlich mit Ihnen zu beſprechen.

Mit der größten Hochachtung Ihr ſehr ergebener

Gentz.

5.

Paris, den 10. Oktober 1815.

Ich danke Ihnen recht sehr für diese vorläufige Aufklärung, und hoffe, mich in diesen Tagen mündlich weiter mit Ihnen unterhalten zu können. Ich sehe nun schon, in welchem schmutzigen Sinne dieser ganze Angriff gegen einen Mann, der niemanden je herausgefordert hat, und jeden seinen Weg gehen läßt, gestellt sein wird. Was mich vor der Hand weit näher interessirt, ist der unbegreifliche Irrthum, in welchen Rahel in Ansehung meiner verfallen zu sein scheint. Ueber diesen Punkt muß ich mich nothwendig mit ihr selbst erklären. Ich versichere Ihnen aufs Neue, daß alle Grade der Tortur mich nicht dahin bringen könnten, auch nur vermuthungsweise anzugeben, wodurch ich mich um ihre Freundschaft gebracht hätte. Mein Gewissen ist so vollkommen rein, daß ich die Sache wie ein Räthsel vor mir sehe, auf dessen Schlüssel ich neugierig bin.

Gentz.

6.

Paris, den 12. Oktober 1815.

a.

Beunruhigt und sorgenvoll, daß Verhältnisse, die ich durch keinen auch nur vorüberziehenden Schatten getrübt wünsche, sich zu verdüstern drohen, und neuen Mißver-

ſtändniſſen gern vorbeugend, füge ich zu den mündlichen Erörterungen noch das freiwillige Bekenntniß, daß ich allerdings in tiefſter Seele wohl Gründe zu finden vermag, aus denen ich eine perſönliche Unzufriedenheit Rahel's mit mir herleiten könnte; allein ich habe bisher nie für möglich gehalten, daß Rahel bei dieſen Gründen verweilen könnte, wenigſtens hat ihre Großmuth mich anders gewöhnt. An allgemeinere, äußerliche Differenzen zu denken, verbietet mir, Ihnen und Rahel gegenüber, der Geiſt unſres Verhältniſſes ſelbſt. Was hat dieſes mit politiſchen Meinungen, was mit den Kreiſen zu thun, in denen uns zufällig unſre verſchiedenen Standpunkte angewieſen ſind? Laſſen Sie mich bald eine befriedigende Antwort empfangen.

G.

b.

Ich danke Ihnen vorläufig ſehr für Ihre gütige Mittheilung, und behalte mir vor, mich gegen Rahel ſelbſt über diejenigen Punkte zu erklären, über welche ſie Ihnen jede Erörterung mit mir unterſagt.

Gentz.

7.

An Varnhagen, in Karlsruhe.

Stuttgart, den 11. Dezember 1818.

Wenn Sie General Tettenborn ſehen, ſo haben Sie die Güte ihm zu ſagen, nicht um 6 Uhr, wohl aber

nach 9 Uhr ſei ich hier angekommen; und zwar, ohne mich auch nur einen Augenblick unterwegs aufgehalten zu haben, und allenthalben ſehr raſch befördert. Mit ganz außerordentlichen Mitteln mag dieſer Weg wohl in ſechs Stunden zurückzulegen ſein; ich mache ihn gewiß nie in dieſer Zeitfriſt.

Frau von Varnhagen berichte ich, daß ich in Anſehung des Lavater nicht nur nicht ihrer Meinung, ſondern unendlich weit davon entfernt bin. Es muß hier ein Mißverſtändniß obwalten; oder es iſt von ihrer Seite eine unerklärliche Liebhaberei und Vertiefung in individuelles (lappiges) Fleiſch; oder von meiner Seite abſolute Verdutztheit, daß ich den wahren Sinn gar nicht wittre. Denn was ich leſe und verſtehe, ſcheint mir ſo unbedingt-armſelig, platt (bis zur Poſſierlichkeit) und imbezille, daß ich eben ſo gern eine Parallele zwiſchen Adam Müller und ſeiner Köchin, als zwiſchen Adam Müller und dieſem übrigens ehrlichen Radoteur zulaſſen würde. — In Wien will ich verſuchen, ob es mir mit Saint-Martin beſſer geht.

Doch, wie dem auch ſei, die Geſpräche, welche dieſe Polemik herbeiführten, waren mir überaus ſchätzbar, und Frau von Varnhagen kann feſt überzeugt ſein, daß ich dieſe Karlsruher Stunden nicht vergeſſen werde. Sagen Sie auch Paulinen viel Schönes von mir; und behalten Sie mich in freundſchaftlichem Gedächtniß.

Gentz.

8.

An Varnhagen, in Berlin.

Wien, den 7. Dezember 1828.

Mein hochgeschätzter Freund! Ich habe die Berliner Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik von ihrer Entstehung an gehalten, und mit Ausnahme weniger Artikel gelesen. Die meisten Aufsätze dieses Journals waren, ich kann es nicht läugnen, was auch ihr inneres Verdienst sein mochte, theils zu gelehrt, oder zu dunkel für mich, theils auch, ihrem Inhalt nach, meinem Gesichtskreise zu fern, als daß ich mich anders als sehr kursorisch damit hätte beschäftigen können. Die Ihrigen allein hatten ein durchgängiges und großes Interesse für mich, und wenn ich Ihnen die ganze Wahrheit sagen darf, sie sind zuletzt die einzigen geworden, nach denen ich in den Jahrbüchern mit wahrer Begierde suche.

Um diese Artikel nach Verdienst zu loben, möchte ich selbst einen darüber schreiben, und würde dabei wirklich in Verlegenheit sein, was ich am meisten herausheben sollte: Ihren Scharfsinn, Ihre Menschen- und Sachkenntniß, Ihre unpartheiische, ächt-historische und stets siegreiche Polemik, Ihren edeln, und in jeder Rücksicht vortrefflichen Styl. Das ganze, von Manchen hochgepriesene Werk des wort- und bilderreichen Walter Scott ist in meinen Augen bei weitem nicht so viel werth, als Ihre unvergleichliche Rezension desselben; und die gedrängte

Kürze, mit welcher Sie in ſechs Blättern die ſechs Bände des Duc de Rovigo, wahr und gerecht, und zugleich vollſtändig und befriedigend charakteriſirten, iſt eines Meiſters würdig. *)

Sie haben zweimal in dieſen Blättern meiner auf eine ehrenvolle Weiſe gedacht. Die Epoche meiner Schriftſtellerei liegt ſo weit hinter mir, und iſt durch alles, was ich in den letzten zwanzig Jahren erlebt habe, ſo ſehr in mir verwiſcht worden, daß ich mich kaum mehr deſſen, was ich in jener Epoche etwa geleiſtet haben mag, erinnere. Vielleicht hätte ich beſſer gethan, die frühere Laufbahn nicht zu verlaſſen; das Schickſal hat mich in eine andere geworfen, deren Illuſionen mich eine Zeitlang ſchadlos hielten. Wie ich auch jetzt darüber denken mag, ich bin einmal darauf gefaßt, und muß, im Gefühl der Unvollkommenheit jener Verſuche, ſogar wünſchen, als Schriftſteller vergeſſen zu werden. Nichts deſto weniger giebt es Augenblicke, wo die alte Eitelkeit in mir erwacht; und von einem Manne Ihres Gehalts mit Beifall genannt zu werden, ſchmeichelt mir mehr, als ich ſelbſt geglaubt hätte. Ich nehme daher Ihre **mention honorable** mit dem innigſten und wärmſten Danke an; ſie freut mich um ſo mehr, als einiger Muth dazu gehört, vor dem

*) Dieſe uud ſpäter erwähnte Artikel finden ſich auch in der Sammlung derartiger vortrefflicher Arbeiten Varnhagen's, die 1833 unter dem Titel: „Zur Geſchichtſchreibung und Literatur" (Hamburg, bei Friedr. Perthes) erſchienen iſt. A. d. H.

heutigen Publikum von einem Obſkuranten und Turkophilen Gutes zu ſagen.

Auch Sie, mein hochgeſchätzter Freund, ſtehen noch zwiſchen der Schriftſtellerei und dem praktiſchen Leben mitten inne. Ich bin überzeugt, daß der preußiſche Staat Sie als Geſchäftsmann hoch zu halten, alle Urſachen hat. Und gleichwohl kann ich mich des geheimen Wunſches nicht erwehren, daß Ihnen möglichſt viel Zeit zu freien Ausarbeitungen bleibe, weil ich in Deutſchland wenige, ſehr wenige kenne, die gediegenere Werke zu liefern vermöchten, und weil mir ſelbſt Ihre kleinſten Aufſätze lieber ſind, als die meiſten Depeſchen, die ich zu leſen verdammt bin.

Haben Sie die Güte, mich Ihrer liebenswürdigen Gemahlin zu empfehlen. Ich weiß gewiß, daß ſie mich nie aufgegeben hat, wenn wir uns gleich durch Briefe nicht mehr mit einander verſtändigen können. Sagen Sie ihr, daß ich mich ziemlich wohl befinde, daß mir aber häufig (welches ſie ohne Zweifel ſehr mißbilligen wird) gewiſſe Verſe des alten Haller vor der Seele ſchweben, die ich, um dieſen Brief nicht ſo melancholiſch zu ſchließen, auf ein abgeſondertes Blatt ſchreiben will.

Behalten Sie übrigens in gutem und freundlichem Andenken Ihren ſehr ergebenen

Gentz.

„Jetzt fühlet ſchon mein Leib die Näherung des Nichts;
Des Lebens lange Laſt erdrückt die müden Glieder;
Die Freude flieht von mir mit flatterndem Gefieder
Der ſorgenfreien Jugend zu.

Mein Ekel, der ſich mehrt, verſtellt den Reiz des Lichts,
Und ſtreuet auf die Welt den hoffnungsloſen Schatten;
Ich fühle meinen Geiſt in jeder Zeil' ermatten,
Und keinen Trieb als nach der Ruh."

Hallers Gedicht über die Ewigkeit.

9.

Wien, im Mai 1830.

Ihr Brief und Ihr Geſchenk, mein theurer Freund, haben einen größern Eindruck auf mich gemacht, als Sie vielleicht ſelbſt erwarteten. Nicht um dieſen Brief zu beantworten — dazu gehört mehr — nur um Ihnen zu ſagen, daß er ſeinen ſchönen Zweck nicht verfehlte, ſende ich dieſe Zeilen an Sie ab. Der Fürſt Metternich geht zu Ende des Monats nach Böhmen, wohin ich ihn nicht begleiten werde; ſechs freie und ruhige Wochen, die ich unter meinen Blumen, in einem kleinen hübſchen Garten außer der Stadt, zu verleben hoffe, ſollen Lektüren aller Art gewidmet ſein, und die von Ihnen mir zubereitete ſoll voran ſtehen. Alsdann werde ich Ihnen ſchreiben, dann ſollen Sie hören, daß, durch eine beſondre Gunſt des Himmels, meine Empfänglichkeit eben ſo rege geblieben iſt, als ſie es vor zwanzig Jahren war; daß Worte, wie die, welche Sie und Ihre liebenswürdige Frau zu mir ſprechen, nicht blos wie ſonſt, ſondern beſ-

ſer und tiefer wie ſonſt, in meinem Herzen wiederhallen, und daß dieſes Herz, während alles andre, ſelbſt der Geiſt, in mir altert, verwunderungswürdig jung geblieben iſt. Schon, daß Ihr ſchmeichelhafter Brief mich ermunterte, Ihnen dies zu ſagen, danke ich Ihnen als einen hohen Genuß. Ihre beiderſeitige Freundſchaft aber erheitert und erhebt mich über allen Ausdruck. Die ganze Vergangenheit geht wieder vor mir auf; Rahel weiß, was das heißt, und was ich ihr ſchuldig bin. Ich muß mir Gewalt anthun, um abzubrechen; mais je ne recule que pour mieux santer. Leben Sie unterdeſſen wohl; Sie haben ein gutes Werk gethan an Ihrem ſehr ergebenen

Gentz.

10.

Wien, den 21. Januar 1831.

Sie haben mir, mein Theuerſter, durch die Ueberſendung Ihres Artikels einen großen Genuß verſchafft. Sie wiſſen, wie ſehr ich die Gediegenheit des Urtheils, den klaren und unbefangenen Blick, und die Präziſion des Ausdrucks, die alle Ihre Arbeiten bezeichnen, ſchätze. Dieſe Kritik iſt ein würdiges Seitenſtück Ihrer frühern über Walter Scott, die ich mit beſonderm Wohlgefallen geleſen hatte. Ich tadle auch nicht, daß Sie Bignon

vielleicht noch etwas zu milde behandelt haben; denn gerade das muß die Wirkung Ihrer glücklich gewählten Rügen verſtärken. Daß Sie bei dieſer Gelegenheit meiner auf eine ſo ehrenvolle Weiſe gedachten, würde mir unter allen Umſtänden ſehr geſchmeichelt haben; in einer Epoche aber, wo die Erinnerung an meine frühern Arbeiten mir nur noch wie ein Schatten der Vergangenheit vorſchwebt, und eine trübe Gegenwart, und noch trübere Zukunft mir allen Lebensmuth raubt, iſt ein Lob, wie das Ihrige, von ganz beſonderm Werth für mich.

Ich habe Deinhardſtein, der jetzt Redakteur der Wiener Jahrbücher iſt, erſucht, eine Rezenſion Ihrer vortrefflichen Biographien in dieſem Journal zu veranſtalten, und ich zweifle nicht, daß er meinen Wunſch, ſobald es ihm möglich ſein wird, erfüllen werde.

Wenn Ihre liebe Frau Ihnen meinen heutigen Brief an ſie mittheilt, ſo werden Sie daraus erſehen, daß meine Gemüthsſtimmung nicht roſenfarben iſt. Keinem von uns, die wir des Tages Laſt und Hitze getragen haben, und nun die Früchte unſrer Arbeit rund um uns her abfallen ſehen, kann wohl ſehr froh zu Muthe ſein; aber je älter man iſt, deſto ſchmerzhafter wird das Schickſal, wozu man ſich verdammt fühlt. Sie ſcheinen mir noch aufrecht zu ſtehen; und das ſchließe ich beſonders daraus, daß neben Ihren Amtsgeſchäften noch ſo große literariſche Thätigkeit, der ich gänzlich abgeſtorben bin, in Ihnen lebt.

Der Himmel erhalte Sie dabei! Ich nehme die Zuſicherung Ihrer fortdauernden Freundſchaft mit wahrer Dankbarkeit an, bitte Sie, mich von Zeit zu Zeit mit Ihrem Andenken zu erfreuen, und werde mich glücklich ſchätzen, wenn Sie nie an meiner treuen Ergebenheit zweifeln.

Gentz.

V.

An

James Mackintosh.

Vorbericht.

Jakob Mackintosh, von Geburt Schotte, Baronet, in verſchiedenen Zeiten Parlamentsmitglied, einer der berühmteſten engliſchen Rechtsgelehrten, und einer der bedeutendſten juriſtiſchen, politiſchen und hiſtoriſchen Schriftſteller des neueren Englands, hat Denkwürdigkeiten hinterlaſſen, in denen ſeine Verbindung und ſein Verkehr mit Gentz keine unanſehnliche Stelle behauptet. Um den Umfang großartiger Verhältniſſe, in welchen ſich unſer Landsmann nach ſo vielen Seiten hin bewegte, einigermaßen zu veranſchaulichen und mit unwiderſprechlichen Zeugniſſen zu belegen, würde der Theil der Denkwürdigkeiten von Sir James, der ſich auf Gentz bezieht, die Aufnahme in unſere Sammlung verdienen, wenn er auch nicht ſchon an ſich von äußerſt erheblichem Intereſſe wäre. Allein die vertraulichen Blätter, die dieſer Schotte und unſer Gentz vor Zeiten gewechſelt haben, fallen zugleich in die regſamſte und ſchönſte Epoche des Gentziſchen Lebens, berühren die höchſten und anziehendſten Gegenſtände der Politik und Literatur, und werden jederzeit zu den werthvollſten Erinnerungen gehören, die uns an und von Gentz hinterlaſſen ſind. Die gewaltigen Hoffnungen, Verwicklungen und Gefahren des Kontinents ſowohl, als der brittiſchen Inſeln, zur Zeit als Napoleon in England zu landen drohte, bis nach den Unfällen von Ulm und Auſterlitz, ſind das Hauptthema ihrer Briefe, daneben blieb beiden Staatsmännern, dem unſrigen ſelbſt im Drange der

ſchwierigſten publiziſtiſchen Arbeiten, noch Zeit und Neigung, ſich um die hervorragendſten Erſcheinungen der europäiſchen Hauptliteraturen und namentlich der deutſchen zu kümmern. Zuletzt erhöht ſich das Intereſſe noch dadurch, daß der eine dieſer Männer in Oeſterreichs Dienſten zu Wien oder Dresden lebt, der andere dagegen im Dienſt der engliſchen Kompagnie anfangs als Profeſſor zu Heartfort, die längere Zeit aber als Direktor des Gerichtshofs zu Bombay in Oſtindien, ſich aufhält.

Mackintoſh iſt unbeſtritten zu den tüchtigſten und talentvollſten Männern, deren England neuerer Zeit in ſolcher Fülle gehabt hat, zu zählen. Ueberall leuchtet ein herrliches Gemüth und die bravſte Geſinnung neben ſo großen Geiſtesgaben hervor. An tiefſinnigem Verſtändniß, an Univerſalität der Bildung durfte ſich vielleicht unter den Lebenden keiner ſeiner Landsleute mit ihm meſſen. Daß in jenen Tagen ein Engländer ſich mit deutſcher Philoſophie beſchäftigte, und zu einem Vergleich der Sanskrit-Philoſopheme mit Schellings Lehren gelangte, wäre für ſich allein ſchon als wunderbares Ereigniß zu erwähnen. Den Verfaſſer der Geſchichte von England und der Revolution von 1688, einiger der wenigen Werke, die neben dem Ruhm der drei großen Geſchichtſchreiber Brittanniens noch einen Platz errungen haben, nach ſeinen literäriſchen und praktiſchen Verdienſten zu ſchildern, kann hier des Ortes nicht ſein. In dem einzigen Bruchſtück ſeiner Denkwürdigkeiten, das wir hier bringen, liegt ſchon eine klar ausgeſprochene Charakteriſtik ſeines Geiſtes und Charakters. — Merkwürdig iſt es auch, daß Mackintoſh, der im Anfang ſeiner Laufbahn, beim Ausbruch der Revolution, ſich den eifrigſten Vertheidigern demokratiſcher Grundſätze und radikaler Staatsreform angereiht hatte, damals zu Gunſten Frankreichs Schriften herausgab, die zu den anerkannt gelungenſten ihrer Art gehören, und worin er dem großen Gegner der Revolution, Burken, als ſchärfſter und gewappneteſter Widerſacher begegnete, hier, wenige erfahrungsſchwere Jahre ſpäter, mit ganz gemäßigten Anſichten, als Anhänger des Miniſteriums, als Bewunderer Burke's und der Ten-

denz und Wirkſamkeit ſeines deutſchen Ueberſetzers daſteht. Wie lauter und ächt das Lob iſt, das unſerm Gentz hier in ſo großem Maße geſpendet wird, geht aus ſeiner ganzen Faſſung hervor und gereicht ſeinem Urheber, wie dem Gerühmten zu um ſo größerer Ehre, als der erſtere in ſeiner weiteren und parlamentariſchen Laufbahn nie aufgehört hat, trotz veränderter Grundanſichten für einen unabhängigen, freimüthigen und für das Edelſte begeiſterten Charakter zu gelten, und als ſolcher ſich zu bewähren. Gentz hatte, als er den Burke überſetzte, die Anſichten ſeines ſpäteren Freundes gründlich verworfen und beſonders gegen ihn im Anhang zu Burke ein beſonderes Kapitel zur Rechtfertigung des Letzteren gerichtet. Doch ſchon in dieſer Widerlegung der Apologie Frankreichs durch Mackintoſh hatte er dieſen vor allen andern Gegnern als den würdigſten ausgezeichnet; der Eingang zu dieſer berühmten Abhandlung bleibt ein auserleſenes Muſter ritterlicher Polemik; er hatte, wie er es auch ſpäter zu thun pflegte, gerade darum, weil er es der Mühe werth hielt, mit einem ſolchen Geiſt zu kämpfen, ihn zum Zielpunkt eines Hauptangriffs erkohren. *) Noch im Jahre 1799 citirt Gentz

*) Bei einem ſo erhebenden Kampfe weiß der Zuſchauer nicht mehr, weſſen Waffen ehrender und ehrenhafter ſind, die des Angreifenden oder des Angegriffenen. „Man erkennt darin einen Mann, ſagte Gentz von des Gegner's Schrift, — bei dem die Liebe zur Freiheit den Geiſt durch den Charakter ergriffen zu haben ſcheint; dem der Sieg allenthalben wichtiger iſt, als der Ruhm des Sieges, und den man, gerade wie ſeinen großen Gegner [Burke], ſelbſt indem er fehlt, verehren, und, wenn er auch unterliegt, noch bewundern muß.“ „Wenn dieſe Grundſätze, da wo ſie in ihrer größten Stärke erſcheinen, nachgeben, ſo ſind ſie überall nicht haltbar. Deshalb wird der Verſuch, einen Mackintoſh zu widerlegen (den größern Ruhm, der dabei zu erwerben iſt, noch ganz bei Seite geſetzt), in jedem Fall belohnender ſein, als der Kampf mit ganzen Kohorten franzöſiſcher und brittiſcher Revolutionshelden: was

im hiſtoriſchen Journal eben dieſen Mackintoſh als „einen der berühmteſten und unſtreitig einen der beſten unter den Lobrednern der Revolution," hebt eine Stelle aus deſſen Werke **Vindiciae Gallicae (1792)** heraus, und fügt dann bei: „Da eine ſo traurige Umkehrung und Verwirrung aller Begriffe, eine ſo ſchnöde Entheiligung der einfachſten Grundſätze der Rechtlichkeit und Moralität, ſelbſt die beſſern Köpfe heimſuchen konnte, — darf man ſich wundern, wenn es endlich ſo weit gekommen iſt, daß, ſobald es die Revolution anging, Gerechtigkeit und Wahrheit als ariſtokratiſche Vorurtheile verſchrien wurden?" Inzwiſchen hatte ſich jedoch Mackintoſh von ſeinem früheren Enthuſiasmus losgeſagt und den rettenden Grundſätzen des Miniſteriums Pitt genähert. So lernte ihn Gentz, als er im Jahr **1802** nach England kam, kennen, und freute ſich doppelt, neben ſo vielen glänzenden Verbindungen, die er hier knüpfte, auch die perſönliche Bekanntſchaft und das weſentliche Einverſtändniß mit dieſem ausgezeichneten Mann auf das Feſtland nehmen zu können. Fortan erwähnte er, wenn er auf Mackintoſh kam, ihn ſtets mit der ungetheilten Bewunderung, die den trefflichen Eigenſchaften und der großen Beredſamkeit eines Sir James gebührt.

Dieſe Auszüge aus Mackintoſh's Denkwürdigkeiten und die Briefe von Gentz ſind dem erſten Theil der im Jahre **1835** zu London erſchienenen und von ſeinem Sohne Robert herausgegebenen Memoiren entnommen (**Memoirs of the life of the Rigt Honourable Sir James Mackintosh. Edited by his son Robert James Mackintosh, Esq. In two volumes. London 1835.**)

Da dieſe Memoiren unſern deutſchen Leſern faſt unbekannt geblieben ſind, ſo ſteht dies Bruchſtück, mit den Reliquien von Gentz, hier einer neuen Gabe gleich. Dieſe wird auch wegen der

---

man ihm abgewinnt, gewinnt man dem Syſtem ſelbſt ab; wo man im Stande iſt, ihn zu überwinden, hat man Tauſende mit ihm und in ihm beſiegt."

höchſt intereſſanten literäriſchen Anſichten, die darin niedergelegt ſind, denkwürdig bleiben.

Man fragt vielleicht, warum der Verkehr zwiſchen dieſen beiden Freunden ſo früh abbricht? Schon im Jahre 1811 kehrte M. nach England zurück, und fand noch glänzenden Spielraum für ſeine Talente. Anfangs trennte der Sturm der Begebenheiten. Dann mögen Beide in Richtung und Anſichten wieder mannigfach auseinandergegangen ſein. War doch dieſer Engländer der erſte, der ſich öffentlich für die griechiſche Sache erklärte!

Mackintoſh ſtarb den 30. Mai 1832, wenige Tage vor Gentz.

Aus den Denkwürdigkeiten

von

James Mackintosh.

Erſt mit Anfang des nächſten Jahres (1804) befand ſich Sir James (dem bei ſeiner Ernennung die Ehre der Ritterwürde zu Theil geworden war) mit ſeiner Familie zu Ryde auf der Inſel Wight, wo er ſich einſchiffen ſollte. Von dieſem Orte aus ſchrieb er Abſchiedsbriefe an viele ſeiner Freunde. In einem dieſer Briefe, welcher an Herrn Gentz, mit dem er ſo regelmäßig, als es der Kriegszuſtand erlaubte, korreſpondirte, gerichtet iſt, ſetzt er ziemlich weitläufig ſeine Gefühle und Meinungen in Betreff der dem Lande, das er zu verlaſſen im Begriff war, in dieſer verhängnißvollen Zeit bevorſtehenden Zukunft auseinander; einer oder zwei andere an vertraute Freunde folgen nach.

„Ryde, auf der Inſel Wight den 5. Februar 1804.

Sie ſehen, mein ausgezeichneter Freund, daß ich in den letzten Augenblicken meiner europäiſchen Exiſtenz an

Sie denke. Ich erwarte hier in dieſem Dorfe, welches Portsmouth gegenüber liegt, ſtündlich das Schiff, welches mich weit von dieſen Scenen der Civiliſation und Literatur hinwegträgt, in welchen ich einſt, im thörichten Ehrgeiz der Jugend, vielleicht eine bedeutende Rolle geſpielt zu haben wähnte. Erfahrung hat meinen Ehrgeiz niedergeſchlagen; Sorgen und Pflichten für eine Familie nöthigen mich, in andern Himmelsſtrichen die Mittel zu ihrem Unterhalt zu ſuchen —

— „**subiit deserta Creusa,**

Et direpta domus, et parvi casus Juli —“

und die Vernunft lehrt mich, daß es kein Land auf Erden giebt, in dem ich mich nicht eines Theils der Schuld gegen die Menſchheit entledigen könnte. Deſſen ungeachtet affektire ich nicht, mein Vaterland ohne Kummer zu verlaſſen; aber ich finde einen ehrenvollen und weſentlichen Troſt in der Erinnerung an jene würdigen und ausgezeichneten Perſonen, welche mich mit ihrer Freundſchaft beehrt haben. Unter dieſen nehmen Sie verdientermaßen einen der erſten Plätze ein. Ihren Brief von 12. Oktober habe ich wiederholt mit Nutzen, mit Bewunderung und, ſo weit er mich ſelbſt betrifft, mit Stolz geleſen.*) Ich hielt es für

*) „**Mais je ne suis pas moins douloureusement affecté de l'idée de vous voir, pour ainsi dire, disparaitre de la sphère, dans laquelle je vous ai vu opérer le bien jusqu'ici, qui a un si grand besoin d'hommes de votre trempe, et qui a si avantageusement éprouvé dans plus d'une occasion essentielle l'influence bienfaisante de vos vares lumières et de vos talens distingués. Il serait très dé-**

meine Pflicht, ein ſo wichtiges Dokument in die Hände derer zu legen, in deren Macht es ſteht, die ſchätzbaren Vorſchläge, welche es enthält, zum Wohl der Nation zu verwenden. Ich glaube, daß alle Miniſter es geleſen, ich weiß, daß A — — es geleſen hat, denn er ſprach davon, mit der Bewunderung, welche Jeden beim Durchleſen deſſelben ergreifen, und mit der Dankbarkeit, die jeder Engländer für den Verfaſſer fühlen muß. Ob ſie ſich Ihren Rath zu Nutzen machen werden, iſt eine Frage, die zu beantworten ich nicht im Stande bin, und in Betreff welcher ich in demſelben Grade beſorgt bin, als

---

placé et très ridicule de ma part de vous encenser de quelques stériles hommages, si ce que je vous dis ici ne sortait pas du fond de mon ame et de la conviction la plus intime et la plus complète. J'ai vu en Angleterre un assez grand nombre d'hommes parfaitement estimables; j'en ai vu quelques uns de très supérieurs; mais je vous avoue franchement que je n'en ai trouvé aucun, qui réunisse à des connaissances aussi étendues et aussi variées que les votres, un coup d'oeil général et également remarquable par sa justesse. Je n'oublierai de ma vie, deux ou trois conversations que j'ai eues avec vous, et qui m'ont donné sur plusieurs objets de la plus haute importance, et entr' autres sur la place que votre nation occupe proprement dans l'ordre moral et politique, des apperçus plus lumineux et des renseignemens plus satisfaisans, que sont ce que j'ai jamais trouvé dans aucun livre ni dans aucune source d'instruction quelconque."

Auszug aus einem Briefe des Herrn Gentz.

ich Hoffnung habe, daß die Entſcheidung ſo ausfallen werde, wie ſie nach meiner Ueberzeugung ausfallen ſoll.

Hinſichtlich der gegenwärtigen und zukünftigen Gefahr meines Vaterlandes und ganz Europa's, bin ich mit Ihnen ganz durch dieſelbe Revolution von Empfindungen hindurchgegangen. Die unmittelbaren Folgen eines Einfalls fürchte ich jetzt gewiß weit nicht mehr ſo, als im vorigen Sommer. Von dem Syſtem der Freiwilligen als Vertheidigungsmittel halte ich nicht viel. Wenn ich bedenke, daß es darauf berechnet iſt, die begütertſten, ehrenwertheſten und unkriegeriſchſten Klaſſen zum Dienſt herbeizurufen, und die trägen, lüderlichen, armen und kräftigen unbeſchäftigt zu laſſen, ſo ſcheint es mir, daß es ſich bald als ein unglücklicher Gedanke herausſtellen wird, das **Maximum** der friedlichen Betriebſamkeit wegzunehmen, um der kriegeriſchen Stärke ein **Minimum** hinzuzufügen. Bei der Ausführung deſſelben bietet London jetzt einen Anblick dar, der eine wahre Umkehrung der geſellſchaftlichen Ordnung iſt — Rechtsgelehrte, Kaufleute und Manufakturiſten dienen als gemeine Soldaten, während Fiaker und Laſtträger ihren gewöhnlichen Beſchäftigungen nachgehen. Zugleich muß ich aber auch offen geſtehen, daß, wenn ich mich in den Monat Juli zurück verſetze, ich mich über die Annahme dieſes Syſtemes weder wundern noch es tadeln kann; eben ſo wenig weiß ich, was unmittelbar an die Stelle deſſelben geſetzt werden könnte, ob ich gleich ſehnlich wünſche, daß ein Solches gefunden werden möchte. Betrachtet man aber dieſes Syſtem als einen Beweis und ein Zeichen der Lauterkeit des allgemeinen Gefühls

und der öffentlichen Meinung, ſo würde es ſchwerlich eine andere Maßregel gegeben haben, wodurch der vollkommen geſunde Geiſt der Vaterlandsliebe ſich ſtärker hätte beurkunden können. Der Stand des öffentlichen Gefühls iſt, glaube ich, ein hinreichender Schutz gegen die gegenwärtige Gefahr, vor dem Gedanken an die Zukunft aber bebe ich, ich geſtehe es, mit Entſetzen zurück. Derjenige, der es nicht thut, muß entweder viel verſtändiger oder viel thörichter ſein, als ich bin. Ich ſehe für Europa kein Auskunftsmittel, außer wenn die Mächte des Kontinents durch den Gang der Umſtände zu einer freiwilligen Koalition behufs ihrer eigenen Vertheidigung ſich erwecken laſſen. Ich habe keine Hoffnung auf eine ſolche Vereinigung und leider, ſehe ich auch keine Gewißheit des Erfolgs davon voraus. Ich war immer zu glauben geneigt, daß unſere Unwiſſenheit hinſichtlich der Politik des Kontinents ſo groß ſei, als Sie dieſelbe ſchildern; nur müſſen Sie nicht nach den Zeitungen oder parlamentariſchen Reden urtheilen. Zeitungsſchreiber wiſſen zu wenig, und Miniſter wiſſen zu viel, oder ſollten es wiſſen, um die Wahrheit zu reden. Unſer Land iſt aber kein Boden für diplomatiſche Talente; unſere Tugenden und unſere Fehler ſind gleich ungünſtig für das Gedeihen einer Kunſtfertigkeit der Art, und unſere volksthümliche Konſtitution verlockt alle unſere aufſtrebenden Genies zur Ausbildung des Rednertalents und ſolcher Fähigkeiten, welche in großen Verſammlungen glänzen; daher nur die Köpfe zweiten Ranges für die dunkeln und unrühmlichen Intriguen und Einzelnheiten der Diplomatie übrig bleiben. Ich wünſchte,

wir wären weniger übermüthig und weniger schüchtern, wenn nicht damit die Gefahr verbunden wäre, weniger ehrlich zu werden. Ich kann nicht wünschen, daß wir weniger frei wären, und ich darf nicht vergessen, daß das Wünschen keine Beschäftigung für verständige Männer ist.

Ich gehe nach Indien mit geringen Hoffnungen auf Verbesserung der für unser mit Unrecht erworbenes, wiewohl gut regiertes asiatisches Reich neuerdings angenommenen Politik. Dieses Reich, welches nicht vermöge des durchdachten Plans eines in England geduldeten Ehrgeizes, sondern durch die Glücks-Zufälle, den Muth, die Gefahren, die Stärke, die Verzweiflung und die Verbrechen einzelner Abentheurer errungen wurde, ist jedenfalls besser verwaltet, als irgend ein anderes Land in Asien. (Ich weiß in der That nicht, ob ich China davon ausnehmen soll oder nicht.) Die Eroberung ging aus dem Charakter der Abentheurer und der verführerischen Anarchie Hindostan's hervor. Die Verwaltung aber ist ein Ausfluß der Regierung und des Volkes von England. Mit dem Ende von Hasting's Verwaltung schloß sich natürlicher Weise auch die revolutionaire Periode unserer indischen Regierung. Das milde Gemüth von Lord Cornwallis entsprach einer weiseren Politik, und wir nahmen jene Grundsätze von Gerechtigkeit an, welche im klar ausgesprochenen Interesse jedes fest gegründeten Staates liegen.

Ich bin außerordentlich begierig, Ihre Abhandlung über die Volkssouverainität zu lesen, da es ein Gegenstand ist, über den ich sehr viel nachgedacht habe, und der einen Haupttheil des von mir beabsichtigten Werkes über

Moral und Politik, welches ich als den Schlußſtein meines Daſeins betrachte, ausmachen wird. Entziehen Sie mir um Gottes Willen nicht das Licht, welches von einem ſolchen Verſtande, wie der Ihrige iſt, ausſtrahlen muß.

Ich hoffe, daß Sie das **Edinburgh Review**, leſen: es iſt bei weitem das beſte von unſern periodiſchen Werken. Man wirft ihm Strenge vor; aber dieſe Klage wird meiſtens von ſchlechten Schriftſtellern und ihren ſtumpfſinnigen Bewunderern erhoben. Ich für meinen Theil ſehe es nicht ungern, wenn die Geſetze des literariſchen Gemeinweſens mit einiger Strenge gegen Uebertreter gehandhabt werden, welche nur allzulange einer ſchimpflichen Strafloſigkeit ſich zu erfreuen gehabt haben.

Nachdem ich einen ſo langen Brief geſchrieben, bin ich ſchüchtern, mich ſelbſt in Betreff Burke's hervorzuwagen. Unter allen menſchlichen Weſen ſcheint ihm der vereinigte Preis von Weisheit und Geiſt in jeder Bedeutung und Ausdehnung dieſer beiden ausdruckvollen und umfaſſenden Worte zu gebühren. In ſeiner Seele war meines Bedünkens die heroiſche Kraft eines halbbarbariſchen mit dem Nachdenken und der Ueberſicht eines civiliſirten Zeitalters vereinigt. **„Multum ille in sapientia civili profecisse se sciat, cui Burkius valde placebit.“** In Ihnen, mein ausgezeichneter Freund, entdecke ich dieſen, ſo wie jeden andern Beweis vollkommener Meiſterſchaft in den ächten Grundſätzen der Staatsweisheit. Fahren Sie fort die Welt zu unterrichten und zu beleben. Dienen Sie der Menſchheit, wenn ihr gedient werden kann. Jeden-

falls entladen Sie Ihr eigenes Gewiſſen, und vergrößern Sie Ihren Ruhm. Vergeſſen Sie nicht

Ihren aufrichtigen Freund
James Mackintosh.

Ich erſuche Sie dringend, mir drei- bis viermal des Jahrs zu ſchreiben. Solche Nachrichten und Betrachtungen, wie Indien ſie darbieten kann, ſollen Sie von mir gewiß bekommen. Es iſt ein ſchlechter Erſatz für die Schätze Europa's; aber Indien hat ja, wie Sie wiſſen, mit ſeinen phantaſtiſchen Luxusartikeln ſtets die edeln Metalle des Weſten erhandelt."

Auszüge aus einigen Briefen von Gentz werden, außer ihren literariſchen und perſönlichen Einzelnheiten, gewiß intereſſant ſein, da ſie einiges Licht auf die beklagenswerthe Unwiſſenheit werfen, in welcher der Wiener Hof damals hinſichtlich der meiſterhaften Anordnungen ſeines mächtigen Gegners war, ſowie auf das Verfahren, bei welchem ſein im Krieg und in der Politik veraltetes und förmliches Syſtem durch den feurigen Geiſt und die revolutionaire Kraft Bonaparte's und ſeiner Werkzeuge gelähmt wurde.

„Vienne le 19. Août 1805.

„**Je pense en frémissant, qu'il y a une éternité depuis que je vous ai écrit la dernière fois, mon excellent ami; mais vraiment les choses qui se passent en Europe, sont telles qu'il est pardonnable de négliger**

un peu les amis qui vivent dans l'Inde; et j'ai été depuis plusieurs mois tellement occupé, d'un côté, et tellement découragé de l'autre, que je n'avais presque pas le coeur d'entreprendre la moindre chose, qui ne se trouvât pas directement dans mon chemin.“

Nachdem er die Sendung des Herrn v. Nowoſilzoff an Bonaparte, Seiten Rußlands und Englands, und deſſen Zurückberufung auf die Nachricht von der Vereinigung Genua's mit Frankreich berichtet hat, erwähnt er die ungeheuren Vorbereitungen Oeſterreichs auf der Tyroler Seite und an den Gränzen Italiens und Oberöſterreichs — Vorbereitungen, wie ſie noch in keinem Kriege ſeit **50** Jahren erlebt worden ſind — ſtellt Betrachtungen an über die Wahrſcheinlichkeiten von Krieg und Frieden und hauptſächlich darüber, ob die Kaiſerlichen wohl die Franzoſen angreifen, oder ob die Franzoſen durch einen Angriff auf die Kaiſerlichen den Krieg eröffnen werden. Sein Raiſonnement über die zweite Vermuthung iſt ſehr ſonderbar. Es iſt zu bemerken, daß das Datum ſeines Briefes nur acht Tage früher iſt, als die franzöſiſche Armee von den Höhen von Boulogne aufbrach, um in das Herz Deutſchlands einzudringen.

„La seconde hypothèse est presqu' également invraisemblable, Buonaparte ne se soucie pas d'une nouvelle guerre; il a bien dû découvrir, que même sous le rapport de l'aggrandissement, la paix lui est plus favorable. Jugez ce qu'il a fait dans le cours de l'année présente. Dix batailles gagnées n'auraient

pas mené plus loin autrefois. Il a fondé un royaume en Italie; il a conquis l'état de Gênes, et celui de Lucque; il a établi toute sa famille, les Baccischi, les Borghèse, &c. dans des fiefs considérables, Beauharnois comme Viceroi d'Italie; il a fait tout cela sans coup férir, sans que la moindre opposition, la moindre protestation ait troublé son repos. Que peut-il désirer davantage? Sa campagne est faite pour cette année. L'année prochaine aura sa tâche aussi. Il est vraiment remarquable, avec quelle indifférence il a vu, jusqu' à présent, nos immenses préparatifs. Il est vrai, que sur ce phénomène-ci les opinions sont partagées. Il y en a qui croient que le succès, et les grandeurs, et la pompe, et la magnificence qui l'entourent, commencent à amollir son âme, et qu'elle a déjà perdu de son ressort. D'autres sont persuadés que son inactivité est uniquement le résultat du calcul, et qu'il est convaincu que, quoi que nous fassions, pourvu qu'il ne nous attaque pas, nous ne l'attaquerons jamais."

Von der Art waren unglücklicherweiſe die Anſichten des Hofes und der Staatsbeamten von Wien, während ihr wachſamer und vorſichtiger Feind ſeine Armeen ordnete, welche mit der Schnelligkeit und Wuth einer Windsbraut von allen Seiten auf Einmal über ſie hereinſtürzen ſollten. Nachdem er das Auslaufen des Rocheforter Geſchwaders — deſſen Operationen — Nelſon's Verfolgen und Calder's Gefecht, und den Zuſtand der öffentlichen Meinung auf dem Kontinent erwähnt hat, fährt er fort:

„Voilà donc mon budget de nouvelles politiques. Quant à la littérature, je ne puis pas dire que, depuis votre départ de l'Europe, il ait paru, soit en Angleterre, soit en France, soit en Allemagne, un seul ouvrage digne de faire époque dans son genre. Chez nous la philosophie transcendentale baisse de jour en jour, et pour suivre avec exactitude toutes les différentes phases de cette philosophie, et fixer le point où elle est aujourd'hui, je vous recommande particulièrement le dernier ouvrage de Reinhold*), qui, quoiqu'un peu obscur lui-même dans quelques unes de ses parties, jette cependant une grande clarté sur l'ensemble de la chose. Je ne sais pas si vous avez jamais abordé l'histoire de la Suisse par Joannes Müller, en Allemand: il vient de nous donner le quatrième volume de cet ouvrage immortel, précédé d'une adresse aux Suisses, que je ferai copier pour vous, et que je vous enverrai par le premier courrier, qu'il suivra celui-ci. C'est selon moi un des premiers morceaux, qui ait parut en Europe depuis les anciens. La littérature Française est absolument en stagnation. Les Mémoires de Marmontel, tant de sa propre vie que de la Régence du Duc d'Orleans, ouvrages correctement écrits et assez curieux, sont ce qu'il y a de

*) Gentz meint Reinhold's „Beiträge zur leichteren Ueberſicht des Zuſtandes der Philoſophie des 19ten Jahrhunderts," in 6 Heften, die in den Jahren 1801—3, Hamburg bei Fried. Perthes erſchienen.

A. d. H.

mieux depuis un an. On dit une infinité de bien d'un ouvrage de St. Croix, que je recevrai incessamment, „Examen Critique des Anciens Historiens d'Alexandre le Grand." On assure que c'est un chef-d'oeuvre de critique historique, qui repand beaucoup de lumière sur l'histoire et la géographie ancienne."

„Quant à votre très humble serviteur, il a employé le temps que lui ont laissé les mémoires sans nombre qu'il a rédigés sur les affaires du moment à un ouvrage de quelqu' étendue, sur l'origine de la guerre entre l'Angleterre et l'Espagne. Cet ouvrage s'imprime maintenant à Berlin. Il y aura une préface de cinq feuilles d'impression, dans la quelle on a développé, tout ce que le système de défamation, des mensonges, et d'injures, déployé depuis quelques années dans le Journal officiel de France, a de pernicieux pour l'honneur, la tranquillité, et la sureté de l'Europe. Ce sujet n'avait pas encore été traité. Je me flatte que cet ouvrage sera bientôt traduit en Angleterre."

„En ce que vous me dites de „Dumont, Traité de Législation" &c., je me trouve — et celà pour la première fois depuis que nous nous connaissons — diamétralement opposé à votre opinion. Je trouve cet ouvrage mauvais d'un bout à l'autre; la partie des soi-disans principes est surtout (selon moi) au-dessous de tout, je ne puis pas même conçevoir par quoi il a pu vous gagner. L'article qui le traite dans l'Edinbourg Révue s'approche de mon opinion; mais je le

trouve encore trop doux. Nous nous expliquerons sur celà, lorsque vous reviendrez en Europe; une différence fondamentale et permanente dans notre manière de juger est une chose, que je regarde comme impossible: il y a peu d'hommes, avec lesquels je m'entends si parfaitement, et même dans les choses, où nous ne sommes pas absolument d'accord, qu'avec vous. Quel plaisir ce sera pour moi, que de vous revoir après une si longue absence. En attendant comptez toujours sur moi, comme sur le plus fidèle et le plus invariable de vos amis.“

Am dreizehnten September ſchreibt er darauf wieder, voll Freude über den Ausbruch des Krieges: „**Enfin, cher ami, les voiles sont tombés, et la guerre est à notre porte.**“ Er erwähnt verſchiedener Einzelheiten in Bezug auf die öſterreichiſchen Heere — ihre Feldherrn — Mack (**qui unus homo nobis restituit rem**) — den Einfall in Baiern und die Beſetzung deſſelben, und das Abbrechen der Unterhandlungen mit Bonaparte. Um jene Zeit hatten ſie von dem ſiebenzehn Tage vorher erfolgten Aufbruch aus dem Lager von Boulogne noch nichts gehört, ungeachtet man darauf wartete. „Ich werde Ihnen, ſchließt er, mit der erſten Gelegenheit mehr davon ſagen. **Je suis comme un homme qui sort d'un rêve, et, avec cela, opprimé de travail. Dieu soit loué, que du moins le jour commence à reparaître, après ces ténèbres Egyptiennes.**“

Die erſtauenswürdigen Operationen, welche folgten, ſind nur zu bekannt. Die öſterreichiſche Monarchie ward

darniedergeſchmettert bei Ulm und bei Auſterlitz. Gentz, der durch ſeine literariſche Thätigkeit ein ſtark bezeichneter Gegenſtand für Bonaparte's Rache geworden war, mußte ſich aus den öſterreichiſchen Staaten entfernen, und eine Zeit lang in den kleineren Staaten Deutſchlands verbergen. Zu Anfang Januar 1806 ſuchte er in Dresden einen Zufluchtsort. Am 6. Mai deſſelben Jahres, während er ſich noch in dieſem gaſtfreundlichen Verſteck aufhielt, ſchrieb er an ſeinen Freund in Indien einen kühnen und meiſterhaften Bericht über alles, was ſich ereignet hatte — über den Traktat zu Potsdam, welcher am vorhergehenden 3. November zwiſchen Preußen, Rußland und Oeſterreich, in der Abſicht die Macht Bonaparte's einzuſchränken, unterzeichnet worden war — über den Marſch der preußiſchen Armee, um ihm den Rückzug abzuſchneiden, und die rückgängige Bewegung derſelben auf die Nachricht von der Schlacht bei Auſterlitz. Oeſterreich entband Preußen ſeiner Verbindlichkeiten, und Bonaparte drückte ein Auge zu, entſchloſſen, wie Gentz richtig bemerkt, ſeiner Zeit ſeine Rache zu nehmen. Die Schlacht bei Jena, welche fünf Monate nach dieſem Briefe geſchlagen wurde, zeigte, daß Gentz in dieſem Falle wenigſtens kein falſcher Prophet war. Dieſem Briefe, welcher durch den engliſchen Geſandten zu Land verſchickt wurde, waren zwei kleine Pakete Bücher und Flugſchriften beigelegt. Selbſt auf der niederſten Stufe politiſcher Demüthigung pflegte er ſtets die unauslöſchliche Liebe zur Literatur, und die Hoffnung auf beſſere Tage. „Je fais encore un autre essai plus hardi. Je vous envois (séparément) un livre,

par lequel, s'il vous parvient, je crois vous faire un grand cadeau. Ce sont des lectures sur la littérature Allemande*), faites sous mes yeux à Dresde, devant une assemblée de soixante personnes, par un homme qui n'a pas encore vingt-sept ans, et que je regarde dans ce moment comme le premier génie de l'Allemagne. Ce n'est pas si proprement un cours d'instruction qu'un recueil: ce sont des discours libres, le résultat d'une profondeur étonnante de raisonnement, et d'une richesse et beauté d'imagination, qui rendraient Adam Müller**) un des plus grands poëtes, s'il voulait l'être, mais qui ne gâte rien à sa philosophie. Vous n'entendrez pas tout, vous n'approuverez pas tout dans ce livre; mais soyez sur que c'est là la plus grande hauteur à laquelle l'esprit spéculatif se soit jamais élevé chez nous. Vous verrez bientôt, que Kant, Fichte et Schelling sont déjà bien loin derrière ce nouveau prophète; le fait est, que le cercle est parcouru; tous les systèmes philosophiques possibles sont épuisés en Allemagne depuis vingt ans; nous avons retrouvé l'équilibre; nous cherchons de monter, monter, monter, toujours; nous avons reconnu enfin, que c'est au centre que tout doit finir.

---

*) Das ſind Adam Müllers „Vorleſungen über deutſche Wiſſenſchaft und Literatur. Dresden 1806 N. A. 1807."

A. d. H.

**) Nachmals öſterreichiſcher Generalkonſul in Leipzig.

Anm. v. Mackintoſh.

„Que de choses j'aurais à vous dire, si nous nous rencontrions aujourd'hui! Quel chemin j'ai fait depuis que je vous ai vu à Londres! Et combien, au milieu de tous les troubles et de tous les déchiremens politiques, et de toutes les souffrances de mes amis, le bonheur d'être à moi, à la fin, à un état de satisfaction interne, que rien ne dérangera plus, m'a soutenu et relevé sans cesse! Les quatre mois que j'ai passés ici, comptent parmi les plus précieux de ma vie. La Saxe est comme une isle, entouré d'un océan enragé; ce petit pays est absolument le seul de l'Allemagne que ni les malheurs, ni la honte aient atteint. Il est impossible, qu'il reste longtemps dans cette situation privilégiée; mais jusqu' ici Dresde était un asyle, dont il faut avoir senti le prix pour le comprendre. C'est d'ici que j'ai assisté à ce spectacle de décomposition générale, navré de douleur, mais toujours consolé par une réunion rare de tout ce qu'il y avait d' émigrés intéressans des différentes parties de l'Allemagne et de l'Europe; et partageant mon temps entre des travaux pénibles relatifs aux affaires publiques, et de conversations inestimables sur les plus sublimes objets dont l'esprit humain puisse s'occuper. Je puis dire, sans exaggeration, que ce mélange, ce mouvement perpétuel, ces contrastes frappantes, ces occupations si disparates en apparence, et pourtant si complètement, si centralement rapprochées, m'ont fait vivre dix ans dans six mois.“

„Hâtez-vous de quitter votre station; c'est' un mauvais temps que vous avez choisi pour quitter l'Europe. Venez souffrir avec nous; il y a quelque chose à faire dans ce genre; mais venez aussi partager nos consolations et nos espérances. Je me réjouis plus que je ne saurais le dire, de vous revoir. Vous êtes un des miroirs les plus fidèles pour représenter, pour concentrer l'ensemble de la physiognomie du siècle. C'est un crime à vous que de vous dérober à l'Europe dans la plus „awful“ crise, que jamais les affaires humaines aient éprouvée. Écrivez-moi toujours à Vienne, c'est par là que vos lettres me parviendront, quelque soit l'endroit où je me trouve. Mais surtout instruisez-moi bien exactement de l'époque de votre départ; je ferai un voyage de cent lieus pour vous rencontrer; mais hélas! où sommes nous dans un an!

„Adieu cher Mackintosh; quelle idée terrible, que je ne saurai pas, avant la fin de l'année, si cette lettre, et les deux paquets ci-joints vous auront trouvé.

„Comptez pour la vie sur

„Votre dévoué

Gentz.“

An Gentz, in Wien.

Bombay, den 24. Dezember 1806.

Ihr Schreiben vom 6. Mai habe ich zu Ende Septembers erhalten. Ich habe es seitdem fünfzigmal gelesen, mit denselben Empfindungen, welche ein Römer am fern-

ſten Punkte von Mauritanien wahrſcheinlich gefühlt haben würde, wenn er von dem Verfall ſeines Vaterlands eine Nachricht erhalten hätte, die am Morgen nach der Schlacht von Pharſalia mit all dem unbeſiegbaren Geiſte Cato's und der fürchterlichen Kraft des Tacitus niedergeſchrieben worden wäre. Er würde darüber entzückt geweſen ſein, daß es ein Etwas giebt, welches Cäſar nicht unterjochen konnte, und aus welchem doch noch ein Befreier und ein Rächer erſtehen dürfte. Vielleicht würde er, nachdem ſich die erſte Aufwallung ſeiner Gefühle gelegt hätte, es ſich ſelbſt für einen Augenblick geſtattet haben, etwas Beſſeres als ſeine Eitelkeit durch die Betrachtung zu befriedigen, daß er eines ſolchen Schreibens und eines ſolchen Korreſpondenten würdig erachtet wurde. Durch die nämliche Poſt erhielt ich auch Ihre beiden werthvollen Pakete. Ich bekenne mich zu allem, was Sie ſagen, ſympathiſire mit allen Ihren Gefühlen und bewundere ebenſo Ihren Scharfſinn, wie Ihre Beredſamkeit, die Sie in Ihrem meiſterhaften Bruchſtück an den Tag gelegt haben.*) Ueber Ihren jungen Philoſophen kann ich nur ſagen, was Sokrates über Heraklitus ſagt: was ich davon verſtehe, iſt bewunderungswürdig, und von dem, was ich nicht verſtehe, vermuthe ich, daß es ebenſo bewunderungswürdig ſei. Dieſe ſpekulative Philoſophie ſetzt jedoch eine vollkommene Bekanntſchaft mit dem Gange eurer Spekulationen voraus, welche ich noch nicht erlangt habe. Eure

*) Fragmente aus der neueſten Geſchichte des politiſchen Gleichgewichts in Europa (St. Petersb. 1806).

A. d. H.

nationale Art über dieſen Gegenſtand zu denken und zu ſchreiben, iſt nachgerade von dem philoſophiſchen Style Frankreichs und Englands, und in der That auch von dem Garve's oder Leſſings ſo verſchieden geworden, als die orientaliſche Poeſie von der occidentaliſchen. Ihr ſpielet auf Subtilitäten an, welche allenthalben ſonſt ſchon unterſucht ſind; ihr gebrauchet in populärem und bildlichem Sinne die techniſchen Ausdrücke des dunkelſten und vielleicht vergänglichſten Syſtemes.

Von dem, was Hr. Müller über Burke ſagt, war ich ſo ſehr überraſcht, daß ich Windham *) eine Ueberſetzung zuſchickte, die ich etwas dämpfte und milderte, um ſie dem engliſchen Geſchmack näher zu bringen. Man thut Branntwein in den für unſern Markt beſtimmten Bordeauxwein; aber eure deutſche philoſophiſche Beredſamkeit muß im Gegentheil für unſern Gaumen gemildert und bedeutend verdünnt werden. Ich wünſche, daß ich Herrn Müller verführen könnte, herüber zu kommen, und ein oder zwei Jahr mit mir hier zu verleben, um dieſe Syſteme des Idealismus zu erforſchen, welche wahrſcheinlich in Indien ſchon vor 20 Jahrhunderten gelehrt worden ſind. — Ich habe erſt angefangen, das Sanskrit, eine der ſchwierigſten unter allen Sprachen, zu lernen, die jedoch der einzige Schlüſſel zum Vorhof des großen Gebäudes indiſcher Gelehrſamkeit iſt. Das Vedam-Syſtem, die vorherrſchende Doktrin der Gelehrten, iſt ein pantheiſtiſcher

*) Windham war bekanntlich einer der bedeutendſten Staatsmänner und Redner des damaligen England.

A. d. H.

Idealismus, nicht ganz unähnlich der Lehre Schelling's, wenn ich irgend einen richtigen Begriff von dieſer letztern habe.

Bald nach Ihrem Briefe erhielt ich Ihre reichhaltige Sendung von Büchern, unter welchen ich zuerſt nach Ihren eigenen und zwar vor Allem nach Ihrer Ueberſetzung Burkes*) ſuchte, an welcher ich ſowohl Ihre Fertigkeit als die Kraft der deutſchen Sprache bewunderte, bis dieſe unpartheiiſche Bewunderung durch Gefühle von mehr perſönlicher Natur geſtört wurde. Ich will Ihnen geſtehen, daß ich das Lob ſelten ſüßer fand als aus Ihrem Munde. Ich fand ein ganz eigenes Vergnügen daran, zu beobachten, daß unſere Gemüther ſo lange vorher, ehe es möglich war, daß wir einander perſönlich kennen lernten, und zu einer Zeit, wo wir in den Reihen feindlicher Armeen ſtanden, Freundſchaft geſchloſſen hatten. Sie verdienen Aufrichtigkeit, und ich hoffe, darauf etwas wagen zu dürfen. Ich ſage Ihnen alſo, daß, obgleich Sie das Buch mit verſchwenderiſcher Großmuth behandelt haben, Sie doch vielleicht ſelbſt möchten gedacht haben, nicht mehr als äußerſt gerecht gegen den Verfaſſer geweſen zu ſein, wenn Sie alle die Schwierigkeiten gekannt hätten, unter welchen er ſchrieb.

Hierauf las ich Ihr [hiſtoriſches] Journal von 1799 durch. Ich war voll Bewunderung, ohne doch Ihre Meinung über Souverainität anzunehmen. Es iſt allerdings eine äußerſt erfinderiſche und die einzige vernünftige

*) „The Reflections.“

Modifikation des Locke'ſchen und Rouſſeau'ſchen Prinzips, welches ich jedoch eher widerlegt, als modifizirt haben möchte. Wenn Sie zufällig meinen kleinen einleitenden Vortrag zu meinen Vorleſungen in Händen haben, ſo werden Sie unſere Uebereinſtimmung über den Begriff Freiheit daraus erſehen, welche nach meiner Definition unſer Schutz iſt gegen Unrecht von Seiten unſerer Beherrſcher, in welchem Falle ſie politiſche Freiheit, oder von Seiten unſerer Mitbürger, in welchem Falle ſie bürgerliche Freiheit heißt.

Wir ſchrieben beinahe in demſelben Augenblick. Ihre Anſicht von den Urſachen und dem Fortgang der franzöſiſchen Revolution iſt, meiner Meinung nach, das wichtigſte und belehrendſte Dokument für den philoſophiſchen Geſchichtſchreiber, welches die Welt je geſehen hat. Ich wünſche nur, daß es in's Engliſche und Franzöſiſche überſetzt wäre, obgleich das Publikum durch die Weitläufigkeit eines Werkes bloßer Betrachtung über einen politiſchen Gegenſtand, welcher nicht unmittelbar an der Tagesordnung iſt, abgeſchreckt werden könnte. Für mich war es zu kurz. Ungeachtet ich meine Aufmerkſamkeit ganz auf den Gegenſtand beſchränkte, ſo hat es mir doch neue Thatſachen und neue Anſichten an die Hand gegeben. Mit Ihrem ausgedehnten Ueberblick verbinden Sie dennoch darin die größte Genauigkeit eines gewiſſenhaften Kompilators: — machen Sie es zur Grundlage einer philoſophiſchen Ueberſicht über die Geſchichte der Revolution und ihr Gefolge von Kriegen und Afterrevolutionen, worin ſie über das gegenwärtige Zeitalter Gericht halten und die ſpäteſte

Nachwelt belehren würden! Alle Ihre übrigen Werke würden Materialien zu dieſem Monumente liefern, ſie ſollten deshalb alle aus einer zeitlichen in eine ewige Sprache überſetzt ſein. Ich bin in der deutſchen Sprache nicht weit genug fortgeſchritten, um meinem literariſchen Beifall Geltung zu verbürgen; aber außer Leſſing und Garve, welche beide große Lieblinge von mir ſind, iſt Ihre Proſa die einzige bündige, welche ich in Ihrer Sprache mit Vergnügen geleſen habe. Wenn Sie ein ſolches Werk ſchreiben wollen, ſo gebe ich Ihnen mein Ehrenwort, daß ich Ihr Ueberſetzer ins Engliſche ſein will.

Es thut mir leid, zu hören, daß ein Zufall Sie und Adair*) in Wien entfernt von einander gehalten haben ſoll. Er iſt Ihrer Freundſchaft eben ſo würdig, wie ich ihm ſchon geſagt habe, daß Sie der ſeinigen würdig ſind.

Sie reden mir zu, Indien zu verlaſſen. Wollte der Himmel, ich hätte eine nahe Ausſicht auf eine ſolche Emanzipation! Die Ausſicht auf Freiheit und Muße in meinem Alter verlockte mich in eine Kolonie; allein die Ausſicht iſt entfernt und unbeſtimmt, und das Uebel iſt der Art, daß, wenn ich es gekannt hätte, keine Ausſicht mich hätte verleiten können, demſelben entgegen zu gehen. In dieſer Verbannung von der intelligenten Welt, in der ich zwar allerdings ein Weib von Geiſt und Gefühl zur Gefährtin habe, gewähren Ihre Briefe mir hauptſächlich Troſt und Erquickung.

---

*) Der ſehr ehrenwerthe Sir Robert Adair G. C. B., jetzt Geſandter am Hofe des Königs der Belgier.

Note des engliſchen Textes.

Ich habe weder Kenntniß noch Muth, über die Angelegenheiten Europa's zu ſchreiben. Ich glaube, gleich Ihnen, an eine Auferſtehung, weil ich an die Unſterblichkeit der Civiliſation glaube; allein, wann, wie, durch wen, in welcher Form, das ſind Fragen, zu deren Beantwortung ich nicht genug Scharfſinn beſitze und über die ich nicht ſo keck bin, Muthmaßungen zu wagen. Eine dunkle und ſtürmiſche Nacht, eine ſchwarze Reihe von Jahren kann für unſere Nachkommen beſtimmt ſein, ehe die Dämmerung dem hellen Tage die Bahn bricht. Wo werden wir unſere Ruheſtätte finden? Wenn Sie die engliſchen Dichter haben, ſo ſchlagen Sie die vier Linien in „Gray's Bard" nach, welche alſo lauten:

„Thörichter, ruchloſer Menſch, der du wähneſt, die blutige Wolke,
„Deines Hauches Geburt könnt' löſchen das Feuer der Sonne,
„Morgen hebt ſie ſich wieder empor aus den goldenen Fluthen,
„Wärme verbreitend und Licht in der Welt mit verdoppeltem Strahle."

Aber wann wird dieſer Morgen dämmern?

Kann ich Ihre Güte und Großmuth in Betreff unſerer Korreſpondenz noch mehr in Anſpruch nehmen, als ich es bereits gethan habe? Ich hätte Ihnen in letzterer Zeit öfter geſchrieben; aber bis zum Empfang Ihres letzten Briefes wußte ich nicht, auf welchen Strand Sie, gerade Sie, der Sturm von Ulm und Auſterlitz verſchlagen hatte. Es wäre mir lieb, in Wien eine von den Auswechſelungen in der engliſchen Geſandtſchaft und von den damit verbundenen Kapricen unabhängige Adreſſe zu haben.

Lady Mackintosh iſt bezaubert von Ihrem Brief und theilt ſo ganz Ihre Gefühle, daß ſie ſich für berechtigt hält, einen Platz in Ihrer Freundſchaft einzunehmen, und ich bin überzeugt, daß Sie auch dieſe Meinung hegten, wenn Sie ſie näher kennen würden. „Vale, nostri memor!“ Ich bitte Sie, großmüthig in Ihrer Korreſpondenz zu ſein gegen Ihren

J. Mackintosh.

Sie erwähnen nichts davon, ob Sie einen langen Brief über Hamburg erhalten haben, in welchem ich Ihnen, ſo wie in einem andern, den Vorſchlag gemacht hatte, daß ein junger deutſcher Philoſoph ſein Glück mit mir verſuchen ſollte. Ich würde vorausſetzen, daß er fähig, gelehrt, rechtſchaffen und angenehm wäre. Dagegen könnte ich ihm eine anſtändige Unterſtützung und in einigen Jahren ein hinlängliches Auskommen zuſichern, nebſt der Gelegenheit, um welche ihn Mancher beneiden würde, Meiſter in orientaliſcher Gelehrſamkeit zu werden. Er könnte leicht und mit wenig Koſten auf einem neutralen Schiff von Altona oder Kopenhagen nach Tranquebar kommen und von dort aus hat es keine Schwierigkeit, hieher zu gelangen.

Auszug aus einem Schreiben aus Bombay vom 16. Dezember 1806 an den ſehr ehrenwerthen Wilhelm Windham.

„Ich will noch bemerken, daß meines Erachtens ſein Biograph die Vorrede und den Anhang zu der deutſchen

Ueberſetzung der „Reflections“ mit Vortheil leſen würde, welche auch, wenn Dr. L. nicht deutſch lieſt, leicht ins Engliſche überſetzt werden könnten. Ich kann mich nicht enthalten, aus einem deutſchen Werke, welches in dieſem Jahre gedruckt wurde, zu überſetzen, u. ſ. w.“

* * *

„Dieſer Auszug iſt aus Vorleſungen über deutſche Literatur, welche im Frühjahr 1806 von Adam Müller, einem jungen Manne von 26 Jahren, welchen Gentz als den geiſtreichſten Mann ſeines Vaterlandes anſieht, gehalten wurden. Ich hielt es für möglich, daß ein Theil davon unbewußt und entfernt aus einer Unterredung entſprungen ſein könnte, welche ich mit Herrn Gentz zu London hatte, und war von der durchgängigen Uebereinſtimmung deſſelben mit einer Denkungsart, welche gewiß mir nicht eigen, aber eben ſo wenig allgemein iſt, als ſie es ſein ſollte, überraſcht u. ſ. w.“

VI.

An

R. v. L.

Es ereignet ſich oft, daß ein Mann von ausgezeichneten Verdienſten und vielſeitigen Talenten in der Zeit ſeines Werdens, beſonders einem ganz ausgeprägten Charakter gegenüber, in ziemlich abhängiger oder doch ſehr untergeordneter Geſtalt erſcheint. Das iſt die Macht, die ein in ſich fertiges Weſen auch über große, aber unentwickeltere Fähigkeiten, nicht ſelten ſogar noch herabdrückend, äußert. In noch auffallenderem Grade zeigt ſich dies, ſo oft Jemand, der zu einem andren Berufe überwiegend beſtimmt war, in die, wenn ſelbſt verwandte, Sphäre eines in dieſer letztern ganz heimiſchen und herrſchenden Genius eingreift. Das widerfuhr auch dem Manne, an den Gentz dieſe Briefe richtet, und der einem faſt fünfzigjährigen, damals noch nicht dreißig Jahre alt, gegenüber ſtand. Rühle von Lilienſtern iſt als politiſcher, geographiſch-hiſtoriſcher und namentlich als militairiſcher Schriftſteller hinlänglich bekannt; er hat ſich, ſpäter wieder im preußiſchen Dienſt, ſchon während des Befreiungskampfes, beſonders unter Steins Centralverwaltung, wo er die Errichtung der Landwehren zu leiten hatte, bleibende Verdienſte erworben. Die neuere Bildung des Generalſtabs und der militairiſchen Studien im preußiſchen Staate verdankt ihm bis heute einen ſehr großen Theil ihres Aufſchwungs. Unter ſeiner Leitung erhob ſich das Berliner Militair-Wochenblatt zu einem der Hauptpunkte kriegswiſſenſchaftlicher Forſchung. Seine geographiſch-hiſtoriſchen Arbeiten, die er bis in die neueſte Zeit fortgeſetzt hat, können in mancher Rückſicht als Vorläufer jener großen Umwandlung angeſehen werden, die die Erdkunde durch den berühmten Geographen

Ritter erfahren. Auch in politiſchen Fragen erhob er nachmals ſeine Stimme wieder. So erſchien im Jahre 1820 bei Perthes in Hamburg ein Band von ihm: „Studien zur Orientirung über die Angelegenheiten der Preſſe", die — was uns hier beſonders intereſſant ſein muß — zum Theil gegen Gentz's Aufſatz über die Preßfreiheit in den Wiener Jahrbüchern gerichtet waren. Auf ein vollkommneres Verſtändniß in den Anſichten beider Männer konnte es in ſpäterer Zeit wohl noch viel weniger hinauskommen. Auch die Lebensbahn trennte ſie immer mehr. Bei edlem, liebenswürdigem Charakter, und mit umfaſſenden Kenntniſſen, jederzeit gemäßigt liberalen Grundſätzen zugethan, iſt Rühle bis zu den höchſten militairiſchen Funktionen, zum Generallieutenant im großen Generalſtabe, und Chef der Kriegsſchule, und zu namhaftem Anſehen empor geſtiegen.

Wie wir aus dieſen Briefen und aus mehreren Schriften ſehen, die R. v. L. in jener Zeit verfaßt hat, fiel die Entwicklung, namentlich ſeiner politiſchen Anſichten, in die Gährungsperiode unſeres öffentlichen und literariſchen Lebens während der franzöſiſchen Unterdrückung, eine Zeit, in welcher der Druck von Außen und der geheime Widerſtand im Innern ſich, ſo weit es noch geſtattet war, vorzüglich als Kampf ganz widerſprechender politiſcher Richtungen und Syſteme, alſo in doktrinairer Form kund gab. Staatswirthſchaftliche und rein politiſche Fragen gingen Hand in Hand. Während man in Südweſtdeutſchland faſt durchweg franzöſiſcher Politik anhing, und höchſtens nur um ein Mehr oder Minder fürſtlicher Uneingeſchränktheit, oder für und wider die Einführung des Napoleon'ſchen Geſetzbuchs ſtritt, wogte im Norden und Oſten noch immer, im Stillen und, ſo viel als möglich war, in Büchern und Doktrinen, der große politiſche Partheikampf, in ſeinen Gegenſätzen und Nüancen fort. Ganz und gar franzöſiſch und mit einer wahren Wuth gegen Englands angebliche Handelstyrannei behaftet, eröffnete Friedrich Buchholz, der Verfaſſer des neuen Leviathan, in einer Reihe Schriften, einen ſchonungsloſen Feldzug gegen alle Grundlagen und Lebensfragen der frühern, vornapoleoniſchen Staatenwelt. Ihm ſtarr ent-

gegen, mehr noch in Thaten und Vorbereitungen, als in Schriften thätig, ſtand Oeſterreich mit ſeinen geiſtesverwandten Politikern, und auf dieſer Seite Gentz. Aus einem andern Ideenkreiſe, mit noch großartigerem Enthuſiasmus ſteuerte Fichte, der, von franzöſiſchen Waffen umringt, die Reden an die deutſche Nation hielt, einem ähnlichen Hauptziel entgegen. Beſonders in dieſem Kreiſe regte ſich ſchweigend der preußiſche, und der deutſche Enthuſiasmus. Seitwärts von Fichte war an- und aufregend ein ſtaatswirthſchaftliches Werk von Kraus erſchienen. Was ſonſt dem Kontinentalſyſtem entgegen wirkte, hielt feſt und beharrlich an den Lehren Adam Smiths. Zu allen dieſen Richtungen hatte ſich auch noch eine neuere, mehr kombinirte, und mehr literariſche Nüance geſellt. Adam Müller, von den Anregungen der Naturphiloſophie ausgehend, ſtand an ihrer Spitze. Sie hatte ihren Sitz gewiſſermaßen zu Dresden, wo Müller ſeine Vorleſungen hielt, und Zeitſchriften herausgab, aufgeſchlagen. Mehrere ſeiner Freunde und Anhänger hielten ſich in ſeiner Nähe auf, da man von dieſem Punkt aus zugleich ungeſtörter wirken und ſchreiben durfte. So hatte ſich hier eine Gruppe von Männern zuſammen gefunden, die Gentz, der ſich früher gleichfalls auf geraume Zeit nach Dresden zurückgezogen hatte, jetzt insgeſammt ſeine Dresdner Freunde nennt. Heinrich von Kleiſt der Dichter, Ernſt von Pfuel, der durch ſeine vaterländiſche Begeiſterung, ſeine Thaten und Schriften ſo bewährte gegenwärtige preußiſche General, und unſer Rühle bilden vorzugsweiſe dieſe Genoſſenſchaft. Aus der Ferne hielt namentlich auch Arnim zu ihnen. Von Vaterlandsbegeiſterung durchdrungen, und ſämmtlich einer tiefern Grundlegung der Anſichten über Staat und Staatenverkehr nachſtrebend, in einer Richtung, wo der dunkle und ſcholaſtiſche Ausdruck, zumal der neuen Schelling'ſchen Philoſophie, ſo wie die entlegene Tiefe ſpekulativen Standpunktes ſich in die praktiſchen Aufgaben und nächſten Zwecke politiſcher Wiſſenſchaften nicht ſelten ſtörend und bis zur konfuſeſten Verwirrung einmiſchte, ſahen ſich dieſe Köpfe doch auch von den Umſtänden angetrieben, mit den Begriffen der Napoleon'ſchen Oberherrſchaft und eines vielleicht unüberwind-

lichen Syſtems mehr oder minder zu kapituliren. Dabei ging wohl jeder von ihnen von ſeinen beſondern geiſtigen Intereſſen aus. Wie Gentz ſich zu dieſen Herren verhielt, ſpricht ſich in dieſen Briefen ſcharf, rückhaltslos und mit überraſchender Kraft aus. An den Empfänger der Briefe feſſelte ihn vorzüglich die perſönliche Zuneigung und der Reſpekt vor deſſen namhaften militairiſchen Talenten. Nur mit Einem von ihnen, mit Adam Müller, ſtand er in innigerem geiſtigen Verband.

Dieſe Briefe an R. v. L. gehören zu den koſtbarſten Reliquien, die einem Denkmale für Gentz einverleibt werden könnten. Die Zeit, die Gegenſtände, die Verhandlungen, die Perſonen, ja der Kampf und Widerſpruch ſonſt befreundeter Männer, — alles dies macht dieſe Briefe überaus wichtig und anziehend! Zugleich wird uns ein tiefer Blick in das Innere Oeſterreichs und die Stellung ſeiner Staatsmänner, ein herrlicher Beitrag aus einem der wichtigſten Zeitpunkte des Gentziſchen Lebens geöffnet. Einige dieſer, überdies klaſſiſch geſchriebenen Briefe gehören geradezu zu den intereſſanteſten Mittheilungen, die wir von dem innern Zuſtande Deutſchlands in jener denkwürdigen Zeit erhielten. — Kurz darauf, als im Jahr 1811 dieſer jüngere Freund von Gentz, zum Theil wohl auch in Folge der von Wien aus gewünſchten militairiſchen Eröffnungen, eben dahin, doch nur auf kürzere Zeit, gegangen war, ſcheint durch Zeitumſtände und Entfernung veranlaßt, ihr gegenſeitiger Verkehr abgebrochen worden zu ſein. Später wurden ſie durch Trennung der Lebensbahnen und Richtungen vollends geſchieden.

Einige Briefe von Gentz aus dieſer Reihe ſind leider nicht mehr vorhanden. —

1.

An R. v. L. in Dresden.

Prag, den 18. April 1808.

Sie haben Recht, theuerſter Freund, mir mein langes Stillſchweigen vorzuwerfen; ich werfe es mir ſelbſt vor, ob ich gleich — wenigſtens vor meinem eignen Gewiſſen — einige befriedigende Entſchuldigungen zu haben glaube. Ich liebe, wie Sie, Widerſpruch und Kampf; nur muß dieſer nicht von einer ſolchen Art ſein, daß gar kein Friede zu hoffen iſt. Nun hat es mir aber ſeit mehreren Monaten geſchienen, daß zwiſchen meinen Dresdner Freunden — Sie erlauben mir, daß ich Sie fürs erſte hier alle ſolidariſch verbunden betrachte — und mir eine ſolche Differenz der Anſichten über die wichtigſten ſpekulativen und praktiſchen Materien eingetreten war, daß wir uns wenigſtens durch Briefe nicht mehr verſtändigen, viel weniger vereinigen konnten. Namentlich hat Müller mir einigemal in einem Tone geſchrieben, in den ich mich, um das Gelindeſte zu ſagen, nicht mehr zu finden wußte. Dies hat mich, in Anſehung des Briefſchreibens

überhaupt, bedenklich und ſchüchtern gemacht. Ich habe einen großen Theil meines ſonſtigen Muthes verloren; Sie, meine Herren, laufen ſo ungeheuer raſch, daß ich Ihnen nicht mehr folgen kann; ich fühle es täglich, daß ich zurückbleibe; und wollte ich mit Gewalt hinter Ihnen herkeuchen, ſo würde ich doch zuletzt — vielleicht gerade am Rande einer öden Wildniß — athemlos hinſtürzen, während Sie einem Ziele nachflögen, das nicht mehr das meinige iſt.

Ihre Briefe, mein lieber Rühle, ſind nun zwar nicht von jenem zerſchmetternden und abſchreckenden Charakter, der ſeit einiger Zeit in den Müller'ſchen herrſcht; vielmehr habe ich mit Rührung und Dankbarkeit darin bemerkt, daß Sie mich ſogar mehr ſchonen, als Sie es, bei dem Ihnen zuverläſſig nicht fremden Bewußtſein der Freiheit und Superiorität Ihrer Anſichten nöthig hätten. Gleichwohl wirkten auch Ihre Briefe — warum ſollte ich es nicht freimüthig ausſprechen? — mehr oder weniger niederſchlagend auf mich. Ich kann Ihnen z. B. kaum ſchildern, wie mir zu Muthe ward, als ich daraus vernahm, daß das, was ich Ihnen blos als ein argumentum ad absurdum, und um die Folgen einer zu weit ausgedehnten Vielſeitigkeit einer politiſchen Zeitſchrift zu ſchildern, vorgelegt hatte — die Mitwirkung eines Friedrich Buchholz — von Ihnen für ſehr großen Ernſt erklärt, und als ein unbezweifelter Beſtandtheil Ihres Unternehmens anerkannt wurde. — Dieſer einzige Zug iſt hinlänglich, um mir zu beweiſen, daß, ſo wie die Sachen jetzt ſtehen, an irgend eine gemeinſchaftliche Thätigkeit

zwiſchen Ihnen (collective oder individualiter, wie Sie wollen) und mir gar nicht zu denken ſein kann, ja daß unſre innere Oppoſition eigentlich noch viel größer iſt, als wir ſie nur durch Worte deutlich zu machen vermögen.

Daß dies aber der innigen Achtung, Zuneigung und Freundſchaft, die Sie, und Sie ganz beſonders mir eingeflößt haben, nicht den mindeſten Abbruch thun könne, verſteht ſich von ſelbſt. Das Gefühl meines Abſtandes von Ihnen iſt durchaus kein Gefühl des Widerwillens oder auch nur der unbedingten Mißbilligung, oder noch viel weniger eines eignen Beſſerwiſſens oder Beſſermachens, ſondern recht eigentlich ein Gefühl der Wehmuth — mithin der Schwäche. Ich finde mich mit jedem Tage einſamer in der Welt; was folgt daraus? daß ich hinter der Zeit zurückbleibe. Daß es ſo ſei, glaube ich optima fide. Was hilft es aber? Mag auch Stillſtehen Tod und nur Fortſchritt Leben ſein, wenn einmal — durch gewiſſe Eigenthümlichkeiten meiner Organiſation — Leben unter gewiſſen Bedingungen (die andern köſtlich und groß ſcheinen) mir unerträglich iſt, ſo bleibt mir nichts übrig, als den Tod zu umarmen, wie wenig ſüß auch die Wahl mir dünke.

Ich werde mich bei guter Zeit nach Töplitz begeben; vielleicht, daß bei den mancherlei Chancen zu mündlicher Unterhaltung, die durch dieſen Aufenthalt gegeben werden, ſich manches in jenen Diſſonanzen wieder auflöſen läßt; durch Briefe aber halte ich es für rein unmöglich. Ich ſehe zu klar, wo der Knoten liegt; in Müller's letzter Vorleſung — einem übrigens nur mit Ehrfurcht zu nennenden

Produkt — iſt es ganz deutlich ausgeſprochen; und Ihre Toleranz iſt auf eben dem Stamm gewachſen, mit dem ich mich nun einmal nicht vermählen kann, nicht kann, wie ſehr ich es auch etwa wollen möchte.

An Ihrer Liebe nehme ich den allerlebhafteſten Antheil. Ich finde den Gegenſtand derſelben ſo durchaus einnehmend, graziös und bezaubernd, daß ich jede Empfindung begreife, die auf dieſem Wege geſtiftet werden konnte. Dies ſage ich aus voller Ueberzeugung. Daß die weitre Entwicklung dieſes Verhältniſſes ihre Schwierigkeiten haben wird, ſehe ich wohl ein; doch ſcheinen Sie mir nicht der Mann zu ſein, den Schwierigkeiten ſo leicht abſchrecken. Ich freue mich darauf, von der Prinzeſſin von Hohenzollern, die morgen früh zurückkommen ſoll, etwas Näheres über dies Verhältniß zu hören. Wenn ſie im Stande geweſen iſt, Ihnen dabei einen Dienſt zu leiſten, ſo werde ich ihr recht herzlich dafür danken; denn ich wünſche, daß Ihre Wünſche erfüllt werden. Ueber dieſen Gegenſtand werde ich mich ſehr gern mit Ihnen weiter unterhalten.

Sie ſchrieben mir in einem Ihrer letzten Briefe, die „Galerie der preußiſchen Charaktere" ſei nicht von Buchholz. Damals hatte ich ſie noch nicht geleſen; ſeitdem ich ſie geleſen, fragte ich mich oft ſelbſt mit Erſtaunen, wie Sie ſo etwas behaupten, oder gar glauben könnten. Daß Buchholz der Redakteur dieſer Schandſchrift war, iſt nun wohl ſo gewiß, als daß 2mal 2 = 4 iſt — wenn anders dieſer Satz noch heute zu den gewiſſen gehört. Der Lieferant des Stoffs war freilich

ein Andrer; und ohne je darüber das geringſte poſitive Datum beſeſſen, oder auch nur das leiſeſte Gerücht vernommen zu haben, überzeugte ich mich aus innerer Anſchauung auf der Stelle, daß nur Ein Menſch in der Welt zugleich unterrichtet und gottlos genug ſein konnte, um Buchholz zu dieſem Buche zu inſtruiren. Dieſer Menſch war natürlich Maſſenbach, dem Sie hoffentlich nach dieſem letzten Exceß von Schändlichkeit auch noch den Grad von Protektion entzogen haben werden, welchen Sie ihm bis hieher angedeihen ließen. An Verſtand fehlt es der Beſtie nicht; denn ſeine Aufſätze gegen Müffling in den Lichtſtrahlen ſind, außer Ihrem Bericht, ohne allen Zweifel das geiſt- und lehrreichſte, was über den Feldzug von 1806 noch geſchrieben ward. Aber ein Abgrund von Bosheit, wie er in dieſem Gemüthe wohnt, iſt ſelbſt in unſern Zeiten ſelten und mit Ausnahme der Matadors der Revolution, Robespierre, Couthon, Collot d'Herbois ꝛc., nie zum Vorſchein gekommen. — Die hiſtoriſche Wahrheit geht freilich über alles; doch bitte und beſchwöre ich Sie — wenn dieſe Aufforderung nicht ſchon zu ſpät kommt — in Ihrer neuen Auflage alles zu vermeiden, was Ihnen nur irgend das Anſehn geben könnte, mit einem ſo eingefleiſchten Teufel gemeinſchaftliche Sache zu machen. Das iſt der wahre Aufſchluß über den Fall der preußiſchen Monarchie, daß ſolche Henkersknechte eine Rolle darin ſpielen konnten. Maſſenbach und Buchholz umſpannen den ganzen Kreis menſchlicher Verruchtheit; dieſer durch die barbariſche Kälte, mit welcher er, von nicht gemeinen Fähigkeiten, obgleich einem oft ſchiefen,

manchmal verrückten Kopfe geleitet, das ganze künſtliche, koſtbare Gewebe des alten geſellſchaftlichen Lebens Faden vor Faden aus einander reißt; jener durch die hölliſche Wuth, mit welcher er alles, was Achtung oder Schonung verdiente, den Hunden und Geyern der Verwüſtung Preis giebt. Und gegen ſolche — ſoll man tolerant ſein? Nein, Rühle! heute, da Sie Ihr Herz den ſchönſten Gefühlen aufgeſchloſſen haben, werden Sie mir eine ſo unmenſchliche Menſchlichkeit nicht mehr zumuthen. Nein! Mag auch Müller ſagen, was er will; „daß alles recht ſei, wenn es nur auf die rechte Weiſe geſchähe" — dieſer Lehre werde ich ewig mein Ohr verſchließen. Es giebt Dinge, denen das Unrecht ſo anklebt, daß ſie nie auf eine rechte Weiſe gethan werden können! Bei dieſem Glauben will ich leben und ſterben.

So wie ich mich auf alles freue, was von Ihnen erſcheinen ſoll, ſo freue ich mich beſonders auch auf Ihre Karte, und beſonders auf den Text zu derſelben, um ſo mehr, da Sie mir die Erklärung über Ihren eigentlichen Zweck bei der erſten Karte ſchuldig geblieben ſind. — Schreiben Sie mir wenigſtens ein paar Zeilen, damit ich wiſſe, wie Sie dieſen Brief aufgenommen haben; das andere wird ſich finden, wenn wir, wie ich beſtimmt hoffe, in 6 oder 8 Wochen einander ſehen. Bleiben Sie indeſſen mein Freund!

Gentz.

Antwort auf das Postscript.

ad 1) In hiesigen Landen etwas Politisches drucken zu lassen, wenn man nicht direkte von der Regierung begünstigt wird, ist ganz unmöglich. Das bloße Nachsuchen der Censur schreibt schon jeder Buchhändler so, daß er lieber dem Verlage entsagt. — Warum wenden Sie sich nicht an das Amsterdamer Institut [von Brockhaus], welches als sehr solide, trefflich zahlend ꝛc. geschildert wird, und dabei nicht nur liberale Grundsätze, sondern auch einigen Charakter haben muß, weil es an **mich** (bedenken Sie das) vergangenen Sommer zweimal geschrieben, und mich unter den ehrenvollsten Modifikationen aufgefordert hat, ihm etwas zum Druck zu geben? Ich glaubte erst, Bonaparte ließe sich herab, mich zu foppen: es war aber Ernst.

ad 2) Von einer Zusammenkunft der östlichen Kaiser in Gallizien weiß ich nichts. — Im Oesterreichischen kenne ich für Sie nur Einen guten Korrespondenten: das bin ich. Dürfte ich es in vollem Umfange sein, so wollte ich Ihnen die Pallas allein schreiben, und sie sollte Ihnen gewiß wenigstens **2000** Rthlr. einbringen. — Alle Korrespondenten für sogenanntes Honorar sind Lügen-Zeitungsschreiber; gute, ächte, wahrhaft politische Korrespondenzen können von Wien oder Prag aus nicht geführt werden, wenn man auch Subjekte dazu vorfände. Die äußern Schwierigkeiten sind zu groß.

2.

Töplitz, den 14. September 1808.

Ich habe geſtern, bei meiner Zurückkunft nach Töplitz, Ihr Schreiben und das neue Heft der Pallas erhalten, und danke Ihnen vorläufig dafür recht ſehr. Die wenige Zeit, die mir heute gegeben iſt, um Ihnen zu ſchreiben, will ich nur zu den nothwendigſten Bemerkungen über die „Hieroglyphen" verwenden. — Ich habe dieſes Buch mit großer Ruhe, Beharrlichkeit und Unbefangenheit geleſen; was ich alſo darüber ſagen kann, muß wenigſtens in ſo fern einige Autorität haben, als dieſe meinem Urtheil überhaupt zugeſchrieben werden mag.

Ich erkläre Ihnen alſo, daß ich die fünf erſten Hauptabſchnitte des Buches, und zum Theil auch noch den ſechſten, mit großem Intereſſe geleſen, und darin — um ganz freimüthig zu ſein — weit mehr als ich erwartete, gefunden habe. Hätten Sie dieſe Abſchnitte — (wie Sie es recht gut konnten; denn zwiſchen ihnen und den folgenden iſt auch nicht ein Schatten von Verbindung) — allein publizirt, und wäre mir auch nichts weiter von Ihnen bekannt geweſen, ſo würde ich geurtheilt haben, wie folget: „Hier tritt ein nicht gewöhnlicher, an glücklichen Blicken, an ſinnreichen Zuſammenſtellungen, an fruchtbaren, und zum Theil tiefen Ideen reicher Kopf auf, der, wenn er ſich nur erſt die Zeit genommen haben wird, zu vervollſtändigen, zu ergründen, zu ordnen, was ſich in ihm bewegt, zu würdigen Reſultaten gelangen muß." Denn das Einzige, was ich

dieſen erſten Abſchnitten vorzuwerfen habe, iſt die Unreife und Flüchtigkeit der Kompoſition. — Gewundert hat es mich übrigens, daß ſie Adam Müller nie genannt haben, da doch nicht zu verkennen iſt, daß Sie einige Hauptanſichten von ihm, und zwar ausſchließend von ihm, entlehnten. Doch vielleicht hat er ſelbſt es nicht gewollt.

Was nun aber den ſiebenten und achten Abſchnitt betrifft, ſo kann ich, nach aufmerkſamer Leſung derſelben, nicht nur kein Wort von dem, was ich Ihnen darüber bereits geſagt habe, zurücknehmen, ſondern muß auch geſtehen, daß ich mit dem mir bisher nicht bekannten Theil dieſer Aufſätze noch unzufriedener bin, als mit dem vorhergehenden. Wollte ich in's Detail gehen, ſo könnte ich leicht ſelbſt ein Buch darüber ſchreiben. Ich wähle alſo, um nur einige meiner Ausſtellungen deutlich zu machen, das Kapitel, welches überſchrieben iſt: „Welche Mittel ſtehen dem Kontinent zu Gebot, ſeine Sache mit England auszufechten?" — (Es wird mithin höchſt willkürlicher und unverantwortlicher Weiſe angenommen, daß der Kontinent eine Sache mit England auszufechten habe, welches nur Bonaparte behaupten mag.) — und bringe meine Kritik dieſes Kapitels unter drei Hauptrubriken.

1) Geht aus allem, was ſie über das Verhältniß zwiſchen England und dem Kontinent ſagen, Ihre gänzliche Unbekanntſchaft mit den Grundſätzen der politiſchen Oekonomie hervor. Sie nennen zwar einigemale Adam Smith; ich behaupte aber, es iſt ſchlechterdings unmöglich, daß Sie ihn, auch nur theilweiſe, geleſen hät-

ten; denn ein ſo guter Kopf, wie der Ihrige, kann gewiſſe grobe Irrthümer nicht nähren, ſobald er nur Einmal einen beſſern Anſtoß erhalten hat. Wenn auch wirklich alles, was Sie über und wider die engliſche Politik ſagen, ſo wahr wäre, als es faſt durchgehends grundlos iſt, ſo bliebe es mir nicht weniger unbegreiflich, wie Sie bei einigem Nachdenken oder Studium nicht eingeſehen haben ſollten, daß die ökonomiſchen Beziehungen, die Sie als durchaus verderblich und feindſelig ſchelten, in ihrem ganzen Umfange wohlthätig für den Kontinent ſind, und daß nur die kraſſeſte Unwiſſenheit uns glauben machen, ſo wie die ausgeſuchteſte Bosheit dem Vater aller Lügen eingeben konnte, zu lehren, der brittiſche Handel ſei eine Peſt und Geißel für Europa. — Wenn man nun vollends ſolche Stellen leſen muß: „England genüge es nicht, Mittelsperſon zwiſchen Indien und Europa zu ſein, — ſondern es ſcheine (ſehr wohl!) ihm daran zu liegen, die ganze Welt zu einer großen Domaine zu machen" u. ſ. w. — ſo möchte ich nur wiſſen, aus was für Datis Sie dergleichen Hirngeſpinnſte abſtrahiren. Eben ſo, um vieles andre zu übergehen, wäre ich neugierig, zu hören, was Sie ſich auch nur dabei gedacht haben mögen, als Sie ſchrieben, „es ſei ungerecht, wenn ein Staat dem andern durch künſtliche Mittel ſeine Erwerbsquellen zu verſtopfen ſuche" u. ſ. w. Gehen Sie einmal die Verhältniſſe Englands mit den Kontinental-Staaten, in Frieden und Krieg, durch, und analyſiren Sie dieſe angeblich künſtlichen

Mittel; und ſehen Sie, was zuletzt in Ihrem Schmelztiegel zurückbleiben wird.

2) Zum Theil ſchreiend-inkonſequent, zum Theil ſpaßhaft, ſind die Vorſchläge, die Sie thun, um England zu bekämpfen. — Was Sie den Engländern, als Beweiſe der größten Unrechtlichkeit, fälſchlich vorwerfen, das bringen Sie wirklich als weiſe Maßregeln gegen die Engländer in Antrag! — Man ſoll ſie von allen Binnenmeeren auszuſchließen ſuchen; die Regierungen ſollen einen Schleichhandel organiſiren (ein Projekt, worüber Sie ſich offenbar ſelbſt nicht verſtehen) — man ſoll ihnen ihre Seemänner debauchichiren u. ſ. f. — Was ſoll ich aber von den Maſchinen zur Verſchließung der Meerengen, und was von den See-Minen!! ſagen? Nur ſo viel, daß ich hierin ſelbſt Ihren militairiſchen Geiſt ganz verkenne. Welche Sarkasmen würden Sie aufbieten, mein lieber R., wenn ein Andrer ſolche Kunſtſtücke auf's Tapet brächte?

3) Das Ernſthafteſte von allem aber iſt und bleibt der allgemeine Sinn und die allgemeine Tendenz dieſer Ihrer Abhandlung! Hierüber haben Sie ſich S. **140.** auf eine Weiſe ausgeſprochen, die mir, beſonders nach meiner letzten Unterredung mit Ihnen, unerwartet war. „Wo der Verfaſſer von falſchen Vorausſetzungen ausgegangen ſein ſollte, läßt ſich ſchwerlich erwarten, daß ſie durch ihn ſelbſt in einem und demſelben Buche zu einer und derſelben Zeit dürften berichtigt werden, es wäre denn blos ſeine Abſicht geweſen, ein Spiel mit Ideen zu trei-

ben, was bei ſo ernſten Gegenſtänden eben keine lobens=werthe Beſchäftigung ſein dürfte.“ — Dieſe Stelle hat mich mehr affizirt, wie alles Uebrige; ſie beweiſet näm=lich, für's Erſte, daß es Ihnen mit Ihrem feindſeligen, bittern, in gewiſſen Punkten ſelbſt den Buchholz noch hinter ſich laſſenden Raiſonnement gegen England, voll=kommener Ernſt war; und zweitens, daß Sie vor der Hand Ihre etwanigen Irrthümer (die Sie doch vielleicht nur aus Beſcheidenheit für möglich halten) weder berich=tigen wollten, noch konnten. — Recht haben Sie allerdings; denn wie Sie von dieſer großen und weitgrei=fenden Verirrung je wieder in den wahren Weg einlen=ken wollen, iſt mir für jetzt unbegreiflich. Die politi=ſchen Wahrheiten ſtehen alle in einer feſten und ewigen Verbindung unter einander. Wer über einen ſolchen Hauptpunkt, wie das Verhältniß zwiſchen England und dem Kontinent, Einmal ſo zuverſichtlich abgeſprochen, ſo ungeſcheut deraiſonnirt hat, dem bleibt, nach meiner Einſicht, nichts mehr zu thun, als entweder auf dieſer Bahn fortzuwandeln, oder geradezu **chanter palinodie.** — Wie tief Sie übrigens in Ihre — nicht blos anti=britti=ſche, ſondern poſitiv Bonapartiſche Denkart ſchon einge=drungen ſind, das verrathen gewiſſe kleine, Ihnen ſelbſt vielleicht kaum bewußte Aeußerungen, z. B.: „Ob die ſpaniſchen Kolonien ſich dem neuen Könige treu erhal=ten, oder eignen Beherrſchern und Uſurpatoren unter=werfen werden, muß die Folge lehren;“ — den neuge=backenen Uſurpator von Spanien ſehen Sie ſchon (auf gut Buchholziſch) für ſo rechtmäßig an, daß Sie die als

möglich aufgeſtellte Unterwerfung der Kolonien ein Treuerhalten nennen konnten! — Dieſe Stelle iſt widrig, und empörend.

Sie mögen nun von mir denken, was Sie wollen, liebſter Freund; ich behaupte aber, daß ich Ihnen nie einen größern Beweis meiner wahren Zuneigung und Achtung geben konnte, als den, nach der Lektüre Ihres ſiebenten und achten Kapitels, Ihnen noch einen Brief, wie der gegenwärtige, zu ſchreiben. Jeder andre Menſch, der ein ſolches Buch in die Welt geſchickt hätte, wäre ein- für allemal für mich vernichtet; denn hier iſt mehr als Buchholz! Mit Ihnen allein fühle ich mich genöthiget, gedrungen, eine Ausnahme zu machen. Und das, theils, weil zwiſchen Ihren Geſprächen, Ihren Briefen, allen Ihren perſönlichen Aeußerungen, und dieſem Buche, eine ſo ungeheure Kluft liegt, und ich fortdauernd glaube, daß jene Aeußerungen Ihre wahre Denkungsart enthalten, das Buch hingegen — Gott weiß wie! entſtanden iſt; theils aber, und hauptſächlich, weil ich die ungemeine Leichtigkeit, Beweglichkeit, und Flüſſigkeit Ihres Geiſtes kenne, und feſt überzeugt bin, daß Sie bei fortgeſetztem Studium, ehe ein Jahr in's Land geht, Ihre ganze Theorie über England, wenn es nur irgend mit Anſtand geſchehen kann, zurücknehmen und widerrufen werden.

Jetzt noch einige Worte über das Werk von Ebel, welches ich Ihnen hier zuſchicke, damit Sie es bei der erſten Gelegenheit an Müffling zurückſenden. Suchen Sie ſo viel Zeit zu gewinnen, dieſes Werk zu leſen, und A. Müller zu deſſen Leſung zu beſtimmen. Ich bin ein

Laie und Unwiſſender in der Geognoſie und allen damit verwandten Wiſſenſchaften; gleichwohl habe ich das Buch von Anfang bis zu Ende, mit immer ſteigendem Intereſſe geleſen; mich dünkt, etwas Größeres, Klareres, Feſteres und Umfaſſenderes iſt über die Bildung der Erde noch nie geſagt worden; und Humboldt kommt mir gegen dieſen Meiſter nur wie ein Schüler vor. — Ich wünſchte ſehr zu wiſſen, ob Sachverſtändige dieſem meinem Urtheil beitreten. Ganz außerordentlich werden Sie mich verbinden, wenn Sie mir ein Exemplar dieſes Buches, welches in Leipzig gewiß zu haben iſt, baldmöglichſt zukommen laſſen könnten.

Ueber die Pallas, wenn ich ſie geleſen haben werde; das vierte Stück erwarte ich mit beſondrer Neugier. — Schreiben Sie mir bald, und leben Sie wohl.

Gentz.

Den zweiten Theil des Ebel erhalten Sie unverzüglich durch eine andre Gelegenheit, weil der Bote ihn nicht mitnehmen konnte.

3.

Töplitz, den 21. September 1808.

Eine unerhörte Fatalität hat gewollt, daß ein von mir an M. adreſſirtes Paket auf dem Wege verloren gegangen iſt. — In dieſem Paket befindet ſich ein vier bis fünf Bogen langer Brief an Sie, woran ich einen ganzen Tag geſchrieben hatte, und der meine Bemerkun-

gen über die Hieroglyphen enthielt. Ich kann natürlich dieſe Arbeit nicht von neuem unternehmen; daher ſage ich Ihnen nur kurzweg, daß ich über die fünf erſten Abſchnitte mit gerechter Zufriedenheit geſprochen, ſolche (bis auf die Flüchtigkeit der Kompoſition) beſſer als meine Erwartung gefunden, die letzten Abſchnitte aber ſehr ſtrenge kritiſirt hatte, beſonders das Kapitel „von dem, was der Kontinent gegen England zu thun hat", welches von faktiſchen Irrthümern und grundloſen Raiſonnements ſtrotzt. — Es iſt mir ſchmerzlich leid, daß ein blindes Mißgeſchick Ihnen dieſen Brief entziehn muß. Außerdem ſchickte ich Ihnen den erſten Theil von Ebel's Buche, wovon Sie hier den zweiten erhalten. Es gehört dem Herzoge; ich bitte Sie daher inſtändigſt, den erſten Theil, oder wenn es nicht anders iſt, das Ganze für meine Rechnung zu kaufen, und Müffling zuzuſtellen. Zuvor aber leſen Sie dieſes, wie es mir ſcheint, überaus wichtige Buch, und bitten Sie Adam Müller es zu leſen. — Mich hat noch nie etwas dieſer Art ſo frappirt, und ich ſetze den Verfaſſer beſtimmt über Humboldt. Da ich indeſſen in dieſen Wiſſenſchaften ein Laie und Ignorant bin, ſo möchte ich gern mein Urtheil von höhern Inſtanzen revidirt ſehen.

Das zweite Stück der Pallas habe ich mit Vergnügen geleſen. Die Darſtellung des Feldzuges in Preußen iſt in der That des größten Lobes werth. — Müllers Bemerkungen gegen Fichte ſind durchaus wahre, nur in einem etwas ſtrengern und wegwerfenderen Tone geſchrieben, als ich es bei einem Buche von ſo vortrefflicher Tendenz gewünſcht hätte.

Ich hoffe, Sie werden mir nach Prag ſchreiben. Nur von Ihnen wird es jederzeit abhangen, welchen Grad von Lebhaftigkeit und Anhalten unſre Korreſpondenz haben ſoll. Mich werden Sie jederzeit dazu bereit finden, ſo wie zu allem, wodurch ich Ihnen meine, — ſelbſt durch Beſchwerden, die mich von einem andern ganz entfernen würden, gar nicht alterirte — mithin gewiß ſehr gründliche Freundſchaft beweiſen kann. Wenn Sie etwa gleich einige Zeilen ſchreiben wollen, ſo empfange ich ſie noch hier durch den rückkehrenden Boten. Leben Sie recht wohl.

Gentz.

4.

Prag, den 14. Oktober 1808.

Ich freue mich, daß Sie meinen Brief wenigſtens empfangen, und, wie es ſcheint, nicht ganz unnütz gefunden haben. Da ein jeder Streit ſeine Gränze haben muß, ſo will ich nun Ihren Repliken keine fernern Dupliken entgegen ſetzen. Ein eigentliches Zuſammenkommen zwiſchen uns halte ich überdies für unmöglich. Ihr Studium hat mit dem meinen blos den Namen gemein; ſonſt, glaube ich, iſt alles an uns verſchieden, die Maximen, die Richtung, der Zweck, die Manier ꝛc. Selbſt der Urſprung trennt uns ſchon gänzlich; ich habe auf ganz gewöhnlichen Wegen, mit allmähliger Entwickelung gewöhnlicher Ideen angefangen, bin nach und nach, aber immer in demſelben Geleiſe, auf größere Gegenſtände übergegan-

gen, ſetze aber, nach zwanzigjähriger Arbeit, mein ganzes Verdienſt — objektiv in eine gewiſſe praktiſche Sicherheit und Feſtigkeit der Reſultate, zu welchen ich gelangt bin — ſubjektiv in die mühſam errungene, aber endlich doch errungene Fertigkeit, eine gewiſſe lichtvolle Ordnung in die verwickeltſten Materien zu bringen. — Was liegt Ihnen an ſolchem Gewinn? Sie ſind umgekehrt gleich vom Höchſten ausgegangen, und ſuchen nun — oft durch Sprünge über Klippen und Abgründe — Uebergang von dort zu den praktiſchen Geſchäften und Problemen. — Wie und wo ſollen wir eigentlich zuſammentreffen? Es geht ſo weit, daß ich oft Ihren Gang durchaus nicht verſtehe, wie es mir denn, um nichts zu verſchweigen, ſelbſt mit einem Theil Ihres letzten Briefes gegangen iſt. Wenn Sie ſagen: „das politiſche Gleichgewicht, und das gegenſätziſche Verhältniß zwiſchen Frieden und Krieg machen die Kopula zwiſchen Mathematik und Politik" — ſo ſchwöre ich Ihnen, bei allem was mir heilig iſt, daß dies eigentlich — chineſiſche Formeln für mich ſind und wahrſcheinlich immer bleiben werden. Wozu wollen wir alſo dieſe fruchtloſen Diskuſſionen fortſetzen? Mich dünkt, es iſt weit beſſer, Sie benutzen mich für das, was ich Ihnen leiſten kann, das heißt, um in Zeiten, wo Sie an praktiſche Gegenſtände gehen wollen, ſolche Aufklärungen, Thatſachen, ja ſelbſt Anſichten von mir zu verlangen, wodurch Ihre Arbeit erleichtert und geleitet werden mag, und über einzelne ſtaatsrechtliche oder ſtaatswirthſchaftliche Fragen, die Ihnen mehr oder weniger fremd ſind, ſo viel als zu Ihren Abſichten taugt, aus meinen geſammel-

ten Reſultaten zu entnehmen. — Zu dergleichen Dienſtleiſtungen werde ich immer bereit ſein, wiederhole Ihnen aber noch Einmal, daß Sie der erſte, und vermuthlich auch der letzte Menſch ſind, dem ich, bei entſchiedener Mißbilligung ſeiner geſammten politiſchen Schriftſtellerei — ein ſolches Anerbieten machte. Die Möglichkeit deſſelben liegt in dem höchſt ſeltſamen (in meiner Erfahrung noch unerhörten) Kontraſt zwiſchen Ihrer Perſon und Ihren Schriften, und in der Ueberzeugung, daß nach einigen konvulſiviſchen Kämpfen, zuletzt jene in dieſen, oder dieſe in jener untergehen müſſen. Geſchieht das erſte, — ſo werde ich Sie vergeſſen. Geſchieht das ungleich wahrſcheinlichere zweite, ſo werde ich mir ſtets Glück wünſchen, meinem Inſtinkt lieber gefolgt zu ſein, als meinem Raiſonnement; — denken Sie an mich, in drei Jahren urtheilen Sie über Ihre politiſchen Aufſätze gerade ſo wie ich! —

Sie haben hoffentlich den Brief vom 4. erhalten, worin ich Sie dringend um Nachrichten über Erfurt bat, und Sie werden meine Bitte erfüllen? — Wenn Sie von den dreien, wie es ſcheint, voluminöſen Werken, die Maſſenbach auf Einmal in Druck gegeben hat, ſchon etwas haben, oder nächſtens habhaft werden können, ſo theilen Sie mir es doch ſo ſchnell als möglich mit. Dieſe Schriften müſſen ſehr kuriös und intereſſant ſein. Ob mir gleich vor dem Menſchen, wie vor Beelzebub, graut, ſo leſe ich doch alles, was er ſchreibt, immer mit großem Intereſſe. Adieu.

Gentz.

5.

Prag, den 13. Januar 1809.

Ich danke Ihnen für Ihr Schreiben vom 9. d. M. und die wirklich intereſſanten, mir bis dahin unbekannten Neuigkeiten, die es enthält. Ich bin zwar weit entfernt, aus der Geſchichte mit dem angehaltenen Kourier das ſchließen zu wollen, was Andre — die nichts als politiſche Kontre-Revolutionen, glückliche Sinnesänderungen und dergleichen träumen, — daraus ſchließen würden, und ſehe voraus, daß ſie ſich durch Berufung auf Mißverſtändniß, oder irgend ein ähnliches Gaukelſpiel löſen wird, ohne eine Spur zurück zu laſſen. Indeſſen iſt es immer gut zu wiſſen, wie ſolche Freundſchaften gehandhabt werden. — Wichtiger iſt mir die Nachricht von der Erklärung des engliſchen Miniſteriums, wenn ſie wirklich Grund hat.

Was ſollte ich Ihnen ſchreiben, lieber Rühle! Ueber das, was mich am allernächſten intereſſirt und was heute auch wohl für Alle das Wichtigſte ſein möchte, kann und darf ich mich nicht äußern; auch iſt das Wenige, was ich darüber authentiſch weiß, immer noch in ſolchen Widerſpruch und räthſelhafte Unbeſtimmtheit gehüllt, daß man höchſtens in langen mündlichen Unterhaltungen, wo jede Schattirung genau bezeichnet werden kann, etwas für einen vernünftigen Menſchen Befriedigendes darüber zu Tage bringen könnte. Wie ich über das Allgemeine denke, wiſſen Sie. Ob meine Anſichten auf die Ihrigen je irgend einen Einfluß gewinnen werden, muß ich erſt von der Zukunft erwarten. Sie haben meine freimüthige Kri-

tik Ihres letzten Produkts zwar mit Ruhe und Sanftmuth, wodurch Sie mir immer beſonders liebenswürdig waren, aufgenommen; ob aber mit einem gläubigen Gemüth, getraue ich mich nach Ihrem Schreiben darüber nicht zu behaupten. Vor der Hand ſtehen wir alſo wechſelſeitig noch auf den Punkten, auf welchen wir uns vorigen Sommer befanden. Daß dieſe weit, ſehr weit von einander abliegen, wiſſen Sie — bei Ihnen iſt überdies die Beſchäftigung mit der Politik größtentheils Spiel und Spekulation; bei mir iſt ſie durchaus grimmiger Ernſt; Sie treiben die Sache mit dem Verſtande; ich mehr noch als mit dieſem, mit dem Gemüth; Sie haben endlich eine ewige Tendenz dieſen Gegenſtand mit tauſend andern, dem Anſchein nach höchſt ungleichartigen, zu verſchmelzen; ich begnüge mich, der offenbaren Einſeitigkeit möglichſt zu entgehen, behandle aber im Uebrigen dies Feld als ein eignes und abgeſondertes, und bin ehrlich genug, zu geſtehen, daß ich von einer mathematiſchen Staatswiſſenſchaft nie auch nur einen halben Begriff gehabt habe. — Bei ſo großen und weſentlichen Verſchiedenheiten kann nichts als ein gemeinſchaftlicher feſter Wille, jeder im Andern das Gute zu erkennen und das Beſte zu ſuchen, uns verbinden. Ihre fernern Arbeiten (da bei mir nun kein Wechſel mehr möglich iſt) müſſen zeigen, in wiefern wir einander näher kommen, und was einer von uns vom andern noch zu hoffen hat.

Ich war einigermaßen unwillig über Sie, daß Sie mir auf die dringende Bitte, die ich im Monat Oktober an Sie gerichtet hatte, mich mit Datis über die Erfurter

Zuſammenkunft zu verſehen, nie mit einer Sylbe geantwortet hatten. Da ich ſeitdem genug, und mehr als mir lieb war, darüber erfahren habe, ſo hatte ich nicht nöthig, dieſen Antrag in Erinnerung zu bringen. Ihr Stillſchweigen kontraſtirte aber gewaltig mit der großen Bereitwilligkeit, die Sie mir bei unſrer letzten Zuſammenkunft gezeigt hatten, allen meinen Wünſchen dieſer Art Genüge zu thun. — Da Sie mir jetzt unaufgefordert etwas mittheilten, was mir wichtig iſt, ſo gleicht ſich nun alles wieder aus, und es bleibt mir nichts übrig als Sie meiner fortdauernden Freundſchaft zu verſichern.

Gentz.

6.

Prag, den 9. April 1810.

Ich danke Ihnen zuerſt, mein theuerſter Freund, für Ihr fortdauerndes Andenken; dann für den ſehr angenehmen Beweis deſſelben, den Sie mir ſo eben zukommen laſſen. Ihre Karte — gerade ſo recht nach meinen Wünſchen entworfen — iſt eine Arbeit, die ſich von ſelbſt lobt; ich preiſe mich glücklich, ſie zu beſitzen. Jetzt aber muß ich Sie von einer Sache unterhalten, die mir gleichfalls ſehr am Herzen liegt, und worüber ich recht ungeduldig bin, von Ihnen einen befriedigenden Aufſchluß zu bekommen.

Der Aufſatz in der Pallas über die Schlachten im Marchfelde hat in Wien eine große Senſation gemacht.

Sie wiſſen, daß man in der öſterreichiſchen Armee nicht immer ganz gerecht gegen Fremde iſt; dieſer Aufſatz aber iſt mit einſtimmiger Bewunderung geleſen worden. Während meines Aufenthalts in Wien hörte ich unter den Militairs faſt täglich davon ſprechen. Die beiden Generale von Stutterheim, jeder in ſeiner Art ein ſehr kompetenter Richter (und wovon der eine die Geſchichte des letzten Feldzuges ſchreiben will, wozu er ſich gewiß von allen unſern Offizieren am beſten qualifizirt), der General Ignaz Hardegg, Wartensleben, Wallmoden, die Prinzen Aloys und Moritz Liechtenſtein, und alles was es nur beim Generalſtabe von irgend bedeutenden Menſchen giebt, — erklärten oft, daß bis jetzt noch keine vernünftige Zeile über dieſen Feldzug geſchrieben, jener Aufſatz aber das Werk eines Mannes nicht nur von großen Einſichten, ſondern von wahrem militairiſchen Genie ſei. Selbſt der Erzherzog Karl iſt ganz davon betroffen geweſen, und hat ſich nicht enthalten können, mit Lob darüber zu ſprechen; Sie wiſſen vielleicht nicht, daß ſchon ſeit langer Zeit die Pallas das einzige Journal und à peu près das einzige Buch iſt, welches dieſer Prinz lieſet. Ich hatte, als ich nach Wien kam, die ſo laut und lebhaft gerühmten Aufſätze noch nicht geleſen, freute mich aber herzlich des Beifalls, den ſie dort gefunden hatten, und ergriff natürlich mit Vergnügen die Gelegenheit, von Ihnen alles Gute zu ſagen, wozu die Umſtände mich einluden. Ueberhäufte Geſchäfte hielten mich auch von jener Lektüre, ſo lange ich in Wien war, zurück; und erſt auf der Rückreiſe nach Prag (die ich am 31. März antrat) ſchritt ich wirklich dazu.

Daß ich — in ſofern ich mir über ein ſo hoch ſtehendes Produkt ein Urtheil anmaßen darf — die Bewunderung, die es in Wien erregt hatte, vollkommen theilte, darf ich Ihnen nicht erſt ſagen. Aber ein unglücklicher Skrupel ſtieß mir auf. Schon im erſten Theil dieſer Aufſätze fand ich einen Styl und eine Manier, die mir von der Ihrigen abzuweichen ſchienen, und als ich mich darüber mit dem Gedanken, daß dergleichen Wechſel bei fortſchreitenden und ſehr lebendigen Schriftſtellern nichts Außerordentliches iſt, abgefunden hatte, ſtieß ich auf einige mit Ihrer Namens-Chiffre bezeichnete Noten, die nicht nur durch ihre Erſcheinung neben andern nicht bezeichneten, ſondern einigermaßen ſelbſt durch ihren Inhalt anzudeuten ſchienen, daß die Hauptſchrift in der That nicht von Ihnen ſei.

In der Ungewißheit über dieſen Punkt ſchreibe ich noch; Sie begreifen wohl, daß es mich ſehr ärgern würde, wenn Sie nicht der Verfaſſer dieſer Aufſätze wären, weil ich den Succeß, den ſie einmal gehabt haben, niemandem ſo gern gönnte, als Ihnen. Von der andern Seite ſcheint es mir ſo unbegreiflich, daß ein Anderer (und zwar ein anderer Augenzeuge) ſie geſchrieben haben ſollte, ich ſehe ſo wenig ab, wo außer Ihnen ein ſolcher zu finden ſein könnte, — denn von einem Franzoſen rühren ſie doch gewiß nicht her — daß ich mir, trotz der obenbemerkten Anomalien, zuweilen wieder ſage: ſie müſſen von R. geſchrieben ſein!

Hierüber erbitte ich mir von Ihnen eine gründliche Auskunft; und ſollten Sie nicht der Verfaſſer ſein, wie

ich immer noch im Grunde meiner Seele glaube, Anzeige desjenigen, der dergleichen produziren konnte. — Ich werde ſchon in der Mitte Mai nach Töplitz gehen; ich habe aus Wien fatale Gichtſchmerzen mitgebracht, die eine zeitige uud regelmäßige Badekur erfordern. Ich freue mich ſehr, Sie dort zu ſehen. Wir werden einander diesmal um Vieles näher ſein; dafür haben die großen Erfahrungen, die uns abermals aufgedrungen wurden, wohl geſorgt. — Schreiben Sie mir unterdeſſen durch Eichler, ſo fleißig als Sie können; und wenn irgend etwas in der neuſten Literatuc aufſteigt, das Sie beſonders frappirt, ſo theilen Sie mir Ihre Bemerkungen darüber mit. Nach Müller's Elementen möchte mich wohl ſobald nichts wieder ganz ergreifen. Leben Sie wohl und fortdauernd mir gewogen.

Töplitz, den 11. April.

Ich bin auf 24 Stunden hieher gegangen, um mit Doktor Ambroſi zu konſultiren und mir Quartier zu beſtellen. Ich ſchicke Ihnen alſo von hier aus meinen Brief.

Ich fand hier Noſtitz, der die nahe bevorſtehende Nachricht von dem Tode ſeines Vaters an der Gränze erwartet. Dieſer iſt unter andern auch ganz davon durchdrungen, daß Sie der Verfaſſer jener Aufſätze ſind, und hat mich durch Heraushebung einiger kleinen Umſtände von neuem ganz in meinem erſten Glauben beſtätigt. — Schicken Sie mir doch durch Eichler ein Exemplar von den beiden Stücken der Pallas, welche die Aufſätze enthalten; ich habe blos ein fremdes Exemplar, das ich zurück-

geben muß. Legen Sie es aber unter ein anderes Kouvert, oder den Brief, damit Eichler, der mich darum gebeten hat, vorher darin leſen kann.

Fr. Gentz.

7.

Vom General von Stutterheim an R. v. L. in Dresden.

Baaden bei Wien, den 16. Auguſt 1810.

Ich habe durch den Hrn. von Gentz Ew. Hochwohlgeboren Brief zu erhalten die Ehre und das Vergnügen gehabt. Ihr Freund hatte ſehr Recht, als er Ihnen vom vorzüglichen Intereſſe ſprach, welches Ihre Aufſätze in der Pallas über die Schlachten auf dem Marchfelde in mir erregt haben. Ihre Geſchichte der Operationen des preußiſch-ſächſiſchen verbundenen Heeres hatte ſchon früher den Wunſch nach der näheren Bekanntſchaft eines Mannes, der großer, umfaſſender Ideen fähig iſt, in meinen Gedanken belebt; dieſe Aufſätze in der Pallas erhöheten nun dieſen Wunſch und vorzüglich den Gedanken, Ihnen, Herr Oberſtwachtmeiſter, einige Notizen mittheilen zu können, in Bezug auf Ihre Meinungen und Vermuthungen über uns Oeſterreicher, damit Sie bei Bearbeitung der Fakta und der Bemerkungen über dieſe nicht jene Unkenntniß theilen möchten, die ziemlich allgemein in Norddeutſchland über uns herrſcht.

Doch der Schlüſſel des Geſchehenen iſt Ihrem Scharfblick gewiß nicht entgangen, und die Urſachen, welche den

Lauf der Begebenheiten beſtimmten, liegen wohl deutlich genug am Tage, um ſich Ihrer kritiſchen Prüfung nicht entzogen zu haben. Ihnen jetzt aber authentiſche Data zu geben, iſt mir noch nicht möglich, da die, welche ich beſitze, zur Bearbeitung einer pragmatiſchen Geſchichte des ganzen Feldzugs einſt dienen ſollen, und eben Auszüge daraus verfaßt werden. Ich bedaure, daß Ihre Entfernung von Wien zu weit iſt, um in kurzer Zeitfriſt Mittheilungen zwiſchen uns ſchnell möglich zu machen. Es liegt mir daran, daß bei Annäherung der Periode, welche die Ausführung meines Vorhabens realiſiren wird, Sie ganz vorzüglich alles erhalten, was Ihren kritiſchen Bemerkungen zum ſichern Leitfaden dienen kann, damit ein großes und allgemeines Beſte daraus erwachſe. Vor allem aber warne ich Ew. Hochwohlgeboren, keine Fakta aus gewiſſen Briefen (Briefe des Generals Grünne an den Prinzen de Ligne) zu ſchöpfen, welche in einigen Zeitſchriften nicht längſt erſchienen ſind, und völlig irrige Data angeben, vorzüglich in Rückſicht der Bewegungen und Gefechte in Baiern; Umſtände, Leidenſchaft, nicht Wahrheit, haben hier ſeichte Geſchwätzigkeiten zu Papier gebracht, die nie geſchrieben, noch viel weniger gedruckt hätten werden ſollen. Sobald ich Ihnen etwas Ausführliches zu ſenden im Stande ſein werde, verſpreche ich es zu thun, und bitte Sie einſtweilen verſichert zu ſein, daß es mir ſehr leid thut, Ihnen nicht ſogleich die Befriedigung der mir mitgetheilten Wünſche zugeſtehen zu können.

Es war mir angenehm, einige Worte mit Ihnen zu wechſeln; die nähere Bekanntſchaft eines Mannes von

Ihren Geiſt und Talenten würde mir unendlich ſchätzbar ſein.

Empfangen Sie indeß die Verſicherung der ausgezeichneten Hochachtung, mit welcher ich zu ſein die Ehre habe

Ew. Hochwohlgeboren

ganz ergebener Diener

v. Stutterheim.

8.

Von Gentz an A. v. L. in Dresden.

Wien, den 5. April 1811.

Im glaubte Ihnen mit dieſem Briefe, mein theurer Freund, ſicher einen Theil des Stutterheim'ſchen Werkes zu überſchicken. Zum Unglück aber iſt der Verfaſſer einige Wochen lang durch eine ſchwere Krankheit zurückgeſetzt worden, und obgleich neun oder zehn Bogen der eigentlichen Geſchichtserzählung wirklich ſchon gedruckt ſind, ſo konnte ich ihn doch nicht dazu bewegen, dieſe allein abgehen zu laſſen; er will durchaus, Sie ſollen mit der Einleitung anfangen, und da er ſich nun feſt verſichert hält, daß binnen 14 Tagen die Einleitung nebſt dem ganzen erſten Hauptabſchnitt der Geſchichte fertig ſein wird, ſo will er Ihnen das alles zu gleicher Zeit überliefern. Im Grunde hat er Recht.

Ihre Beſorgniß, daß dieſe Arbeit Ihnen nicht hinlänglich ſpezielle Data, und **grandissime detail** darbieten möchte, können Sie nur unbedingt fahren laſſen. Ich

glaube, Ihre Erwartungen werden in jeder Rückſicht weit übertroffen werden. Mir iſt nicht bekannt, daß man noch je über die Geſchichte eines Feldzuges ſo genaue, gründliche und vollſtändige Data auf einem Fleck verſammelt geſehen hätte. Dabei iſt das Werk, wenigſtens nach meinem Gefühl, eins der größten Meiſterſtücke militairiſchen Vortrages, die irgendwo erſchienen ſind. Ich bin von Bewunderung dafür ganz durchdrungen — das einzige, worauf Sie Verzicht thun müſſen, und was Sie auch billiger Weiſe gar nicht darin ſuchen konnten, ſind die in Ihrem letzten Briefe berührten „Aufſchlüſſe über die geheimen Triebfedern". Von dieſer Seite werden Sie natürlich nichts finden; wie wäre denn dies auch möglich, da das Werk gewiſſermaßen unter den Auſpizien der Regierung erſcheint. Alles iſt darin rein-hiſtoriſch und rein militairiſch; und das ganze noch übrige Geheimniß beſteht in der Beſtimmung des Grades von Unfähigkeit, Ungeſchicklichkeit und Schwäche der vollziehenden Hauptperſonen. Ein andres Geheimniß gab und giebt es nicht; davon können Sie mit voller Zuverſicht ausgehen; das Stutterheim'ſche Buch bringt die Sache zu einem ſolchen Grade von Klarheit, daß forthin jeder Kenner die Urſachen des Mißlingens an den Fingern wird aufzählen können. Mehr können Sie nicht fordern; das Uebrige iſt Ihre Sache. Auch über den Punkt der frühern Operationsplane werden Sie in der Einleitung befriedigende Aufſchlüſſe finden. Die wechſelſeitige Stärke und Kompoſition der Streitkräfte iſt nicht nur im Ganzen, ſondern auch faſt bei jedem einzelnen Gefecht mit muſterhafter Genauigkeit angegeben.

Kurz, die Arbeit läßt nichts zu wünſchen übrig, als das Einzige, das Stutterheim nicht liefern durfte: ein freies Endurtheil über die, welche das Unglück zu verantworten haben.

Jetzt muß ich noch über einen andern Artikel Ihres letzten Briefes ſprechen, den ich nicht todt zur Erde fallen ließ. Ich habe Stutterheim vorgeleſen, was Sie von dem Defenſivſyſtem u. ſ. f. ſchreiben; und ich muß Ihnen ſagen, daß er ſehr davon frappirt worden iſt. Er findet die Sache ſo äußerſt intereſſant und wichtig, daß er Sie dringend auffordert, ſich darüber (ohne gerade Ihr ganzes Geheimniß aufzudecken) nur etwas beſtimmter gegen ihn zu erklären. Er wünſcht eigentlich, Sie möchten ihm einen oſtenſibeln Brief ſchreiben, worin Sie ihm ſagten, daß Sie bei Gelegenheit einer Arbeit über das Fortifikationsweſen und beim Studium mehrerer Schriftſteller über dieſen Gegenſtand auf Gedanken gekommen wären, die heute großen Nutzen ſtiften, und beſonders auf Oeſterreich's Lage ſehr anwendbar ſein könnten; Sie möchten alsdann im Allgemeinen, und ungefähr ſo viel, wie in Ihrem Briefe an mich, die Richtung Ihrer Ideen angeben, und ſich bereit erklären, in weiteres Detail zu gehen, wenn man Sie überzeugte, daß es der Mühe verlohne, und daß man die Sache mit Ernſt verfolgen würde. — Dieſen Brief will er ſelbſt dem Kaiſer vorleſen; und er glaubt, daß dies dazu führen könnte, mit Ihnen in nähere Verhandlungen zu treten, Sie vielleicht zu einer Reiſe nach Wien zu engagiren ꝛc. In wie fern dieſes Projekt Ihrer Lage und Ihren Wünſchen angemeſſen iſt, müſſen Sie am beſten

zu beurtheilen wiſſen; wenn es aber einigen Reiz für Sie hat, würde die von Stutterheim vorgeſchlagene Einleitung gewiß eine der zweckmäßigſten ſein. — Uebrigens war wohl ein weiſes und wirkſames Defenſivſyſtem, wenn ein ſolches erfunden werden kann, nie ein größeres Bedürfniß für Oeſterreich als gerade jetzt. Der Ausbruch eines neuen Kontinentalkrieges iſt vielleicht ſehr nahe; das höchſte, wonach wir in dieſem Kriege ſtreben, und was wir auch für den Anfang wahrſcheinlich erreichen werden, iſt vollkommene Ruhe und Neutralität. Da aber unſre innere Sicherheit nichts deſto weniger auf die Länge in hohem Grade gefährdet werden muß, und dieſer Krieg, was auch ſein Ausgang ſei, und wenn wir wirklich bis an's Ende unthätig bleiben könnten, uns in eine überaus kritiſche Lage verſetzen wird, ſo könnten wir wohl die uns übrigen freien Tage auf nichts beſſeres verwenden, als auf Vorbereitung zu einer ſolchen Organiſation unſerer Länder, wie ſie Ihnen vorzuſchweben ſcheint.

Antworten Sie mir gleich über dieſen Punkt und ohne meinen nächſten Brief abzuwarten. Es wird in vierzehn Tagen eine Gelegenheit geben, ein Paket an Paul Eſterhazy zu ſchicken, und ich werde das Aeußerſte thun, um dieſe für die Sendung der Stutterheim'ſchen Bogen zu benutzen.

Zu dem beiliegenden Briefe an Göthe gehört eine kleine Rolle, die Graf Schönfeld, der drei oder vier Tage nach Graf Zichy durch Dresden gehen wird, Ihnen zuſtellen ſoll. Ich überlaſſe es Ihnen, den Brief entweder ſo lange zurück zu behalten, oder ſolchen, was

wohl beſſer wäre, mit Bemerkung dieſes Umſtandes, vorläufig abgehen zu laſſen.

Gentz.

9.

Wien, den 28. April 1811.

Sie haben hoffentlich meine Briefe und Sendungen durch Graf Zichy und Graf Schönfeld richtig erhalten; ob es mich gleich einigermaßen wundert, daß Sie auf den vom 15. d. M. mir noch nicht geantwortet. Unterdeſſen iſt hier etwas vorgefallen, was mir in Rückſicht auf Sie ſehr unangenehm iſt. Man hat die beiden Nummern 106 und 107 der Allgemeinen Zeitung ſtrenge verboten, wegen eines — vermuthlich von Böttiger herrührenden — Artikels über den dritten Theil der Reiſe mit der Armee. Was hätte ich überhaupt darum gegeben, wenn ich der Welt hätte verbergen können, daß dies fatale Buch von Ihnen iſt! Nun müſſen noch unbeſcheidne Lobredner auftreten, einzelne anſtößige Sachen aus dieſem Buche herausheben, das, was Sie über Napoleon geſagt, als „das Befriedigendſte, Ergreifendſte, was man über den Unbegreiflichen leſen kann", anpreiſen. Nun muß ich noch aus dieſem faden Artikel vernehmen, daß Sie unbehutſam genug waren, eine ſo delikate Seite, wie „die Abneigung der Kaiſerin gegen den Krieg", und vielleicht manches Andre, was Sie nur aus ſehr konfidentiellen Mittheilungen wiſſen konnten, öffentlich zu berühren! Das Verbot der beiden Blätter, ich will es Ihnen

ehrlich geſtehen, war nicht das Werk der Polizei, ſondern des Grafen M., der ſich dergeſtalt über den Artikel ärgerte, daß es mir ſchwerlich gelungen ſein würde, ihn damit auszuſöhnen, wenn ich auch beſſere Gründe anzuführen gehabt hätte, als die mir wirklich zu Gebot ſtanden. — Es bleibt dabei: Man kann nicht zweien Herren dienen! Man kann nicht zugleich dem franzöſiſch-deutſchen Publikum gefallen, und öſterreichiſchen Staatsmännern Vertrauen einflößen. Ich habe vielleicht Unrecht, darüber zu klagen; denn warum ſetze ich voraus, daß Ihnen gerade am letztern ſo viel liegen ſoll? Aber es iſt natürlich, daß man jemanden, dem man gut iſt, immer insgeheim zu ſeiner eignen Parthei zählt; und, was Sie nun auch darüber denken mögen, Sie waren werth, uns anzugehören. Bei allen unſern zahlloſen Fehlern und Gebrechen, ſind wir doch der einzige Punkt in Europa (außer England), auf welchen ein rechtlicher und wahrhaft einſichtsvoller Mann mit einigem Intereſſe ſein Auge fixiren kann. Alles Uebrige iſt Schutt und Graus.

Die Einleitung des Stutterheim'ſchen Werkes iſt noch immer nicht abgedruckt. Ich hoffe aber, mit der nächſten Privatgelegenheit im Stande zu ſein, Ihnen ſolche, nebſt dem erſten Abſchnitt der Erzählung, zu überſenden. Wenigſtens giebt Stutterheim dieſe Hoffnung. — Laſſen Sie ſich ja nicht verleiten, von dieſem Werke irgend eine vorzeitige Nachricht durch irgend ein Journal oder ſonſt zu verbreiten. Stutterheim will durchaus nicht, daß man eher davon ſpreche, als bis es wirklich erſchienen iſt.

Vergeben Sie mir, daß ich wieder einmal mit Ihnen gezankt habe. Sie werden die Quelle meiner Unzufriedenheit nicht verkennen, und meinem Motiv Gerechtigkeit widerfahren laſſen, wenn Sie auch meine Bemerkungen mißbilligen ſollten. Adieu.

Gentz.

10.

An R. v. L. in Wien.

Wien, November 1811.

Stutterheim erwartet Sie, entweder zwiſchen 1 nnd 3, oder zwiſchen 4 und 6. Er hat vorgeſtern wieder Blut geſpuckt und iſt ſchwach. Bemerken Sie wohl, daß man ihm nichts ſagen muß, was nur irgend die Idee erregen könnte, als hielte man ſeine Krankheit für gefährlich. — Humboldt wünſcht, da ſein Bruder erſt auf den Mittag abreiſet, Sie möchten ihn morgen beſuchen; etwa zwiſchen 10 und 11, oder, wann immer es Ihnen ſonſt beliebt. — Von Radetzky habe ich die Antwort noch nicht.

Gentz.

Stutterheim ſchickt ſo eben, und läßt mir ſagen, er habe eine ſchlechte Nacht gehabt, und dürfe heute gar nicht ſprechen. Ich möchte Sie alſo bitten, morgen zu ihm zu kommen.

Radetzky wünſcht mit Ihnen Dienſtag früh um 9 Uhr bei mir Bekanntſchaft zu machen.

G.

Notizen.

Zu Brief 1. Die „Galerie preußiſcher Charaktere" iſt eine der berühmteſten Schmähſchriften gegen die Verwaltung des preußiſchen Staates bis zur Niederlage von 1806, und die Hauptperſonen, denen man nachher das Unglück Schuld gab. Das Buch erſchien im Jahr 1808, zuerſt franzöſiſch. —

Die in der Nachſchrift und in dieſen Briefen oft erwähnte Zeitſchrift: „Pallas" (Zeitſchrift für Staats- und Kriegskunſt, herausgegeben von R. von L.) gab Rühle, in ſeinem damaligen Verhältniß als Sachſen-Weimariſcher Major und Gouverneur des Prinzen Bernhard *), vom Sommer 1808 bis Ende 1810 heraus. Die Aufſätze ſind großentheils von ihm ſelbſt geſchrieben, hiſtoriſch-geographiſchen (wozu die mehrmal erwähnten Weltkarten gehörten) und vorzüglich militairiſchen Inhalts, namentlich auf die neueſten Feldzüge in Preußen und an der Donau bezüglich. Beſonders dieſe letztern Artikel geben der Zeitſchrift noch gegenwärtig einen bedeutenden hiſtoriſchen Werth. — Mit dieſen Aufſätzen in der Pallas ſtehen die andern gleichzeitigen Militairwerke R's., der „Bericht eines Augen-

*) Der Prinz ſtand als junger Offizier bei der ſächſiſchen Garde; dies war die Veranlaſſung von R. v. L's längerem Aufenthalt zu Dresden.

zeugen von dem Feldzuge im Oktober 1806. Tübingen 1807, 2. Aufl., 1809; und die „Reiſen mit der Armee im J. 1809", 3 Bände, Rudolſtadt 1809—11, in nächſtem Zuſammenhang. Im J. 1809 begleitete der Verfaſſer den Prinzen Bernhard im ſächſiſchen Korps zur franzöſiſchen Armee nach Oeſterreich. — Die im nächſten Briefe beſprochenen „Hieroglyphen oder Blicke aus dem Gebiete der Wiſſenſchaft in die Geſchichte des Tags von R. von L." kamen in eben dieſem Jahre heraus. —

Zu Brief 2. Das Werk des bekannten Erdbeſchreibers und Geognoſten Ebel führt den Titel: „Ueber den Bau der Erde in den Alpengebirgen" (2 Bände, Zürich 1808). Ebel war aus Frankfurt an der Oder gebürtig und ging in frühen Jahren nach Frankreich, wo er mit Sieyes in regen Verkehr trat. Er bemühte ſich viel um Verbreitung der Schriften deſſelben in Deutſchland, und hielt ſich nachher in der Schweiz auf, in deren Beſchreibung ſeine ſchriftſtelleriſchen Verdienſte ſich am vorzüglichſten bewährt haben. —

In der Zeit, wo ſo viele preußiſche Militairs in auswärtige Dienſte traten, diente Müffling als Hauptmann beim Generalſtabe des Herzogs von Weimar. Auch mit ihm, dem bekannten jetzigen preußiſchen General der Infanterie und Präſidenten des Staatsraths ſcheint Gentz damals in freundlicher Berührung geweſen zu ſein. —

Zu Brief 3. Der Herzog — iſt der nachherige Großherzog Karl Auguſt von Weimar. —

Das Werk von Fichte, das hier ſo geprieſen wird, ſind die berühmten Reden an die deutſche Nation. Obwohl von ganz andern Gedankenkreiſen ausgegangen und auf ganz andere Dinge gerichtet, hatte Gentz doch früher ſchon dieſen Geiſt mit beſonderer Verehrung verfolgt, und ihn, namentlich in ſeiner philoſophiſchen Eigenthümlichkeit, bewundert. Schon im Jahre 1799, wo er im hiſtoriſchen Journal gelegentlich der Beiträge zu Berichtigung der Urtheile des Publikums über die franzöſiſche Revolution — die

bekannte Jugendſchrift Fichte's — erwähnt, und die darin ausgeſprochenen Grundſätze ſchlechterdings verdammt, ſetzt er, weiſe einlenkend, hinzu: „Wenn dieſes berühmt gewordene Buch wirklich (nach der allgemeinen Sage) von dem tiefſinnigen Verfaſſer der Wiſſenſchaftslehre herrührt, ſo iſt es für die Bewunderer ſeines Geiſtes kein geringer Troſt, in ſeinem Syſtem des Naturrechts jenen heilloſen Grundſatz gänzlich aufgegeben zu ſehen. Hoffentlich werden die Beiträge längſt vergeſſen ſein, wenn der Ruhm, den ihm ſeine ſpäteren Werke bereitet haben, ſeinen Namen in die fernſten Zeiten begleiten wird." (B. I. S. 59). — Erſt als der Druck des Vaterlandes ſeine ungeheure Schwere erreicht hatte, zeigte ſich Fichte in ſeiner glänzendſten Geſtalt. Der tiefe Reſpekt, den Gentz hier vor der Größe dieſes patriotiſchen Charakters ausſpricht, konnte ſich nicht ſchöner an den Tag legen, als indem der von Gentz ſo hochgeſtellte Freund, und ein zu wegwerfendes Urtheil deſſelben über die gebrechlichere Seite jener berühmten Reden, ſo entſchieden zurückgewieſen wird. Der Aufſatz von Adam Müller, der hiezu Anlaß gab, ſtand im dritten Stück der Pallas von 1808. —

Zu Brief 6. Die Artikel in der Pallas: „Ueber die Schlachten auf dem Marchfeld" rührten allerdings von dem Herausgeber her. Er hatte ſich aber abſichtlich etwas verſteckt. In jener Zeit der allhin eingreifenden Franzoſenherrſchaft lag ſchon in der kleinſten Andeutung die größte Kühnheit. —

Adam Müllers „Elemente der Staatskunſt in Vorleſungen" erſchienen 1810 in 3 Theilen gedruckt. —

Der hier erwähnte Noſtitz iſt unzweifelhaft der durch ſeinen Patriotismus, ſeinen Franzoſenhaß und ſeine militairiſchen Thaten ruhmvoll bekannte Karl v. Noſtitz, aus Merſeburg in Sachſen, vormals Adjutant des Prinzen Louis Ferdinand, nachher in öſterreichiſchen, und als auch hier keine Hoffnung mehr war, in ruſſiſchen Dienſten, noch gegenwärtig (in den Grafenſtand erhoben) ruſſiſcher Generallieutenant. Mit ihm

iſt weder der öſterreichiſche General gleichen Namens, noch der bekannte Adjutant Blüchers, der aus Schleſien gebürtige Graf Noſtitz, zu verwechſeln. —

Zu Brief 7. Der öſterreichiſche General Friedrich Heinrich Ludwig v. Stutterheim, von dem der hier eingefügte Brief an Rühle geſchrieben iſt, war einer der tüchtigſten öſterr. Militairs von den Revolutionskriegen her. Unter dem Miniſterium ſeines Freundes Stadion gewann er zugleich ſchriftſtelleriſche und politiſche Bedeutung. Ihm wurde nach den Niederlagen von 1805 und 1809 der ehrenvolle Auftrag, die Schuld der unglücklichen kriegeriſchen Ergebniſſe wenigſtens von einem ſo tapferen Heere abzuwälzen; die Staatsarchive und die des Hofkriegsraths ſtanden ihm hierzu vollſtändig offen. Sein Hauptwerk, die „Geſchichte des Kriegs von 1809" (1r Thl., Wien 1811) blieb leider durch den Tod des Verfaſſers unvollendet. Er ſtarb noch im Jahr 1811. Der Name, den er ſich als öffentlicher Charakter und als Kriegsſchriftſteller erworben, bleibt in den Annalen unſerer Geſchichte und namentlich der ſeines Vaterlandes rühmlichſt verzeichnet. — Die Briefe des General Grafen von Grünne an den Fürſten von Ligne ſtehen auch im zweiten Bande der Europäiſchen Annalen von 1810. —

Zu Brief 9. Mit Böttiger, dem kürzlich verſtorbenen Archäologen und Literator, dem Polyhiſtor und Polypragmatiker, der ſich um Alles kümmerte und ſo Viel wußte, ſtand Gentz, von ſeinem Dresdner Aufenthalt her, gleichfalls in einer äußerlichen Verbindung. In den „Literariſchen Zuſtänden und Zeitgenoſſen", welche der Sohn, der Profeſſor in Erlangen, aus ſeines Vaters Papieren zu veröffentlichen jüngſt begonnen hat, ſollte, wie die Vorrede des erſten Theiles verſprach, unter den Schilderungen mehrerer bedeutenden Zeitgenoſſen, auch eine Skizze von Gentz folgen, die wahrſcheinlich über ſein damaliges intereſſantes Leben manche Details liefern würde. Der zweite Theil brachte jedoch nichts davon, und ließ überhaupt die weitere Fortſetzung zweifelhaft. —

Zu Brief 10. Wilhelm v. Humboldt war in jener Zeit gleichfalls in Wien und zwar in der unter damaligen Verhältniſſen ſehr wichtigen Funktion eines preußiſchen Geſandten am kaiſerlichen Hofe. Humboldt begann auf dieſem Poſten ſein diplomatiſches Wirken. Wie trefflich er auf die lauernde Politik des Wiener Kabinets einzugehen gewußt, bewies das große Vertrauen, mit dem er ſpäter beehrt wurde, ſeine Ernennung zum Bevollmächtigten beim Friedenskongreß zu Prag und ſein großer Wirkungskreis auf dem Kongreſſe zu Wien und bei den darauf folgenden Hauptverhandlungen der Alliirten. —

Radetzky — iſt der noch lebende Feldmarſchall-Lieutenant, und Kommandeur von Mailand. —

VII.

An

Chateaubriand.

Vor einigen Monaten erſchien zu Paris und Leipzig ein neues Werk von Chateaubriand: „Der Kongreß von Verona.“ Der berühmte Verfaſſer hat darin ſeine Stellung und Thätigkeit zu Verona, wo er namentlich gegen das Ende des Kongreſſes das Haupt der franzöſiſchen Geſandtſchaft war, und von wo aus ihm, kaum als er nach Paris zurückgekehrt war, das Portefeuille des Auswärtigen übertragen wurde, zur Belehrung der Nachwelt ausführlicher beſchrieben. Allerdings gewinnen nach dieſer Erzählung die Spezialitäten im Fortgange des Kongreſſes einiges Licht; im Ganzen aber iſt lange kein ſeichteres, ſchwülſtigeres und prahleriſcheres Geſchwätz mit pomphafter Emphaſe zur Welt gebracht worden, als in der Schilderung des Herrn v. Chateaubriand und ſeiner Veroneſiſchen Heldenthaten. Es iſt ſeine Abſicht darin zu beweiſen, daß Frankreich und die Bourboniſche Herrſchaft, wenigſtens unter ſeiner Vertretung, keineswegs das Werkzeug der heiligen Allianz geweſen, daß er und Villèle die Expedition nach Spanien gefordert und erkämpft haben. Dieſen Ruhm, wenn es einer iſt, würde man ihm gönnen, wenn nur dabei nicht das Wahre ſelbſt in falſches Licht gebracht, und, um dem Glanz des edeln Vicomte ja nichts abzuziehen, die eigentlichen Abſichten anderer Hauptmächte entweder verdreht oder verſchwiegen würden. Noch das Intereſſanteſte an dieſem Panegyrikus iſt der ausführlich beſchriebene Verkehr des beredten Autors mit dem Kaiſer Alexander, der jenem eigentlich den kriegeriſchen Impuls gab, die poetiſche Anſchauungsweiſe einer in der Politik ſo fremdartigen Erſcheinung nicht ohne Zuneigung betrachtete, der deshalb ſelbſt die

gigantiſchen Illuſionen des ritterlichen Diplomaten in Kauf nahm, und vor allem den glänzenden Autor, den Verfaſſer des Genius des Chriſtenthums in ihm verehrte. Wichtiger jedoch als alles dies, iſt die ziemliche Zahl diplomatiſcher Urkunden und Sendſchreiben faſt aller bei jenen Verhandlungen betheiligten Monarchen und Staatsmänner, die darin mitgetheilt ſind, und darunter, was uns hier ganz allein intereſſirt, ein Paar zwiſchen Chateaubriand und Gentz gewechſelter Briefe.

Da einmal die Beruhigung Spaniens einem franzöſiſchen Heere übertragen werden ſollte, lag es Oeſterreich und ſeinen Hauptverbündeten hauptſächlich daran, daß die Maßregel, als eine im Namen aller Kontinentalmächte unternommene, betrachtet werde. In dieſem Sinne war auch Chateaubriand's Perſönlichkeit nicht gerade unwillkommen; man ſah voraus, daß er, um ſo vielen Widerſprüchen in Frankreich ſelbſt zu begegnen, der Uebereinſtimmung der Mächte dabei benöthigt und ihrem Einfluſſe offen bleiben würde. Als er ſein Miniſterium antrat, fand er es ſogleich höchſt nöthig, ſich der Zuſtimmung öſterreichiſcher Staatsmänner zu ſeinen Handlungen zu verſichern. Er hatte in Verona oft erfahren, welche wichtige Rolle Herr v. Gentz bei den Verhandlungen und namentlich im kaiſerlichen Kabinet ſelber ſpielte, wie groß, nach Chateaubriands Anſicht, der Einfluß deſſelben auf den Staatskanzler ſei. Deshalb hielt er es für räthlich, ſich beim Antritt ſeines Miniſteriums auch an Gentz in einem eigenen Schreiben zu wenden. *) Dieſer Brief und zwei

*) „En entrant au ministère, nous écrivimes selon l'usage les lettres pour annoncer aux diverses cours notre nomination, et pour leur déclarer, aussi selon l'usage, que rien n'était changé dans le système politique de notre prédécesseur. Nous adressames un mot particulier à M. Gentz: nous connaissions son influence sur l'esprit de M. de Metternich, et nous savions que la principale contrariété nous viendrait du cabinet de Vienne“ Congrès de Verone (Leipzig, chez Brockhaus et Avenarius. 1838.). T. I. p. 193.

darauf folgende Blätter von Gentz gehören, als weitere Zeugniſſe ſeiner vielſeitigen Beziehungen, in unſere Sammlung.

Man wird ſich nicht wundern, daß zu einer Zeit, wo für Chateaubriand, trotz der leidigen, und oft belächelten Rolle, die er in den damaligen Geſchäften übernommen hatte, von Kaiſern, Königen, von Miniſtern und Staatsleuten aller Sorten unaufhörlicher Weihrauch emporſtieg, auch Gentz, in einem diplomatiſchen Briefe, dem berühmten Schriftſteller und ſchönen Geiſte ſeine Huldigung darbrachte. Seine eigentliche Anſicht über ihn, auch als Autor, hatte er gewiß nicht geändert; ſie findet ſich in einem Briefe an Rahel (Briefe aus ſpäterer Zeit, No. 4.), wo er ihn mit Frau von Staël als das Männchen von ihrer Art zuſammengeſtellt, ſcharf genug ausgeſprochen. Jetzt aber hatte ein öſterreichiſcher Staatsmann, weit mehr als ſo viele Andre, die ihn bei weniger Abſicht und Zweck mit ungemeſſenen Lobeserhebungen überhäuften, Grund dazu, mit einiger Anerkennung nicht zu ſparen.

Wenn man bedenkt, wie namentlich die franzöſiſchen Staatsmänner ihre oft geringhaltige Thätigkeit im ſtolzen Gepränge ſolcher Denkwürdigkeiten und Memoiren, für Mit- und Nachwelt herausſtellen, ſo erſcheint es als dringendes Bedürfniß, fremder Ruhmredigkeit und Anmaßung hie und da auch ein deutſches Bild und einen unſerer, ſo oft nachdrücklich, aber ſtill und beſcheiden wirkenden Staatsmänner entgegen zu ſtellen, — Lebens- und Charakterbilder, wie ſie unſere Hardenberg und Metternich, Humboldt und Gentz, und ſo viel andere Deutſche mit unendlich größeren Anſprüchen verdienten, als Chateaubriand und ſo manche redſelige Berühmtheit des Auslands. —

1.

M. de Chateaubriand à M. Gentz.

Paris, 30 décembre 1822.

Me voilà ministre, monsieur. M. le prince de Metternich vous communiquera peut-être la lettre où j'ai l'honneur de lui mander tout le détail. Maintenant ne m'abandonnez pas: je suis sur la brèche. Les obstacles sont grands au dedans comme au dehors. J'ai à lutter contre les choses et contre les hommes; appuyez-moi donc. Que je sois appuyé par les sentiments de bienveillance des cabinets de l'Europe, et j'en serai plus fort. Vous savez, monsieur, que je vous ai reproché, à vous autres puissances étrangères, une trop longue injustice envers les royalistes. Tantôt vous nous avez pris pour de vieux barons du treizième siècle, tantôt pour des novateurs du dix-neuvième; cela nous a fait du mal. Laissez-moi donc être royaliste constitutionnel; ne vous effrayez ni de ma marche, ni de mon langage. Je connais la France, et je sais la seule route à prendre pour arriver à

un ordre de choses qui fera le bonheur de mon pays et le repos de l'Europe. Vous m'avez, monsieur, promis votre amitié; je la réclame, et les témoignages m'en seront surtout bien précieux dans ce moment. Vous connaissez tous les sentiments d'estime et de considération que je vous ai voués.

Chateaubriand.

2.

M. Gentz à M. de Chateaubriand.

Monsieur le vicomte,

L'événement qui fait le sujet de la lettre dont Votre Excellence m'a honoré, et que j'ai reçue avec la plus vive reconnaissance, est à mes yeux un des plus heureux que les vicissitudes de bonne et de mauvaise fortune par lesquelles nous sommes condamnés à chercher le chemin du salut aient amené depuis longtemps sur l'Europe.

Je le regarderais comme tel, monsieur le vicomte, si je n'avais pour en juger que les notions que je partage avec tout le monde, celles des principes et des sentiments que vous avez gravés dans des écrits dignes de l'immortalité, et sûrs d'en jouir autant que les ouvrages des hommes peuvent y prétendre. Mais ayant eu l'avantage inappréciable de vous entendre

traiter des questions pratiques de la plus haute importance, je connais de plus l'application que vous faites de ces nobles principes aux problèmes que nous avons à résoudre, et qui ne sont pas toujours envisagés sous le même point de vue par les hommes d'État les plus d'accord entre eux sur les bases fondamentales.

Je puis donc me flatter de posséder tous les éléments qu'il me faut pour former une opinion correcte sur le système que suivra le gouvernement français dans une des époques les plus décisives pour son avenir.

L'affaire d'Espagne, quelque grave qu'elle soit, n'est, après tout, qu'un point isolé dans la vaste carrière qui vous attend; mais un pressentiment auquel je me livre, comme si c'était une inspiration, m'annonce que, sous vos auspices et sous ceux de M. de Villèle, nous arriverons (car la France c'est nous) à des résultats qu'au milieu de notre lutte pénible nous avions souvent regardés comme fort au-dessus de nos espérances.

Mon opinion personelle serait ici de peu de valeur, mais, puisqu'elle est entièrement partagée par M. le prince de Metternich, elle me semble acquérir un grand poids. Jamais encore ce ministre éclairé n'a attaché à la direction suprême des affaires en France la confiance prononcée dont je le vois pénétré aujourd'hui; et certes, votre première dépêche à M. de Caraman était bien de nature à justifier cette confiance.

J'ai observé avec une véritable satisfaction, monsieur le vicomte, que dans cette pièce vous vous êtes plusieurs fois servi du terme d'*alliance continentale;* rien ne me paraît plus juste que de substituer ce terme (au moins dans le langage confidentiel des cabinets) à tant de dénominations vagues, qui, en dernier lieu, n'ont servi qu' à couvrir la nullité des engagements auxquels elles se rapportaient. Si l'ordre et la paix peuvent encore être solidement rétablis en Europe, il n'y a que l'union sincère et active des grandes puissances du continent qui puisse nous y conduire. Tout est vrai, tout est réel dans cette association; en dépit de la diversité des formes, les intérêts sont communs, les besoins sont réciproques. Avec des talents, même du premier ordre, à la tête de son gouvernement, la France ne peut se consolider par une marche isolée, et Dieu la préservera de jamais choisir celle dans laquelle elle rencontrerait l'Angleterre; et, quant à nous autres, quoique tranquilles encore sous l'égide de nos vieilles institutions, comment compterions-nous long-temps sur la stabilité de ce bonheur, si la France ne nous rendait pas, par la sagesse de ses conseils et le succès de ses mesures, ce même appui moral qu'elle a le droit d'attendre de notre part? Toute la haute politique me paraît renfermée maintenant dans ces simples vérités; le reste ne vaut pas la peine qu'on s'en occupe. Votre séjour à Vérone doit vous avoir convaincu, monsieur le vicomte, que l'Autriche comme

la Russie et la Prusse ne savent plus ce que c'est que de courir après des projets subalternes de ses perdre dans des vues d'intérêt privé ou d'ambition vulgaire, que tout est monté chez nous à des poursuites d'un bien autre caractère, et je regarde comme un de plus précieux résultats du dernier congrès, qu'un homme de votre autorité y ait trouvé de quoi nous rendre enfin ce témoignage dans son pays.

Les écrivains révolutionnaires célèbrent avec transport la dissolution de la grande alliance, et s'expriment comme si nous touchions au moment d'une brouillerie complète avec les puissances qui l'avaient formée. Il faut leur faire comprendre (et qui peut mieux s'en charger que les bons journaux de France?) qu'ils se trompent ou qu'ils trompent le public: que l'opposition manifestée par l'Angleterre, sur des questions sans doute très-importantes, n'est point cependant une attitude hostile contre les alliés, et que, si la réunion des puissances contre les progrès de la désorganisation a fait une perte réelle (ce qui encore est fort douteux) par le refus du gouvernement anglais de prendre part à certaines mesures générales, cette perte se trouverait plus que compensée par l'affermissement du lien entre les puissances continentales. Cette observation suffirait pour détruire les deux tiers des sophismes et des menaces de M. Bignon.

Je n'abuserai pas d'avantage des moments précieux de Votre Excellence, et je n'oublierai jamais la règle que je dois observer à cet égard. Si, toute-

fois, il se présentait de ces questions particulièrement intéressantes, sur lesquelles je croirais devoir lui adresser quelques observations, je me flatte qu'elles seraient accueillies avec bienveillance. Il est superflu d'ajouter que si, dans telle occasion que ce fût, Votre Excellence pouvait tirer parti de ma bonne volonté et de mon zèle, je me féliciterais extrêmement de les lui offrir.

J'ai l'honneur d'être, avec tous les sentiments d'admiration et de respect,

Monsieur le vicomte,

Votre très-obéissant et très-dévoué serviteur,

Vienne, le 16 janvier 1823. *Gentz.*

3.

M. Gentz à M. de Chateaubriand.

Monsieur le vicomte,

Je viens de faire la seconde lecture d'un des plus beaux discours qui aient jamais été prononcés dans une assemblée publique. *) Il ne me convient presque pas d'en témoigner mon admiration à Votre Excel-

*) Diese Rede hielt Chateaubriand bei den wichtigen Verhandlungen der Deputirtenkammer über die **Crédits extraordinaires**. Der Kampf dauerte, unter den berüchtigsten Explosionen, mehrere Tage. Der Minister des Auswärtigen sprach den 26. Februar, hauptsächlich gegen Bignon. A. d. H.

lence: ce serait comme si je n'avais pas prévu qu'elle n'éleverait sa voix dans cette grande question que pour la traiter avec une supériorité décisive. Aussi n'est-ce pas à l'éloquence de ce discours que je paie le tribut de mes hommages; elle est si inhérente à toutes vos compositions, monsieur le vicomte, elle est d'un genre si caractéristique et si élevé, que ce n'est pas à propos d'un discours que l'on peut en parler positivement. Mais la force du raisonnement et de la logique, le choix des arguments, l'à-propos des réflexions les plus profondes, la manière victorieuse dont les objections les plus saillantes y sont coulées à fond, voilà ce qui, à mes yeux, constitue le mérite distinctif de ce chef-d'œuvre.

Votre Excellence n'a ni le temps de lire de longues lettres; ni aucun besoin de mes éloges. Je n'entre dans aucune question problématique. C'est un sentiment irrésistible qui me dicte ces lignes; et c'est une conviction intime qui me fait croire que, si l'expédition d'Espagne est exécutée comme elle vient d'être défendue, elle tournera infailliblement à la gloire de la France et au salut de l'Europe.

Agréez, monsieur le vicomte, l'assurance de tous les sentiments respectueux avec lesquels je suis,

De Votre Excellence,

Le très-obéissant et dévoué serviteur,

Vienne, le 8 mars 1823. *Gentz.*

73741029

Biz 5 Leid W.